



Karin Slaughter

VERGISS MEIN NICHT

Roman

Ein schrecklicher Abend in Heartsdale, Georgia: Auf einem Parkplatz droht eine Dreizehnjährige einen Mitschüler abzuknallen. Vergeblich versucht der Polizeichef die Situation zu entschärfen – das Mädchen muss erschossen werden, um das Schlimmste zu verhindern. Die ganze Stadt fragt sich ratlos, was die eher unscheinbare Schülerin in eine zum Äußersten entschlossene Mörderin verwandelte. Da macht Pathologin Sara Linton bei der Obduktion des Kindes eine Entdeckung, die schockierender ist als alles, was sie bis dahin gesehen hat...

Karin Slaughter

VERGISS
MEIN
NICHT

Roman

Deutsch von Teja Schwaner

Wunderlich

Die Originalausgabe erschien 2002 unter dem Titel
«Kisscut» bei HarperCollins, New York.

1. Auflage September 2004
Copyright © 2004 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«Kisscut» Copyright © 2002 by Karin Slaughter
Alle deutschen Rechte vorbehalten
Satz aus der Aldus PostScript, PageMaker,
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 3 8052 0731 X

Für Doris Smart, die Auburn Football
und das Leben liebte —
in ebendieser Reihenfolge

SONNABEND

EINS

«Dancing Queen», sang Sara Linton leise mit, während sie ihre Runde auf der Rollerskates-Bahn drehte. «Young and sweet, only seventeen.»

Links von sich hörte sie das ungestüme Rattern von Skates und konnte sich gerade noch rechtzeitig zur Seite drehen, um ein Kind abzufangen, bevor es mit ihr zusammenprallte.

«Justin?», sagte sie, als sie den Siebenjährigen erkannte. Sie hielt ihn am Hemdkragen aufrecht, denn seine Beine wackelten auf den Inlineskates.

«Hallo, Dr. Linton», bekam Justin japsend heraus. Der Helm war ihm zu groß, und er schob ihn mehrmals nach hinten, um sie ansehen zu können.

Sara erwiderte sein Lächeln und musste sich beherrschen, um nicht zu lachen. «Hallo, Justin.»

«Sie stehen auf diese Musik, was? Meine Mum auch.» Er starrte sie unverhohlen mit offenem Mund an. Wie die meisten von Saras Patienten wirkte auch Justin ein wenig verschreckt, als könnte er sich nicht vorstellen, ihr außerhalb der Kinderklinik zu begegnen. Manchmal fragte sie sich, ob man glaubte, dass sie dort im Keller wohnte und darauf lauerte, dass die Leute von Erkältungen oder Fieber heimgesucht in ihre Sprechstunde kamen.

«Egal.» Justin schob wieder seinen Helm nach hinten und versetzte sich dabei mit dem Ellbogenschoner einen Nasenstüber. «Aber ich hab gemerkt, dass Sie mitgesungen haben.»

«Lass mich mal», erbot sich Sara. Sie beugte sich hinunter, um seinen Kinnriemen fester zu ziehen. Die Musik auf der Bahn war so laut, dass Sara die Vibrationen der Bässe in der Plastikschnalle spüren konnte, die sie unter seinem Kinn festzurrite.

«Danke», brüllte Justin und legte aus unerfindlichem Grund beide Hände oben auf den Helm. Diese Bewegung raubte ihm das Gleichgewicht, und er geriet ins Stolpern, konnte sich aber gerade noch mit letzter Kraft an Saras Bein festklammern.

Sara hielt ihn wieder am Hemd fest und führte ihn hinüber zum Geländer am Außenrand der Bahn. Sie selbst hatte auch ein Paar Inlineskates anprobiert, sich dann aber für die altmodischen Rollschuhe mit vier Rädern entschieden, denn sie wollte sich nicht vor den Augen der halben Stadt auf den Hintern setzen.

«Wow», kicherte Justin und hängte sich haltsuchend an das Geländer. Er sah auf ihre Skates hinunter. «Mann, haben Sie große Füße!»

Sara blickte ebenfalls hinab und wurde vor Verlegenheit rot. Seit sie sieben Jahre alt war, hatte man sie wegen ihrer großen Füße gehänselt. Obwohl sie sich nun fast dreißig Jahre lang diesen Spott hatte anhören müssen, wäre Sara immer noch am liebsten mit einer Schüssel Schokoladen-eis unters Bett gekrochen, wenn man sie auf ihre Füße ansprach.

«Sie haben ja Skates für Jungs an!», kreischte Justin und ließ das Geländer los, um auf ihre Skates zeigen zu können. Sara konnte ihn gerade noch auffangen, bevor er auf den Boden prallte.

«Mein Lieber», flüsterte Sara ihm zuckersüß ins Ohr. «Das wirst du spätestens bereuen, wenn deine Nachimpfungen fällig werden.»

Justin lächelte seine Kinderärztin unsicher an. «Ich glaube, meine Mum will was von mir», murmelte er und hangelte

sich am Geländer entlang, wobei er argwöhnisch über die Schulter blickte, um sich davon zu überzeugen, dass Sara ihm nicht folgte.

Sie verschränkte die Arme und lehnte sich an die Balustrade, während sie ihm nachschaute. Wie die meisten Kinderärzte liebte Sara ihre Patienten, aber es sprach einiges dafür, am Samstagabend von ihnen unbehelligt zu bleiben.

«Ein Verehrer?», fragte Tessa, die neben ihr bremste.

Sara warf ihrer Schwester einen strengen Blick zu. «Erklär mir doch bitte mal, wie ich hierher geraten bin.»

Tessa versuchte ein Schmunzeln. «Aus purer Liebe zu mir?»

«Genau», erwiderte Sara sarkastisch. Auf der anderen Seite der Bahn erspähte Sara Devon Lockwood, Tessas derzeitigen Freund, der auch im Klempnerbetrieb der Familie Linton arbeitete. Devon führte seinen Neffen auf der Bahn für die Kleinen im Kreis herum, während sein Bruder zuschaute.

«Seine Mutter hasst mich», murmelte Tessa. «Sobald ich in seine Nähe komme, sieht sie mich giftig an.»

«Daddy ist bei unseren Freunden doch auch nicht besser», erwiderte Sara.

Devon merkte, dass sie zu ihm hinschauten, und winkte.

«Er kann gut mit Kindern umgehen», sagte Sara und winkte zurück.

«Er kann auch noch mit was anderem gut umgehen», sagte Tessa leise. Sie wandte sich wieder Sara zu. «Dabei fällt mir ein — wo ist denn Jeffrey?»

Sara blickte wieder zum Haupteingang und stellte sich dieselbe Frage. Und auch, warum es ihr eigentlich nicht egal war, ob ihr Exmann auftauchte oder nicht. «Weiß ich nicht», antwortete sie. «Seit wann ist es in dem Laden hier so voll?»

«Es ist Samstagabend, und die Football-Saison hat noch nicht angefangen. Was sollen die Leute denn sonst machen?», sagte Tessa, ließ Sara aber nicht das Thema wechseln. «Also, wo bleibt Jeffrey?»

«Vielleicht kommt er ja gar nicht.»

Die Art, wie Tessa grinste, verriet, dass sie sich einen boshaften Kommentar verbiss.

«Mach schon, sprich es aus.»

«Ich wollte gar nichts sagen», antwortete Tessa, und Sara war nicht klar, ob sie log.

«Wir sehen uns nur ab und zu.» Sara hielt inne und fragte sich, wem sie eigentlich etwas beweisen wollte: Tessa oder sich? Dann fügte sie hinzu: «Es ist ganz und gar nichts Ernstes.»

«Ich weiß.»

«Wir haben uns noch nicht mal richtig geküsst.»

Tessa hob resigniert die Handflächen. «Ich weiß», wiederholte sie, ein spöttisches Grinsen um die Mundwinkel.

«Wir sehen uns manchmal. Das ist alles.»

«Mich brauchst du nicht zu überzeugen.»

Sara lehnte sich seufzend ans Geländer. Sie kam sich dämlich vor, eher wie ein Teenager als wie eine erwachsene Frau. Sie hatte sich vor zwei Jahren von Jeffrey scheiden lassen, nachdem sie ihn mit der Inhaberin des Schilderladens im Bett erwischt hatte. Warum sie sich neuerdings wieder mit ihm traf, war sowohl Sara als auch ihrer Familie ein Rätsel.

Ein Schmusesong erklang, und das Licht wurde schwächer. Eine rotierende Spiegelkugel sank von der Decke herab und verteilte blitzende kleine Lichtquadrate über den gesamten Raum.

«Ich muss mal», sagte Sara zu ihrer Schwester. «Pass bitte auf, ob Jeff kommt.»

Tessa schaute Sara über die Schulter. «Geht aber gerade jemand rein.»

«Es gibt jetzt zwei Kabinen.» Sara steuerte auf die Damentoilette zu und sah, wie gerade ein dicker Teenager hineinging. Sie erkannte Jenny Weaver, eine ihrer Patientinnen, und winkte ihr zu, aber das Mädchen hatte sie nicht gesehen.

Tessa kommentierte: «Hoffentlich hältst du es noch aus.»

Sara zog die Stirn kraus, als sie beobachtete, wie ein weiteres Mädchen, das sie nicht kannte, Jenny auf die Toilette folgte. Wenn das so weiterging, würde Sara noch die Blase platzen.

Tessa deutete mit dem Kopf zur Eingangstür. «Wie war das nochmal? Hoch gewachsen, dunkelhaarig und gut aussehend?»

Sara fand es irgendwie albern, dass sie unwillkürlich lächeln musste, als sie Jeffrey auf die Bahn zusteuern sah. Er kam wohl direkt von der Arbeit, denn er trug immer noch seinen anthrazitfarbenen Anzug mit einer burgunderroten Krawatte. Als Polizeichef von Grant County kannte er die meisten Anwesenden. Er sah sich um, und sie hoffte, dass sie es war, nach der er Ausschau hielt. Er lavierte sich durch die Menschenmenge, blieb dabei hier und dort stehen, um Hände zu schütteln. Sie verzichtete darauf, ihn irgendwie auf sich aufmerksam zu machen. In dieser Phase ihrer Beziehung überließ sie Jeffrey die Initiative.

Sara hatte Jeffrey bei einem ihrer ersten Fälle als Coroner der Stadt kennen gelernt. Sie hatte die Stellung als leitende Amtsärztin angenommen, um ihren Partner an der Kinderklinik von Heartsdale auszahlen zu können, der in den Ruhestand gehen wollte. Und Sara hatte diesen Posten behalten, obwohl es inzwischen Jahre her war, dass sie Dr. Barney abgefunden hatte. Ihr gefielen die Herausforderungen der Pathologie: Vor zwölf Jahren, nachdem Sara ihre Zeit als Assistenzärztin in der Notaufnahme des Grady Hospital in Atlanta abgeschlossen hatte, war es eine

gewaltige Umstellung von der hektischen Arbeit dort, bei der es oft um Leben und Tod ging, auf Bauchschmerzen und Schnupfen in der hiesigen Kinderklinik gewesen. Und der Job als Coroner stellte Anforderungen, die ihren Verstand hellwach hielten.

Schließlich wurde sie von Jeffrey entdeckt. Abrupt hörte er auf, Betty Reynolds die Hand zu schütteln, und seine Mundwinkel wanderten aufwärts, bevor sie gleich darauf wieder nach unten sanken, als die Besitzerin des Kramladens weiter auf ihn einredete.

Sara konnte sich vorstellen, worüber Betty sprach. Im Laufe der letzten drei Monate war zweimal bei ihr eingebrochen worden. Ihr war anzusehen, dass sie sich beschwerte, und sie merkte gar nicht, dass Jeffreys Aufmerksamkeit ihr nicht mehr galt.

Schließlich nickte Jeffrey, tätschelte Betty die Schulter und gab ihr noch einmal die Hand. Wahrscheinlich hatte er versprochen, sich in den nächsten Tagen mit ihr zu unterhalten. Nachdem er sich befreit hatte, kam er auf Sara zu, ein verschmitztes Lächeln im Gesicht.

«Na, du», sagte er und gab ihr die Hand. Bevor sie sich versah, schüttelte Sara sie ihm, so wie fast alle anderen Besucher der Rollerskates-Bahn zuvor.

«Hallo, Jeffrey», unterbrach Tessa in ungewohnt scharfem Tonfall. Normalerweise erledigt es ihr Vater, Jeffrey anzuraunen.

Jeffrey lächelte verdutzt. «Hi, Tessie.»

Tessie nuschte irgendetwas und stieß sich vom Geländer ab. Sie rollte davon, warf aber Sara über die Schulter noch einen unheilschwangeren Blick zu.

Jeffrey fragte. «Was war das denn?»

Sara zog die Hand zurück, aber Jeffrey hielt ihre Finger noch lange genug fest, um sie spüren zu lassen, dass er bestimmte, wann er losließ. Er war sich seiner so verdammt

sicher. Und mehr als alles andere war es diese Eigenschaft, die Sara so anzog.

Sie verschränkte die Arme und sagte: «Du kommst zu spät.»

«Es war nicht leicht wegzukommen.»

«Ist ihr Ehemann auf Reisen?»

Er sah sie an wie eine Zeugin, von der er wusste, dass sie log. «Ich musste Frank noch sprechen.» So hieß der dienstälteste Detective im Dezernat von Grant County. «Ich hab ihm gesagt, dass er heute Abend das Kommando hat. Ich möchte nämlich nicht, dass jemand uns beide stört.»

«Wobei stört?»

Das Lächeln zupfte wieder an seinen Mundwinkeln. «Na ja, ich dachte, ich verführe dich heute Abend.»

Sie lachte und wich zurück, als er sie zu küssen versuchte.

«Das Küssen hat eigentlich nur dann Sinn, wenn sich die Lippen berühren», meinte er.

«Nicht vor den Augen meiner halben Patientenschar», konterte sie.

«Dann komm mit.»

Wider alle Vernunft tauchte Sara unter dem Geländer hindurch und nahm seine Hand. Er schob sie auf ihren Rollschuhen in den hinteren Bereich der Bahn nahe den Toiletten und drückte sich mit ihr in eine Ecke, wo man sie nicht sehen konnte.

«So besser?», fragte er.

«Oh, ja», antwortete Sara. Sie sah auf ihn hinab, denn auf den Skates war sie ein paar Zentimeter größer als er. «Viel besser, ich muss nämlich ganz dringend aufs Klo.»

Sie wollte wegrollen, aber er hielt sie zurück, indem er ihre Taille umfasste.

«Jeff», sagte sie und wusste nur zu genau, dass es nicht sonderlich abweisend klang.

«Du bist so schön, Sara.»

Sie verdrehte die Augen wie ein Teenager.

Er lachte und wagte es dann: «Gestern hab ich den ganzen Abend nur daran gedacht, dich zu küssen.»

«So?»

«Ich hab Sehnsucht danach, wie du schmeckst.»

Sie versuchte gelangweilt zu klingen. «Immer noch nach Colgate.»

«Von dem Geschmack rede ich nicht.»

Sara war sprachlos, und Jeffrey grinste vergnügt. Sara merkte, wie sich tief in ihr etwas regte, und wollte ihm schnell irgendetwas entgegnen. Aber in diesem Moment ging sein Pieper. Er sah sie weiterhin wie gebannt an, als habe er den Alarmton gar nicht gehört.

Sara räusperte sich und fragte: «Solltest du nicht darauf reagieren?»

Jetzt warf er doch einen Blick auf den Pieper, der an seinem Gürtel klemmte, und murmelte nur «Scheiße», als er die Nachricht sah.

«Was?»

«Einbruch», antwortete er schroff.

«Ich dachte, Frank soll dich vertreten.»

«Nur bei den Lappalien. Ich muss an ein Münztelefon.»

«Wo ist denn dein Handy?»

«Akku leer.» Jeffrey schien seinen Unmut so weit unter Kontrolle zu bekommen, dass er sie aufmunternd anlächeln konnte. «Nichts kann mir diese Nacht verderben, Sara.» Er legte die Hand auf ihre Wange. «Das ist mir das Allerwichtigste.»

«Hast du etwa noch ein heißes Date nach unserem Abendessen?», neckte sie ihn. «Wir können es auch verschieben, wenn es sein muss.»

Er kniff die Augen zusammen, bevor er sich umdrehte und losging.

Sara schaute ihm nach und zischte ein leises «Gütiger Himmel», als sie sich Halt suchend an die Wand lehnte.

Sie konnte es einfach nicht fassen, dass er es schaffte, sie innerhalb von drei Minuten völlig willenlos zu machen.

Sie schreckte auf, als die Toilettentür laut zugeschlagen wurde. Dort stand Jenny Weaver und sah wie in Trance hinaus auf die Rollschuhbahn. Im Kontrast zu ihrem langärmeligen schwarzen T-Shirt wirkte die Haut des Mädchens fahl. Jenny trug einen dunkelroten Rucksack in der Hand, den sie über die Schulter schwang, als Sara ihr entgegenfuhr. Der Rucksack beschrieb einen hohen Bogen und streifte Saras Brust.

«Langsam», sagte Sara und wich zurück.

Jenny blinzelte und erkannte ihre Kinderärztin. Sie flüsterte «'tschuldigung» und wandte den Blick ab.

«Schon gut», erwiderte Sara und wollte ein Gespräch anfangen: Das Mädchen wirkte verängstigt. «Was hast du denn?», fragte Sara. «Alles in Ordnung?»

«Ja, Ma'am», nuschelte Jenny und presste ihren Rucksack an sich.

Bevor Sara noch etwas sagen konnte, verdrückte Jenny sich. Sara beobachtete, wie sie in einer Menge von Kids in der Nähe des Raums mit den Videospielen Zuflucht suchte. Im Widerschein der Bildschirme nahm Jennys Gestalt eine grünliche Färbung an, bevor sie in einer Ecke verschwand. Sara spürte, dass etwas nicht stimmte, aber sie konnte ja schlecht hinter dem Mädchen herrennen, um es streng zu fragen, was denn los sei. In diesem Alter wuchs sich alles zu einem Drama aus. Bestimmt ging es um einen Jungen.

Es wurde wieder heller, als der Schmusesong endete. Dann lärmte ein alter Rocksong aus den Lautsprechern, dessen Bässe Saras Brustkorb vibrieren ließen. Sie sah zu, wie die Skater auf der Bahn immer schneller wurden, und fragte sich, ob sie selbst jemals so behände und geschmeidig gewesen war. *Skatie's* hatte zwar seit Saras Teenagerzeiten mehrmals den Besitzer gewechselt, war aber immer

noch der beliebteste Treffpunkt für die Teens in Grant County. Sara hatte damals an den Wochenenden so manchen Abend im hinteren Teil dieses Gebäudes verbracht und dort mit Steve Mann, ihrem ersten richtigen Freund, rumgeknutscht. Ihre Beziehung basierte weniger auf Leidenschaft als auf dem gemeinsamen Ziel, Grant County hinter sich zu lassen. Steves Vater war jedoch während ihres letzten Schuljahrs an einem Herzschlag gestorben, und seither führte Steve den Haushaltswarenladen der Familie. Inzwischen war er längst verheiratet und hatte Kinder. Sara war nach Atlanta entkommen, aber ein paar Jahre später zurückgekehrt.

Schon ein merkwürdiges Gefühl, wieder bei *Skatie's* zu sein, um mit Jeffrey Tolliver zu knutschen. Oder es zumindest zu versuchen.

Sara schüttelte den Gedanken ab und steuerte auf die Toilette zu. Sie fasste nach dem Türknauf, ließ ihn aber sofort wieder los, weil sie etwas Klebriges spürte. In diesem Bereich der Bahn war es noch immer recht dunkel, und Sara musste die Hand dicht vors Gesicht halten, um erkennen zu können, was daran klebte. Sie erkannte den Geruch noch vor der Substanz. Dann sah sie an ihrem Hemd hinunter, wo Jenny Weavers Rucksack es gestreift hatte.

Ein schmaler Blutstreifen zog sich ihr im Bogen über die Brust.

ZWEI

Jeffrey gab sich alle Mühe, den Münzfernsprecher nicht von der Wand zu reißen. Er atmete tief durch, um sich zu beruhigen, wählte die Nummer der Polizeiwache und wartete geduldig ab, während es dort läutete.

Maria Simms, seine Sekretärin und manchmal auch Aushilfstelefonistin der Wache, antwortete: «Guten Abend, Grant County Police Department, einen Moment bitte», und legte ihn wieder in die Warteschleife, ohne seine Antwort abzuwarten.

Jeffrey atmete nochmals tief durch, um nicht in die Luft zu gehen. Sara war auf der Rollerskates-Bahn wahrscheinlich gerade dabei, das heutige Rendezvous abzuhaken. Für jeden Schritt, den er auf sie zu machte, wich Sara zwei Schritte zurück. Er verstand zwar, warum, aber das hieß noch lang nicht, dass er einverstanden war.

Jeffrey lehnte sich an die Wand und spürte, dass ihm der Schweiß den Rücken hinunterlief. Der August hatte mit voller Kraft eingesetzt und ließ die Rekordtemperaturen, die Georgia im Juni und Juli erlebt hatte, wie Winterwetter erscheinen. Manchmal hatte er im Freien das Gefühl, durch einen feuchten Waschlappen atmen zu müssen. Er lockerte seine Krawatte und öffnete den obersten Knopf seines Hemds, um ein wenig Luft reinzulassen.

Ganz kurz erscholl lautes Gelächter von der Vorderseite des Gebäudes, und Jeffrey spähte um die Ecke, um den Parkplatz besser im Blick zu haben. Einige Jungs hatten sich an einem zerbeulten alten Camaro zusammengerotet und zogen abwechselnd an einer Zigarette. Der Münzfern-

sprecher befand sich seitlich am Gebäude, und Jeffrey stand im Schatten eines hellgrünen und gelben Baldachins. Er meinte, kurz Marihuana zu riechen, war aber nicht sicher. Die Jungs schienen etwas im Schilde zu führen. Das fiel Jeffrey weniger deswegen auf, weil er ein Cop war, sondern eher, weil er in deren Alter mit ähnlichen Cliques herumgehungen hatte.

Er überlegte gerade, ob er die Horde ansprechen soll, als Maria sich wieder meldete.

«Guten Abend, Grant County Police Department, danke für Ihre Geduld. Was kann ich für Sie tun?»

«Maria, Jeffrey hier.»

«Oh, hallo, Chief», sagte sie. «Tut mir Leid, Sie gestört zu haben. Es gab einen blinden Alarm bei einem der Geschäfte im Zentrum.»

«In welchem?», fragte er. Er musste an die Klagen denken, die er gerade erst von Betty Reynolds gehört hatte, der Besitzerin des Kramladens.

«Die Reinigung», sagte sie. «Der alte Burgess hat den Alarm aus Versehen selbst ausgelöst.»

Jeffrey wunderte sich über Maria, die weit über siebzig war und dennoch Bill Burgess einen alten Mann nannte, ging aber nicht weiter darauf ein. Er fragte: «Sonst noch etwas?»

«Da soll was im Diner gewesen sein, das Brad gemeldet hat, aber keiner hat was gefunden.»

«Was hat er denn gemeldet?»

«Hat nur gesagt, dass er dachte, was gesehen zu haben, mehr nicht. Sie wissen doch, wie Brad ist. Der meldet doch seinen eigenen Schatten.» Sie lachte glucksend. Brad war der Benjamin des Reviers, ein einundzwanzigjähriger Mann, dessen rundes Gesicht und dünnes, stets zu Berge stehendes Haar ihn eher wie einen kleinen Jungen aussehn ließen. Die älteren Kollegen machten sich regelmäßig einen Spaß daraus, Brads Dienstmütze zu stehlen und sie

an diversen markanten Orten in der Stadt zu drapieren. Gerade in der letzten Woche hatte Jeffrey sie auf dem Kopf der General-Lee-Statue vor der High School gesehen.

Jeffrey dachte an Sara. «Frank hat heute Abend Dienst. Piepen Sie mich höchstens an, wenn es eine Leiche gibt.»

«Zwei Fliegen mit einer Klappe», sagte Maria und gluckste wieder. «Coroner und Chief mit einem Anruf.»

Er rief sich ins Gedächtnis zurück, dass er von Birmingham nach Grant County gezogen war, weil er in einer Kleinstadt leben wollte, in der jeder seinen Nachbarn kannte. Dass dadurch auch jeder über sein Privatleben Bescheid wusste, war die Konsequenz. Jeffrey wollte Maria gerade eine strenge Antwort geben, als er hörte, dass jemand auf dem Parkplatz laut kreischte.

Er blickte um die Ecke, und im selben Moment schrie ein Mädchen: «Leck mich doch, du elender Wichser!»

Maria sagte: «Chief?»

«Moment», flüsterte er. Bei dem zornigen Klang der Mädchenstimme verkrampfte sich sein Solarplexus. Er wusste aus Erfahrung, dass ein völlig durchgeknalltes, wütendes Mädchen an einem Samstagabend ein echtes Problem sein konnte. Die Jungs kriegte er in den Griff, bei denen ging es letztlich um Imponiergehabe, und fast alle jungen Männer wollten eigentlich davon abgehalten werden, sich zu prügeln. Junge Mädchen hingegen mussten schon äußerst gereizt worden sein, um in derart blinde Wut zu geraten, und dann war es höllisch schwer, sie wieder zu beruhigen. Eine ausgerastete Dreizehnjährige machte ihm Angst, vor allem, wenn sie eine Pistole in der Hand hielt.

«Ich werde dich abknallen, du perverses Arschloch», schrie sie einen der Jungen an. Dessen Freunde gingen ganz schnell auf Distanz und bildeten einen Halbkreis. Der Junge stand allein da, und die Waffe war auf seine Brust

gerichtet. Kaum anderthalb Meter trennten das Mädchen von ihrem Ziel, und Jeffrey sah, dass sie noch einen Schritt vortrat und den Abstand weiter verringerte.

«Mist», zischte Jeffrey. Als ihm wieder bewusst wurde, dass er ein Telefon in der Hand hatte, befahl er: «Schicken Sie Frank und Matt sofort hierher zu *Skatie's*.»

«Die sind drüben in Madison.»

«Dann Lena und Brad», sagte er. «Leise Anfahrt. Auf dem vorderen Parkplatz befindet sich ein bewaffnetes Mädchen.»

Jeffrey legte den Hörer wieder auf die Gabel und spürte, wie angespannt er war. Seine Kehle war wie zugeschnürt, und seine Halsschlagader trat hervor wie eine pulsierende Schlange. Tausend Dinge gingen ihm rasend schnell durch den Kopf, aber er schob alles beiseite, zog sein Jackett aus, schob das Cliphalter hinter den Rücken und atmete tief durch. Jeffrey hielt die Arme seitlich ausgestreckt, als er auf den Parkplatz hinausging. Das junge Mädchen sah zu ihm hin, als er in ihr Blickfeld geriet, zielte aber weiterhin auf den Jungen. Die Mündung war leicht abwärts auf dessen Unterleib gerichtet, und als Jeffrey näher herankam, sah er, dass ihre Hand zitterte.

Glücklicherweise hatte sie noch keinen Finger am Abzug.

Jeffrey näherte sich parallel zum Gebäude. Das Mädchen hatte der Rollschuhbahn den Rücken zugekehrt, Parkplatz und Highway lagen vor ihr. Er hoffte, dass Lena so viel Voraussicht walten ließ, Brad von der Seite des Gebäudes auftauchen zu lassen. Man konnte nicht wissen, wie sich die Kleine verhalten würde, wenn sie sich in die Enge getrieben fühlte. Ein dummer Fehler könnte vielen Menschen den Tod bringen.

Als Jeffrey noch etwa fünf Meter vom Schauplatz entfernt war, sagte er so laut, dass er die Aufmerksamkeit aller auf sich zog: «He!»

Obwohl sie doch bereits bemerkt hatte, dass er im Anmarsch war, zuckte das Mädchen zusammen. Sie krümmte den Finger um den Abzug. Die Waffe war eine 32er Beretta, eine kleine Pistole, die aber aus so geringer Entfernung viel Schaden anrichten konnte. Acht Schuss. Wenn das Mädchen gut schoss — und aus so geringer Entfernung würde selbst ein Affe treffen -, hielt sie acht Menschenleben in der Hand.

«Zurück mit euch allen», befahl Jeffrey den herumstehenden Typen. Nach anfänglichem Zögern schienen sie zu kapieren und zogen sich in den vorderen Bereich des Parkplatzes zurück. Selbst auf diese Entfernung roch es aufdringlich nach Marihuana, und so wie der bedrohte Junge schwankte, musste er eine Menge geraucht haben, bevor ihn das Mädchen überrascht hatte.

«Hauen Sie ab», forderte das Mädchen Jeffrey auf. Sie war schwarz gekleidet und hatte die Ärmel ihres T-Shirts wegen der Hitze bis über die Ellbogen nach oben geschoben. Sie war knapp dreizehn, also gerade erst ein Teenager. Ihre Stimme war leise, aber doch deutlich hörbar.

Sie wiederholte ihre Aufforderung. «Ich habe gesagt, Sie sollen abhauen.»

Jeffrey blieb stehen, und sie wandte den Blick wieder dem Jungen zu und sagte: «Ich bringe ihn um.»

Jeffrey streckte die Hände aus und fragte: «Warum denn?» Die Frage schien sie zu überraschen. Die Mündung der Pistole neigte sich leicht abwärts, als das Mädchen Jeffrey antwortete.

«Damit er aufhört damit», sagte sie.

«Womit aufhört?»

Sie schien zu überlegen. «Das geht niemanden was an.»

«Nein?», fragte Jeffrey und kam einen Schritt näher, und dann noch einen. Ungefähr fünf Meter vor dem Mädchen

blieb er stehen, nahe genug, um zu sehen, was passierte, aber nicht so dicht, dass sie sich bedroht fühlte.

«Nein, Sir», antwortete das Mädchen, und diese höfliche Anrede beruhigte ihn ein wenig. Mädchen, die «Sir» sagten, erschossen niemanden.

«Hör mal», fing Jeffrey an und überlegte, was er sagen sollte. «Weißt du, wer ich bin?»

«Ja, Sir», antwortete sie. «Sie sind Chief Tolliver.»

«Stimmt», sagte er. «Wie soll ich dich nennen? Wie heißt du?»

Sie ignorierte die Frage, aber der Junge regte sich, als hätte sein von Marihuana umnebeltes Hirn plötzlich geschnallt, was los war. Er sagte: «Jenny. Sie heißt Jenny.»

«Jenny?», fragte Jeffrey sie. «Was für ein hübscher Name.»

«Ja, al-also», stammelte Jenny, ganz offensichtlich verblüfft. Doch sehr schnell hatte sie sich wieder gefasst und sagte: «Bitte seien Sie still. Ich möchte nicht mit Ihnen reden.»

«Vielleicht doch», sagte Jeffrey. «Ich hab nämlich den Eindruck, dass du eine ganze Menge auf dem Herzen hast.»

Sie schien das zu erwägen, richtete aber ihre Beretta dann wieder auf die Brust des Jungen. Ihre Hand zitterte noch immer. «Gehen Sie weg, oder ich knall ihn ab.»

«Mit der Waffe da?», fragte Jeffrey. «Weißt du, wie es ist, jemanden zu erschießen? Kannst du dir vorstellen, was für ein Gefühl das ist?» Er beobachtete, wie sie daran zu schlucken hatte, und war sicher, dass sie es nicht fertig bringen würde.

Jenny war dick, sie hatte wahrscheinlich fünfundzwanzig Kilo Übergewicht. In ihren schwarzen Klamotten wirkte sie wie eines jener Mädchen, die sich für ein Leben als graue Maus entschieden haben. Der Junge, auf den sie die Waffe richtete, war hingegen ein gut aussehendes

Bürschchen und wahrscheinlich das Objekt einer unerwiderten Schwärmerei. Zu Jeffreys Zeiten hätte sie ihm einen fiesen Brief in den Spind gelegt. Heutzutage fuchtelten sie mit einer Pistole herum.

«Jenny», fing Jeffrey an, während er sich fragte, ob die Waffe überhaupt geladen war. «Jenny, was ist denn eigentlich los ? Der Typ da ist es doch gar nicht wert, dass du dir seinetwegen Ärger einhandelst.»

«Hauen Sie ab», wiederholte Jenny, etwas weniger bestimmt als zuvor. Mit der freien Hand wischte sie sich übers Gesicht. Jetzt fiel ihm auf, dass sie weinte.

«Jenny, ich glaube nicht -» Er hielt inne, als sie die Waffe entsicherte. Das metallische Klicken tat ihm beinahe körperlich weh. Er griff hinter sich, legte die Hand auf seine Waffe, zog sie aber noch nicht.

Jeffrey bemühte sich, ruhig und vernünftig zu klingen.

«Was geht hier vor, Jenny? Warum reden wir nicht darüber? So schlimm kann es doch gar nicht sein.»

Sie wischte sich wieder über das Gesicht. «Doch, Sir», sagte sie. «Ist es aber.»

Ihre Stimme klang so kalt, dass Jeffrey eine Gänsehaut bekam. Er unterdrückte das Frösteln, als er seine Pistole aus dem Halfter gleiten ließ. Jeffrey hasste Waffen, denn als Cop bekam er einfach zu oft zu sehen, was für einen Schaden sie anrichteten. Er trug eine Waffe, weil er musste, nicht weil er wollte. In den zwanzig Jahren, die er bei der Polizei war, hatte Jeffrey sie höchstens ein halbes Dutzend Mal gezogen und auf einen Verdächtigen gerichtet. Und zweimal hatte er dabei auch gefeuert, doch niemals direkt auf jemanden gezielt.

«Jenny», versuchte er es nochmals mit Autorität in der Stimme. «Sieh mich an.»

Unverwandt starrte sie eine kleine Ewigkeit lang den Jungen an. Jeffrey blieb stumm, damit sie das Gefühl hatte, Herrin der Lage zu sein. Dann ließ sie langsam den

Blick zu Jeffrey wandern und senkte ihn, bis sie die Neunmillimeter entdeckt hatte, die er seitlich vom Körper hielt.

Nervös fuhr sie sich mit der Zungenspitze über die Lippen und versuchte offensichtlich, den Ernst der Bedrohung einzuschätzen. Es klang todernt, als sie dann sagte: «Erschießen Sie mich.»

Er meinte, sich verhöhrt zu haben. Er hatte etwas völlig anderes erwartet.

Sie wiederholte: «Erschießen Sie mich jetzt, oder ich werde den da abknallen.» Jeffrey sah zu, wie sie die Füße bewegte, bis sie auf Schulterbreite auseinander standen, und dann die freie Hand auch über den Pistolengriff legte. Ihre Haltung war die einer Person, die genau wusste, wie man eine Waffe hielt. Ihre Hände waren inzwischen ganz ruhig, und mit festem Blick sah sie dem Jungen in die Augen.

Er wimmerte «Oh, Scheiße!», und dann plätscherte es auf den Asphalt, weil er sich in die Hose pinkelte.

Jeffrey hob seine Waffe, als das Mädchen feuerte, aber der Schuss ging hoch über den Kopf des Jungen hinaus und ließ kleine Stücke von der Überdachung und dem Plastikschild des Gebäudes absplittern.

«Was soll das?», zischte Jeffrey, der genau wusste, dass Jenny nur deswegen nicht getroffen am Boden lag, weil der Instinkt seinen Finger davon abgehalten hatte abzudrücken. Sie hatte genau die Mitte des i-Punkts von *Skatie's* getroffen. Die wenigsten von Jeffreys Cops hätten in einer so angespannten Situation so präzise schießen können.

«Das war eine Warnung», sagte Jenny. Jeffrey hatte eigentlich gar nicht mit einer Antwort gerechnet. «Erschießen Sie mich», wiederholte das Mädchen. «Erschießen Sie mich. Oder ich blase dem da das Hirn raus. Das schwöre ich bei Gott.» Sie leckte sich wieder die Lippen. «Kein

Problem für mich. Ich kann nämlich mit dem Ding hier umgehen.» Sie machte eine ruckartige Bewegung mit der Pistole, um anzudeuten, was sie meinte. «Sie wissen, dass ich's tun werde.» Nochmals stellte sie sich breitbeinig hin, um den Rückstoß der Beretta abzufangen. Sie verschoß die Mündung der Waffe ein wenig und zerschoss den Apostroph auf dem Schild. Wenn die Leute auf dem Parkplatz auseinander stoben oder Schreckensschreie ausstießen, bekam Jeffrey davon nichts mit. Er sah nur den Rauch aus der Mündung ihrer Pistole.

Als er wieder durchatmen konnte, sagte Jeffrey: «Es gibt aber einen großen Unterschied zwischen einem Schild und einem Menschen.»

Sie flüsterte nur, und er musste sich sehr anstrengen, um sie zu verstehen. «Er ist kein Mensch.»

Aus dem Augenwinkel meinte Jeffrey eine Bewegung wahrzunehmen. Im selben Moment erkannte er auch schon Sara. Sie hatte ihre Rollschuhe ausgezogen, und ihre weißen Socken stachen gegen den schwarzen Asphalt ab.

«Kleines?», rief Sara mit vor Angst schriller Stimme.

«Jenny?», fügte sie hinzu.

«Hauen Sie ab», fuhr Jenny sie an, aber ihre Stimme klang jetzt bockig, eher wie die des Kindes, das sie ja auch war, und ganz und gar nicht wie die des Ungeheuers, als das sie sich noch ein paar Sekunden zuvor aufgeführt hatte.

«Bitte.»

«Es geht ihr gut», sagte Sara. «Ich hab sie drinnen gefunden, und es ist alles in Ordnung.»

Die Waffe sank nach unten, aber dann gewann Jennys Entschlossenheit wieder die Oberhand, und sie hob die Beretta, bis sie damit direkt zwischen die Augen des Jungen zielte. Mit ihrer Entschlossenheit kehrte auch die Grabesstimme zurück, und sie sagte: «Sie lügen.»

Mit einem Blick auf Sara konnte Jeffrey feststellen, dass Jenny Recht hatte. Sara war eine miserable Lügnerin. Aber

abgesehen davon, konnte Jeffrey sogar auf die Entfernung Blutflecken auf Saras Hemd und Jeans erkennen. Augenscheinlich war jemand drinnen auf der Bahn verletzt und möglicherweise, ja, sogar wahrscheinlich, tot. Er sah wieder zu Jenny hinüber und vermochte jetzt das runde Kleinmädchengesicht mit der Bedrohung in Einklang zu bringen, die von dem Teenager ausging.

Erschreckt registrierte er, dass seine Waffe noch gesichert war. Er entsicherte sie und gab Sara mit einem warnenden Blick zu verstehen, sich im Hintergrund zu halten.

«Jenny?» Man sah an Saras Hals, wie sie schlucken musste. So pseudomelodiös hatte Jeffrey Sara noch nie sprechen hören. Sie behandelte Kinder sonst auch nicht wie Idioten. Was auch immer Jenny Furchtbares auf der Bahn angerichtet haben mochte, es hatte Sara verändert. Jeffrey konnte sich keinen Reim darauf machen. Es waren keine Schüsse zu hören gewesen, und Buell Parker, der Sicherheitsmann der Rollerbahn, hatte gesagt, alles sei bestens, als Jeffrey sich bei ihm erkundigt hatte. Jeffrey fragte sich, wo Buell wohl stecken mochte. War er da drinnen, sicherte einen Tatort und ließ deswegen niemanden hinaus? Was konnte Jenny dort nur getan haben? In diesem Moment hätte Jeffrey alles dafür gegeben, die Szene, die sich vor ihm abspielte, anhalten zu können, um erst einmal genau herauszufinden, was eigentlich los war.

Jeffrey lud seine Waffe durch. Sara riss bei dem Geräusch den Kopf herum, und sie streckte ihm eine Hand entgegen, die Handfläche nach unten, als wolle sie sagen: Nein, beruhige dich. Tu das nicht. Er sah über ihre Schulter hinweg zum Eingang der Bahn. Er hatte erwartet, dort eine Traube von Neugierigen zu sehen, die ihre Nasen an die Scheibe pressten. Aber da war niemand. Was war nur drinnen passiert, das interessanter sein konnte als das, was sich hier vor ihm abspielte?

Sara versuchte es nochmal. Sie sagte: «Es geht ihr gut, Jenny. Komm mit und überzeuge dich.»

«Dr. Linton», sagte Jenny mit bebender Stimme. «Bitte reden Sie nicht mehr mit mir.»

«Kleines», erwiderte Sara ebenso zittrig wie Jenny. «Sieh mich an. Bitte, sieh mich an.» Als das Mädchen nicht reagierte, sagte Sara: «Es geht ihr gut. Ich verspreche dir, es geht ihr gut.»

«Sie lügen», antwortete Jenny. «Ihr seid alle Lügner.» Sie wandte ihre Aufmerksamkeit wieder dem Jungen zu. «Und du bist der schlimmste Lügner von allen», sagte sie zu ihm. «Für das, was du getan hast, wirst du in der Hölle braten, du Scheißkerl.»

Der Junge wurde plötzlich wütend und schleuderte ihr ein spuckesprühendes «Da seh ich dich dann wieder, Miststück» entgegen.

Jennys Stimme klang auf einmal gefasst. Etwas schien zwischen ihr und dem Jungen geklärt zu sein, und als sie antwortete, klang ihre Stimme kindlich. «Das weiß ich.»

Aus dem Augenwinkel sah Jeffrey, dass Sara weiter nach vorn ging. Er beobachtete auch, dass Jenny über den kurzen Lauf ihrer Beretta hinweg den Kopf des Jungen ins Visier nahm. Das Mädchen stand nun wie versteinert da und wartete. Ihre Hände zitterten nicht, ihre Lippen bebten nicht.

«Jenny ...», fing Jeffrey an. Er suchte nach einem Ausweg. Er konnte doch nicht auf ein kleines Mädchen schießen. Er würde niemals seine Waffe auf dieses Kind abfeuern können.

Jenny sah über die Schulter, und Jeffrey folgte ihrem Blick. Endlich war ein Polizeiwagen vorgefahren, und mit gezogenen Waffen stiegen Lena Adams und Brad aus. Mit Jeffrey an der Spitze bildeten sie zu dritt eine Formation wie aus dem Lehrbuch.

«Erschießt mich», sagte Jenny. Immer noch hatte sie ihre Beretta auf den Jungen gerichtet.

«Waffe runter», befahl Jeffrey den beiden Polizisten. Brad gehorchte sofort, aber Jeffrey sah, dass Lena zögerte. Er warf ihr einen strengen Blick zu und wollte seinen Befehl wiederholen, aber da senkte auch sie ihre Pistole.

«Ich tue es», flüsterte Jenny. Sie verharrte unglaublich still, sodass Jeffrey sich fragte, was wohl in diesem Kind vorging, dass es sich so bedingungslos dieser Situation ergab.

Jenny räusperte sich und sprach gefasst und deutlich: «Ich werde es tun. Ich hab es schon mal gemacht.»

Jeffrey sah Sara an, als suche er ihre Bestätigung, aber deren ganze Aufmerksamkeit galt dem jungen Mädchen mit der Pistole.

«Ich habe es schon mal gemacht», wiederholte Jenny. «Erschießt mich, oder ich werde erst ihn abknallen und dann mich.»

Zum ersten Mal an diesem Abend erwog Jeffrey ernsthaft abzurücken. Er versuchte sich mit aller Kraft davon zu überzeugen, dass sie für den Jungen, der vor ihr stand, trotz ihres Alters eine unzweifelhafte Gefahr bedeutete. Wenn er sie nur am Bein oder an der Schulter traf, könnte sie immer noch feuern. Auch wenn er auf ihren Rumpf zielte, bestand die Möglichkeit, dass sie mit letzter Kraft einen Schuss abgab, bevor sie zusammensackte. So wie Jenny ihre Beretta hielt, wäre der Junge tot, bevor sie am Boden lag.

«Männer sind so schwach», zischte Jenny und visierte ihr Ziel an. «Ihr macht nie das Richtige. Ihr sagt, ihr werdet es tun, aber tut es dann doch nie.»

«Jenny ...», bat Sara inständig.

«Ich zähle bis fünf», warnte Jenny. «Eins.»

Jeffrey schluckte schwer. Sein Herz schlug so laut, dass er das Mädchen nur noch sah und fast gar nicht mehr hörte.

«Zwei.»

«Jenny, bitte.» Sara faltete die Hände vor sich wie zum Gebet. Sie waren dunkel, beinahe schwarz vor Blut.

«Drei.»

Jeffrey zielte. Sie würde es nicht tun. Es konnte einfach nicht sein, dass sie es tat. Sie war kaum älter als dreizehn! Dreizehnjährige Mädchen erschießen doch keinen Menschen! Das hier war Selbstmord!

«Vier.»

Jeffrey sah, wie sich ihr Finger um den Abzug schloss, sah, wie sich die Muskeln ihres Unterarms in Zeitlupe bewegten, als sie den Finger krümmte.

«Fünf!», schrie sie, und ihre Halsvenen traten hervor. Sie befahl: «Erschießt mich, verdammt!», und wappnete sich gleichzeitig für den Rückstoß der Beretta. Er sah, wie sich ihr Arm anspannte und ihr Handgelenk versteifte. So schleppend verstrich die Zeit, dass er genau erkannte, wie die Muskeln ihres Unterarms arbeiteten, damit ihr Finger auf den Abzug drücken konnte.

Sie bot ihm noch eine letzte Chance, indem sie schrie: «Erschieß mich!»

Und er schoss.

DREI

Mit seinen achtundzwanzig Wochen wäre Jenny Weavers Kind auch außerhalb der Gebärmutter lebensfähig gewesen, wenn seine Mutter nicht versucht hätte, es die Toilette hinunterzuspülen. Der Fötus war gut entwickelt und wohl genährt. Der Hirnstamm war intakt, und mit ärztlicher Unterstützung hätten sich wohl auch die Lungen im Laufe der Zeit ausgebildet. Die Hände hätten zu greifen gelernt, die Füße, sich zu biegen, die Augen zu blinzeln. Und schließlich hätte auch der Mund gelernt, von etwas anderem zu sprechen als von den Schrecken, die er Sara jetzt stumm mitteilte. Die Lungen hatten den ersten Atem empfangen, der Mund hatte nach Leben gelehzt. Und dann war es getötet worden.

Während der vergangenen dreieinhalb Stunden hatte Sara versucht, das Baby aus den Teilen wieder zusammenzufügen, die Jenny Weaver in dem roten Rucksack zurückgelassen hatte, der im Mülleimer der Videospielehalle gefunden worden war. Ihre Hände zitterten dabei, und Sara hatte oft ein zweites Mal ansetzen müssen, weil ihr die Finger beim ersten Versuch nicht gehorcht hatten.

Aber es ging nicht. Das Trauma, das dieser werdende Mensch erlitten hatte, ließ sich einfach nicht verbergen. Schließlich gestand sich Sara ein, dass die selbst gewählte Aufgabe ein vergebliches Unterfangen bleiben würde.

Sara atmete tief durch und ging noch einmal ihren Bericht durch, bevor sie die Ergebnisse mit einer Unterschrift bestätigte. Sie hatte mit der Obduktion weder auf Jeffrey noch auf Frank gewartet. Niemand war Zeuge geworden, wie Sara geschnitten hatte und seziert und wieder zusam-

mengefügt. Sie hatte die anderen absichtlich ausgeschlossen, weil sie sicher war, diese Arbeit nicht tun zu können, wenn jemand dabei zuschaute.

Ein großes Fenster trennte Saras Schreibtisch vom eigentlichen Leichenschauhaus. Sie saß zurückgelehnt auf ihrem Stuhl und schaute auf den kleinen schwarzen Leichensack, der dort auf dem Seziertisch ruhte. Ihre Gedanken schweiften ab, und sie sah eine Alternative zu dem von ihr gerade untersuchten Tod. Sara sah ein Leben, in dem gelacht wurde und geweint, in dem Liebe gegeben und empfangen wurde, aber eigentlich wusste sie es besser: Jennys Baby wären diese Dinge niemals zuteil geworden. Jenny selbst hatte davon ja kaum etwas erfahren.

Nach einer Bauchhöhlenschwangerschaft vor mehreren Jahren konnte Sara keine Kinder mehr bekommen. Das war damals schlimm für sie gewesen, aber im Laufe der Jahre war die Trauer durch andere Dinge in den Hintergrund gedrängt worden, und Sara hatte gelernt, nicht das haben zu wollen, was sie nicht haben konnte. Aber angesichts des unerwünschten Kindes, das hier vor ihr auf dem Tisch lag, dieses von seiner Mutter getöteten Kindes, kamen die alten Gefühle wieder in Sara hoch.

Saras Beruf war es, sich um Kinder zu kümmern. Sie hielt sie im Arm, sie wiegte sie und gab ihnen Kosenamen, wie sie es niemals mit einem eigenen Kind würde tun können. Und als sie nun im Leichenschauhaus saß und auf den schwarzen Leichensack starrte, kehrte der sehnstüchtige Wunsch, ein eigenes Kind auszutragen, mit erschreckender Intensität zurück, und mit ihm stellte sich ein überwältigendes Gefühl der Leere ein.

Auf der Treppe waren Schritte zu hören. Sara setzte sich auf, wischte sich die Augen und versuchte sich zu sammeln. Mit den Handflächen stemmte sie sich von ihrem Schreibtisch in die Höhe und zwang sich, aufrecht zu

stehen, als Jeffrey das Leichenschauhaus betrat. Sie rang noch um Fassung und suchte zudem ihre Brille, als sie merkte, dass Jeffrey gar nicht wie gewohnt direkt in ihr Büro kam. Durch die Scheibe sah sie, dass er vor dem schwarzen Leichensack stehen geblieben war. Wenn er sie gesehen hatte, gab er ihr das jedenfalls nicht zu erkennen. Stattdessen beugte er sich über den Tisch, die Hände hinter dem Rücken verschränkt. Was in seinem Kopf wohl vorging? Fragte er sich auch, was für ein Leben das Baby hätte haben können? Und ob er bisher auch über die Tatsache nachdachte, dass Sara ihm nie würde Kinder schenken können?

Sara räusperte sich, als sie den Raum betrat. Den Obduktionsbericht hielt sie an die Brust gepresst. Sie ließ ihn auf den Tisch gleiten und stand dann Jeffrey gegenüber, zwischen ihnen das Baby. Der Sack war viel zu groß für das Baby und stand klaffend offen, weil Sara nicht die Kraft gehabt hatte, den Reißverschluss zu schließen und dadurch das Kind endgültig der Dunkelheit zu überantworten, um es schließlich auf einem Regal des Gefrierschranks abzulegen.

Sara fiel nichts ein, was sie hätte sagen wollen, also schwieg sie. Sie schob eine Hand in die Tasche ihres Laborkittels und fand darin zu ihrer Überraschung die vermisste Brille. Sie setzte sie auf, als Jeffrey schließlich sein Schweigen brach.

«Also», sagte er schwerfällig und leise, als habe er seine Stimme in letzter Zeit nicht oft gebraucht. «So sieht es also aus, wenn man versucht, ein Baby die Toilette hinunterzuspülen.»

Sie hatte das Gefühl, das Herz bliebe ihr stehen bei so viel scheinbarer Abgebrühtheit, und sie wusste nicht, wie sie reagieren sollte. Sie nahm die Brille ab und putzte die Gläser mit einem Hemdzipfel, um irgendetwas zu tun.

Jeffrey atmete tief ein und ganz langsam wieder aus. Sie beugte sich ein wenig vor, weil sie Alkohol zu riechen meinte. Eigentlich konnte das nicht sein, denn bis auf gelegentlich ein Bier, wenn er sich samstags College Football im Fernsehen ansah, trank Jeffrey so gut wie nicht.

«Winzige Füßchen», murmelte er, ohne den Blick von der Leiche zu lösen. «Sind die immer so klein?»

Auch jetzt antwortete Sara nicht. Sie sah auf die Füßchen, die zehn Zehen, die Fältchen auf den Fußsohlen. Kleine Füße wie diese würde jede Mutter küssen wollen. Zehen wie diese würde eine Mutter jeden Tag zählen, wie ein Gärtner die Blüten an einem Rosenstrauch zählen würde.

Sara biss sich auf die Lippe. Wollte keinesfalls die Beherrschung verlieren. Die Leere in ihrer Brust war überwältigend, und unwillkürlich legte sie eine Hand aufs Herz.

Als sie dann endlich in der Lage war, den Blick zu heben, starrte Jeffrey sie an. Seine Augen waren blutunterlaufen, und winzige rote Äderchen zeichneten sich auf den Augäpfeln ab. Er schien Schwierigkeiten zu haben, sich auf den Beinen zu halten. Sie fragte sich, ob das am Alkohol lag oder von der Trauer verursacht wurde.

«Ich dachte, du trinkst nicht», sagte sie und hörte ihren vorwurfsvollen Unterton.

«Ich dachte auch, ich erschieße keine Kinder», erwiderte er und fixierte über ihre Schulter hinweg irgendeinen Punkt.

Sara wollte ihm helfen, war aber vom eigenen Kummer wie gelähmt.

«Frank», sagte Jeffrey. «Er hat mir einen Whiskey eingeflößt.»

«Hat's genützt?»

Tränen schossen ihm in die Augen, und es blieb ihr nicht verborgen, wie sehr er dagegen ankämpfen musste. Seine Kiefer mahlten, und er versuchte zu lächeln.

«Jeffrey –»

Er wehrte sich gegen ihr Mitgefühl und fragte: «Hast du etwas gefunden?»

«Nein.»

«Ich weiß nicht –» Er hielt inne und senkte den Blick, schaute aber nicht auf das tote Kind, sondern konzentriert auf den gekachelten Fußboden. «Ich weiß nicht, wie ich mich verhalten soll», sagte er schließlich. «Ich weiß nicht, was ich tun sollte.»

Etwas in seinem Tonfall traf Sara tief in ihrem Inneren. Ihn so gebrochen zu sehen, tat ihr noch mehr weh als ihr eigener Schmerz. Sie ging um den Tisch herum und legte ihm eine Hand auf die Schulter, aber er drehte sich nicht zu ihr um.

Er fragte: «Hattest du den Eindruck, dass sie ihn erschießen würde?»

Sara spürte einen Kloß im Hals, denn sie hatte sich diese Frage bis jetzt noch nicht gestattet. Jenny hatte mit dem Rücken zu ihr gestanden. Nur Jeffrey, Lena und Brad hatten einen ungehinderten Blick auf den Schauplatz gehabt.

«Sara?»

So wie Jeffrey sie nun ansah, wusste Sara, dass dies nicht die Zeit für Ausflüchte war.

«Ja», antwortete sie mit angestrengt fester Stimme. «Du musstest schießen, Jeffrey.»

Jeffrey entfernte sich ein paar Schritte von ihr. Er drehte sich um, lehnte sich mit dem Rücken gegen die Wand und fragte: «Wahrscheinlich ist doch Mark der Vater, oder?» Auch den Kopf ließ er an die Wand sinken. «Der Junge, den sie erschießen wollte?»

Sara steckte die Hände in die Kitteltaschen und kämpfte gegen den Drang, zu ihm hinüberzugehen. Sie sagte: «Das wäre einleuchtend.»

«Seine Eltern lassen uns nicht vor morgen mit ihm sprechen. Wusstest du das schon?»

Sie schüttelte langsam den Kopf. Mark stand nicht unter Verdacht. Und Jeffrey konnte ja wohl schlecht einen Jungen verhaften, weil eine Waffe auf seine Brust gerichtet worden war.

«Sie sagen, er hat schon genug durchgemacht.» Jeffrey ließ den Kopf nach vorn fallen. «Was kann sie nur dazu gebracht haben, so was zu tun? Was hat sie bloß erleben müssen, dass sie dachte ...?» Er unterbrach sich und sah wieder Sara an. «Sie war eine deiner Patientinnen, nicht wahr?»

«Vor ungefähr drei Jahren sind sie hergezogen.» Sara versuchte, einen Gang runterzuschalten. Es würde Jeffrey eher helfen, diesen Fall wie jeden anderen durchzusprechen, als bei seiner entsetzlichen Beteiligung an dieser Tragödie zu verweilen. In diesem Augenblick zählten ihre eigenen Bedürfnisse nicht.

Er fragte: «Von woher?»

«Ich glaube, irgendwo aus dem Norden. Ihre Mutter hatte eine wohl ziemlich üble Scheidung hinter sich.» «Woher weißt du das?»

«Eltern erzählen mir so einiges.» Sie hielt inne. «Ich wusste nicht, dass Jenny schwanger war. Ich glaube nicht, dass sie mich während des letzten halben Jahres überhaupt aufgesucht hat. Vielleicht noch länger nicht mehr.» Sara legte eine Hand auf die Brust. «Sie war so ein liebes Kind. Nie im Leben hätte ich mir träumen lassen, dass sie so etwas tun könnte.»

Er rieb sich die Augen und nickte. «Tessa weiß nicht, ob sie irgendwen identifizieren kann, der gleichzeitig mit Jenny auf der Toilette war. Brad wird ihr ein Jahrbuch der

Schule vorbeibringen, ob ihr jemand bekannt vorkommt. Ich möchte, dass du dir das auch anschaust.»

«Selbstverständlich.»

«Er war so brechend voll», sagte er und sprach ganz offensichtlich von der Rollschuhbahn. «Die Leute sind einfach verschwunden, ohne Aussagen zu machen. Ich weiß nicht, ob wir die alle wieder aufspüren können.»

«Hast du irgendwas herausbekommen?»

Er schüttelte den Kopf. «Bist du sicher, dass nur zwei Personen auf die Toilette gegangen sind? Jenny und noch jemand?»

«Mehr hab ich nicht gesehen», antwortete Sara, die sich fragte, ob sie sich nach diesem Abend je wieder irgendeiner Sache sicher sein könnte. «Ich hab die andere nicht genau gesehen. Ich nehme an, wenn sie bei mir in Behandlung gewesen wäre, hätte ich sie erkannt.» Sara hielt inne und versuchte sich zu erinnern. Aber ihr fiel nichts ein. «Sie war groß, und es kann sein, dass sie eine Baseballkappe aufhatte.»

Er merkte auf. «Weißt du die Farbe noch?»

«Es war dunkel, Jeffrey», antwortete Sara. Sie wusste genau, dass sie ihn enttäuschte. Sie verstand plötzlich, warum so viele Zeugen eifrig falsche Erklärungen abgaben: Sie kam sich dumm und nutzlos vor, weil sie nicht wusste, wer das andere Mädchen gewesen war. Wie zum Ausgleich kamen ihr zufällige Bilder in den Sinn, bei denen es sich um echte Erinnerungen handeln konnte oder auch nicht.

Sara sagte: «Wenn ich es mir recht überlege, bin ich nicht einmal sicher, ob es wirklich eine Baseballkappe war. Ich hab gar nicht richtig hingesehen.» Sie versuchte ein Lächeln. «Weil ich nach dir Ausschau hielt.»

Das Lächeln erwiderte er nicht, sondern sagte stattdessen: «Ich hab mit ihrer Mutter gesprochen.»

«Was hast du ihr gesagt?»

Sein Sarkasmus kehrte zurück. «Hab Ihre Tochter erschossen, Mrs. Weaver. Tut mir echt Leid.»

Sara kaute an der Unterlippe. In einem größeren Verwaltungsbezirk wäre Jeffrey nicht die Aufgabe zugefallen, die Angehörigen zu informieren; er wäre sogar für den Zeitraum der Untersuchung suspendiert worden. Aber Grant County war dafür bei weitem nicht groß genug. Alle Verantwortung lastete auf seinen Schultern.

«Sie wollte keine Obduktion», sagte er. «Ich musste ihr erklären, dass sie in diesem Fall gar keine Wahl hat. Sie sagte, es sei ...» Er hielt inne. «Sie sagte, es sei, als würden wir sie ein zweites Mal töten.»

Sara spürte ihr Schuldgefühl in der Magengrube. «Sie nannte mich einen Kindermörder», sagte er. «Ich bin jetzt also ein Kindermörder.»

Sara schüttelte den Kopf. «Du konntest nicht anders handeln», sagte sie und wollte es einfach glauben. Sie hatte diesen Mann geliebt und ihr Leben mit ihm geteilt. Es war unmöglich, dass er die Situation falsch eingeschätzt hatte. «Du hast alles versucht.»

Er lachte abfällig.

«Jeff —»

«Du meinst, sie hätte es getan?», fragte er nochmals. «Ich glaube nicht, dass sie es getan hätte, Sara. Wenn ich mir die Situation ins Gedächtnis rufe, könnte ich mir vorstellen, dass sie einfach weggegangen wäre. Vielleicht hätte sie auch ...»

«Überleg doch mal», unterbrach Sara und deutete auf den Tisch. «Sie hat ihr Kind getötet, Jeffrey. Glaubst du, sie hätte nicht auch den Vater umgebracht?»

«Wir werden es nie erfahren, oder?»

Wie eine dunkle Wolke lastete das Schweigen auf ihnen. Das Leichenschauhaus befand sich im Untergeschoss des Krankenhauses, ein gekachelter Raum mit rein funktioneller Atmosphäre.

Der Kompressor für die Kühlanlage machte das einzige Geräusch und schaltete sich mit einem lauten Klicken ab, das von den Wänden widerhallte.

«War das Baby am Leben?», fragte Jeffrey. «Als sie geboren wurde, lebte es da noch?»

«Ohne medizinische Hilfe hätte es nicht lange überlebt», sagte Sara, ohne seine Frage direkt zu beantworten. Irgendwie wollte sie Jenny schützen.

«War das Baby am Leben?», wiederholte er.

«Es war sehr klein», sagte Sara. «Ich glaube eigentlich nicht, dass es ...»

Jeffrey kam zurück an den Seziertisch. Er vergrub die Hände in den Taschen, während er wie hypnotisiert auf das Baby starrte. «Ich möchte ...», fing er an. «Ich möchte nach Hause fahren. Ich möchte, dass du mit mir kommst.»

«Okay», antwortete sie. Natürlich hatte sie seine Worte gehört, wusste aber nicht, ob sie ihn verstanden hatte.

Er sagte: «Ich möchte mit dir schlafen.»

In Saras Augen stand der Schock.

«Ich möchte →» Er brach mitten im Satz ab.

Sara starrte ihn an. «Du möchtest ein Baby machen.»

In seinen Augen konnte Sara lesen, dass er nicht im Entferntesten an so etwas gedacht hatte. Schamröte stieg ihr ins Gesicht. Sie bekam keinen Ton heraus, und ihre Kehle war wie zugeschnürt.

Er schüttelte den Kopf. «Das wollte ich nicht sagen.» Sara wandte sich ab. Ihr Gesicht glühte. Nichts konnte diese Worte ungesagt machen.

Er sagte: «Ich weiß, dass du keine ...»

«Vergiss es einfach.»

«Es ist nur so, dass ich ...»

Sie war auf sich wütend und nicht auf Jeffrey, aber trotzdem klang ihre Antwort scharf: «Ich sagte, vergiss es.»

Offenbar auf der Suche nach den richtigen Worten ließ Jeffrey ein paar Sekunden verstreichen. Als er dann sprach, klang er traurig. «Ich würde die Uhr einfach gerne um fünf Stunden zurückstellen, verstehst du?» Er wartete ab, bis sie sich umgedreht hatte. «Ich möchte wieder mit dir auf dieser dämlichen Rollschuhbahn sein und diesmal meinen Pieper, wenn er losgeht, auf den Müll werfen.»

Sara schaute ihn nur mit großen Augen an, denn sie traute sich nicht zu sprechen.

«Das möchte ich, Sara», wiederholte er. «An das andere habe ich nicht gedacht. Was du gesagt hast ...»

Sie unterbrach ihn, indem sie die Hand hob. Draußen auf der Treppe waren die Schritte von zwei Personen zu hören. Sara ging in ihr Büro und trocknete sich auf dem Weg die Augen. Sie zupfte ein Kleenex aus der Schachtel auf ihrem Schreibtisch und putzte sich die Nase. Dann schluckte sie die selbst bereitete Demütigung hinunter, zählte ganz langsam bis fünf und riss sich mit aller Kraft zusammen.

Als sie sich umdrehte, befanden sich die Detectives Lena Adams und Brad Stephens bereits im Leichenschauhaus und standen neben Jeffrey, dem es allem Anschein nach auch irgendwie gelungen war, seine Gefühle hinter einer Fassade zu verbergen. Alle drei hatten die Hände hinter dem Rücken verschränkt, wie Cops es zu tun pflegen, wenn sie sich an einem Tatort befinden und nicht fahrlässig Spuren hinterlassen wollen. In diesem Augenblick hasste Sara sie alle, sogar den armen Brad Stephens, der absolut harmlos war.

«He, Dr. Linton», sagte Brad und nahm seine Mütze ab, als sie den Raum betrat. Sein Gesicht war noch blasser als sonst, und ihm standen Tränen in den Augen.

«Würden Sie ... ?», fing Sara an und brach gleich wieder ab. Sie räusperte sich. «Würden Sie bitte nach oben gehen

und mir ein paar Laken holen?», fragte sie. «Bettlaken, vier ungefähr.» Sara brauchte die Laken nicht, aber Brad war früher Patient von ihr gewesen, und sie hatte immer noch das Bedürfnis, ihn zu schützen.

Brad schenkte ihr ein Lächeln, weil er zweifellos froh war, eine Aufgabe zu haben. «Ja, Ma'am.»

Nachdem er gegangen war, fragte Lena nüchtern: «Ist mit dem Baby schon alles gemacht worden?»

Jeffrey bejahte das, obwohl er doch gar nicht dabei gewesen war. Er nahm den Bericht vom Ende des Tisches. Sara schwieg, als er einen Stift aus der Brusttasche zog und den Obduktionsbefund abzeichnete. Sie hatte mehrere Gesetze verletzt, indem sie die Obduktion ohne wenigstens einen Zeugen durchgeführt hatte.

«Ist das Mädchen in der Kühlung?», fragte Lena und ging auf die Tür der Kühlkammer zu. Es war etwas unbekümmert Forsches in Lenas Gang, als sei dies für sie eine alltägliche Situation. Sara wusste, dass Lena viel hatte durchmachen müssen, aber sie ärgerte sich doch über die Gefühlskälte der anderen Frau.

«Hier?» Lenas Hand lag bereits auf der Tür der Kühlkammer.

Sara nickte nur. Jeffrey ging zu Lena, um ihr zu helfen, und widerwillig schloss Sara den Reißverschluss am Leichensack des Babys. Ihr Herz schlug heftig, als Lena und Jeffrey die fahrbare Trage mit der Leiche von Jenny Weaver in den Raum schoben. Am Seziertisch arretierten sie die Räder und warteten darauf, dass Sara den kleinen schwarzen Leichensack mit dem Baby herunternahm. Schließlich hob Jeffrey ihn mit beiden Armen auf. Sara wandte den Blick ab, als er das, was nur der Kopf sein konnte, in der Hand barg. Das leere Ende des Leichensacks schleifte lose über den Boden, als er damit zur Kühlkammer ging.

Lena sah demonstrativ auf die Uhr, und Sara hätte sie am liebsten geohrfeigt. Sara ging zu dem stählernen Materialschrank neben dem Waschbecken. Sie öffnete eine Packung, nahm den sterilen Kittel heraus und zog ihn an. Dabei warf sie über die Schulter einen Blick zur Kühlung, weil sie sich fragte, warum Jeffrey so lange brauchte. Sie hob gerade zusammen mit Lena die Leiche auf den Tisch, als er auftauchte.

«Hier», sagte er und nahm Lenas Stelle ein, um die tote Jenny Weaver auf den weißen Porzellantisch zu legen. Das Mädchen war fast zu groß und breit für den Tisch, und Jeffrey und Sara hatten Mühe, sie zwischen all den Schläuchen in die richtige Position zu bringen.

Sara legte der Leiche einen schwarzen Block unter den Kopf und versuchte, die Gerichtsmedizinerin zu sein und nicht die Ärztin des Mädchens. In ihren zehn Jahren als Amtsärztin war es nur viermal vorgekommen, dass Sara die Toten gekannt hatte. Jenny Weaver war das erste Opfer, das sie als Patientin aus der Kinderklinik kannte.

Sara rollte einen Wagen mit frischen Instrumenten heran und prüfte, ob sie alles hatte, was sie brauchte. Die beiden Schläuche am Kopf des Tisches dienten dazu, während der Untersuchung Flüssigkeiten abzusaugen. Über ihnen hing eine große Waage, um die Organe zu wiegen. Am Fuß des Tisches befand sich eine Schale fürs Sezieren. Der Tisch selbst war konkav mit erhöhten Seitenrändern, damit nichts auf den Fußboden fiel oder tropfte, und war zum Fußende hin deutlich zu einem großen Messingabfluss hin geneigt.

Carlos, Saras Assistent hier im Leichenschauhaus, hatte ein weißes Tuch über Jenny Weavers Leiche gebreitet. Ein mittelgroßer roter Fleck hatte sich auf Höhe ihrer Kehle gebildet. Sara hatte Jenny Carlos anvertraut, solange sie selbst mit dem Baby beschäftigt gewesen war. Er hatte die Röntgenaufnahmen gemacht und Jenny für die Obduktion

vorbereitet, während Sara vergeblich versucht hatte, noch etwas für das Baby zu tun. Wenn Carlos überrascht gewesen war, als Sara ihm mitteilte, er könne nach Hause gehen, wenn er seine Arbeit an Jenny beendet hatte, hatte er nichts dergleichen gesagt.

Sara faltete das Tuch bis kurz über die Brust zurück. Die Wunde war ganz und gar nicht sauber, der größte Teil der rechten Halsseite war zerschossen und hing in Fetzen herunter. Im geronnenen schwarzen Blut um die Wunde waren deutlich Knorpel und Knochen zu erkennen.

Sara ging zum Leuchtkasten an der Wand und schaltete ihn ein. Das Licht flackerte und erleuchtete dann die Röntgenaufnahmen, die Carlos von Jenny Weaver gemacht hatte.

Konzentriert studierte sie die Bilder und verstand anfangs nicht, was sie sah. Sie überprüfte noch einmal den Namen auf dem Obduktionsformular, bevor sie ihre Befunde laut aussprach. «Man sieht hier die verblassten Anzeichen eines Bruchs des linken Oberarms, der meiner Ansicht nach kein Jahr alt ist. Es handelt sich um keine typische Fraktur, besonders für jemanden, der unsportlich war, und ich nehme an, dass sie von einer Misshandlung herrührt.» «Hast du sie wegen dieser Sache behandelt?», fragte Jeffrey.

«Natürlich nicht», antwortete Sara. «Das hätte ich doch gemeldet. Jeder Arzt hätte das gemeldet.»

«Schon gut», sagte Jeffrey mit abwehrend erhobenen Händen. Ihr Ton musste schärfer geraten sein, als Sara bewusst war, denn Lena schien ein intensives Interesse am Fußboden entwickelt zu haben.

Sara wandte sich wieder den Röntgenbildern zu. «Da gibt es zudem Spuren eines Traumas am Knorpelansatz der unteren Rippen.» Sie deutete auf die Aufnahme des Brustbereichs. «Hier oben, in der Nähe des Brustbeins, befindet sich eine Quetschung, die auf einen harten Stoß

oder Schubs nach posterior hinweist, also nach hinten.» Sie wartete die Wirkung ihrer Worte ab und fragte sich, ob Jenny wegen dieser Verletzungen wohl bei einem anderen Arzt gewesen war. Jeder Assistenzarzt im ersten Jahr hätte erkennen müssen, dass hier etwas nicht stimmte.

Sara sagte: «Die Person, die das getan hat, muss größer gewesen sein als Jenny. Und diese Verletzungen sind erst kürzlich entstanden.»

Sara schob die nächste Aufnahme auf den Lichtkasten. Dann verschränkte sie die Arme vor der Brust und schaute prüfend auf das Bild. «Das hier ist der Beckengürtel», erläuterte sie. «Man beachte diese kaum wahrnehmbare Linie hier auf dem Ischium. Das dürfte auf traumatischen Druck gegen das Schambein hinweisen. Gemeinhin bezeichnet man dies als eine Stressfraktur.»

«Stress wodurch?», fragte Jeffrey.

Zu Saras Verblüffung lieferte Lena die Antwort.

«Sie wurde vergewaltigt», sagte Lena so, als würde sie erwähnen, dass die Augen des Mädchens blau seien. «Brutal vergewaltigt. Stimmt's?»

Sara nickte und wollte noch etwas sagen, als sie wieder Schritte auf der Treppe hörte. Dem Schlurfen nach musste Brad zurückgekehrt sein.

«Hier sind sie», sagte Brad und schob sich rückwärts zur Tür herein. Unterm Arm trug er die Laken, die Mütze baumelte in seiner Hand.

Sara stellte sich ihm in den Weg und fragte: «Haben Sie auch die Kissenbezüge mitgebracht?»

«Oh», sagte Brad verdutzt. Er schüttelte den Kopf. «Tut mir Leid, nein.»

«Ich glaube, die gibt es in der obersten Etage», sagte Sara. «Könnten Sie mir mindestens vier holen?»

«Ja, Ma'am», erwiderte er. Die Laken legte er auf den Tisch an der Tür.

Als er gegangen war, verschränkte Lena die Arme. «Er ist kein Kind mehr», sagte sie.

Zum ersten Mal, seit sie das Leichenschauhaus betreten hatte, richtete Jeffrey das Wort an Lena, und zwar mit einem völlig untypischen «Ruhe!».

Lena lief rot an, sagte aber nichts. Ebenfalls untypisch.

«So eine Quetschung am Brustkorb kann man eigentlich nur mit Schmerzmitteln behandeln», fuhr Sara fort. «Auch ein Beckenbruch heilt von allein. Das würde auch erklären, warum sie in jüngster Zeit so zugenommen hatte. Es muss ihr schwer gefallen sein, sich zu bewegen.»

Jeffrey fragte: «Glaubst du, ihr Freund hat sie missbraucht?»

«Wer auch immer», sagte Sara und sah sich die Röntgenaufnahmen noch einmal genau an, um sicherzugehen, dass ihr nichts entgangen war. Sooft sie Jenny Weaver gesehen hatte, der Verdacht des Kindesmissbrauchs war Sara nie gekommen. Wie das Kind es geheim gehalten hatte und warum, wusste Sara nicht. Natürlich brauchte man bei Halsschmerzen keine Röntgenbilder, und Jenny hatte sich bei keiner der Untersuchungen ausziehen müssen.

Teenager sind höchst schamhaft, und wenn es darum ging, Herz und Lungen abzuhören, hatte Sara das Stethoskop stets unter Jennys Hemd oder Pullover geschoben, damit ihr die Untersuchung nicht peinlich war.

Sara ging zurück an den Tisch, um die Voruntersuchung wieder aufzunehmen. Ihre Hände zitterten leicht, als sie das Tuch zurückschlug, und sie konzentrierte sich so darauf, ihre Hände unter Kontrolle zu bekommen, dass ihr erst nicht auffiel, was sie da freigelegt hatte.

«Ach, du Scheiße», sagte Lena und pfiiff leise durch die Zähne.

Jeffrey wies sie diesmal nicht zurecht, und Sara verstand auch, warum. Der Leichnam des Mädchens war mit kleinen Schnitten übersät, besonders auf Armen und Bei-

nen. Die Wunden befanden sich in den verschiedensten Heilungsphasen, und manche sahen so aus, als seien sie höchstens ein paar Tage alt.

«Was ist denn das?», fragte Jeffrey. «Wollte sie sich umbringen?»

Sara sah sich die Schnitte in der Haut genauer an. Keiner von ihnen verlief über die Pulsadern oder befand sich an Stellen, die normalerweise auffallen würden. Damit wäre zumindest erklärt, warum das Mädchen mitten im Hochsommer ein langärmliges Hemd trug. Ungefähr zehn Zentimeter über dem linken Handgelenk begannen schmale Reihen tiefer Schnitte, die den ganzen Unterarm überzogen. Dunklere Narben deuteten darauf hin, dass Jenny sich immer wieder so verletzt haben musste. Die Schnitte an den Beinen waren noch tiefer und verliefen kreuz und quer. An den Narben sah Sara, dass die tiefsten Schnitte vom Knie aus bis weit auf den Oberschenkel reichten. Auch die hatte das Mädchen sich selbst zugefügt. «Was ist das denn?», fragte Jeffrey, obwohl er es hätte wissen müssen.

«Schnippeln», sagte Lena.

«Autoaggressives Syndrom», korrigierte Sara, als ob es dadurch besser würde. «Das sehe ich immer wieder in der Klinik.»

«Wieso?», fragte Jeffrey. «Warum macht jemand so was?»

«Meistens aus Dummheit», sagte Sara. Sie wurde plötzlich wütend. Wie oft hatte sie dieses Mädchen in der Sprechstunde gehabt? Wie viele Anzeichen waren ihr entgangen? «Manchmal wollen sie schlicht wissen, wie es sich anfühlt. Gewöhnlich wollen sie einfach nur angeben und denken nicht an die Konsequenzen. Dies hier —» Sie hielt inne und musterte die tiefen Schnitte an Jennys linkem Oberschenkel. «Dies hier ist etwas anderes. Sie hat

die Schnitte versteckt, sie wollte nicht, dass jemand es mitbekam.»

«Wieso?», wiederholte Jeffrey. «Warum tat sie das?»

«Kontrolle», antwortete Lena ihm, und Sara gefiel der Blick nicht, mit dem sie das Kind bedachte. Darin lag nämlich ein gewisser Respekt.

«Es handelt sich um eine starke Psychose», entgegnete Sara. «Menschen, die unter Bulimie oder Anorexie leiden, tun so etwas häufig. Es hat sehr viel mit Selbsthass zu tun.» Sie sah Lena streng an. «Gewöhnlich gibt es dafür einen Auslöser. Zum Beispiel Missbrauch oder Vergewaltigung.»

Lena hielt ihrem Blick nur kurz stand, bevor sie sich abwandte. Sara fuhr fort. «Es gibt jedoch auch andere mögliche Ursachen: Drogenmissbrauch, Geisteskrankheit, Probleme in der Schule oder im Elternhaus.»

Sara ging an den Materialschränk und holte ein Spekulum heraus. Nachdem sie sich ein zweites Paar Handschuhe übergestreift hatte, befreite sie das Spekulum aus seiner Plastikverpackung und öffnete es mit einem Klicken. Bei dem Ton zuckte Lena leicht zusammen, und Sara registrierte dankbar, dass die Polizistin doch zu irgendeiner Gefühlsregung imstande war.

Sara ging langsam an das Fußende der Leiche und schob die Füße auseinander. Abrupt hielt sie inne, als könne sie nicht fassen, was sie sah. Das Spekulum klirrte auf den Tisch.

Lena fragte: «Was ist denn?»

Sara antwortete nicht. Sie hätte gedacht, dass sie nach dem heutigen Abend nichts mehr schockieren könne. Wie sehr sie sich geirrt hatte!

«Was ist denn?», wiederholte Lena.

«Das war nicht ihr Kind», antwortete Sara. «Sie hat überhaupt kein Kind geboren.»

Jeffrey deutete auf das unbenutzte Spekulum. «Wie kannst du dir so sicher sein, ohne sie eingehend untersucht zu haben?»

Sara starrte die beiden an, weil sie nicht wusste, wie sie es ausdrücken sollte. «Ihre Vagina ist zugenäht», sagte sie schließlich. «Und nach dem Heilungsprozess zu urteilen, würde ich sagen, schon seit mindestens einem halben Jahr.»

SONNTAG

VIER

Lena sah zum Autofenster hinaus und fuhr sich mit der Zunge über die Vorderzähne. Das Provisorium fühlte sich immer noch künstlich an, sie konnte sich einfach nicht daran gewöhnen. In drei Wochen würden ihr vier endgültige Stifzähne eingesetzt werden, in ihre Kieferknochen geschraubt werden wie winzige Glühbirnen. Sie wollte sich nicht vorstellen, was das wohl für ein Gefühl war. Im Moment war das alles eine ständige Erinnerung daran, was ihr vor vier Monaten passiert war.

Sie versuchte diese Erinnerung zu verdrängen, während sie die vorüberziehende Landschaft betrachtete. Grant County war klein, wenn auch nicht so klein wie Reese, wo Lena und Sibyl, ihre Zwillingschwester, aufgewachsen waren. Ihr Vater war «in Erfüllung seiner Pflicht» gefallen, acht Monate bevor sie geboren wurden, und ihre Mutter war bei der Geburt gestorben. Die Aufgabe, die beiden Mädchen großzuziehen, war ihrem Onkel Hank Norton zugefallen, einem speedsüchtigen Alkoholiker, der während der Kindheit seiner Nichten noch lange mit beiden Abhängigkeiten zu kämpfen hatte. Eines sonnigen Nachmittags hatte der betrunkene Hank seinen Wagen rückwärts aus der Einfahrt gesetzt und dabei die kleine Sibyl angefahren. Lena hatte es ihm nie verziehen, dass ihre Schwester daraufhin erblindet war. Sie konnte Hank diesen Unfall einfach nicht vergeben, und er reagierte auf ihren Hass seinerseits mit einem anscheinend unüberwindbaren Groll. Ihre gemeinsame Vergangenheit hinderte die beiden daran, aufeinander zuzugehen. Und auch nachdem Sibyl tot war und Lena selbst sich so gut wie tot fühlte, war Hank Norton für sie höchstens ein notwendiges Übel in ihrem Leben.

«Heiß draußen», murmelte Hank und tupfte dabei seinen Nacken mit einem zerschlissenen Taschentuch ab. Die Klimaanlage röhnte so laut, dass Lena ihn kaum verstehen konnte. Hanks alte Mercedes-Limousine war eher ein Panzer als ein Auto. Alles im Inneren dieses Autos wirkte übertrieben. Die Sitze waren zu groß. Ein Pferd hätte genug Beinfreiheit gehabt. Die Instrumente des Armaturenbretts waren überdimensioniert und ihr Design eher darauf gerichtet, Eindruck zu schinden, als zu informieren. Doch es war auch angenehm, in einem so soliden Fahrzeug zu sitzen. Sogar auf dem Kiesweg zu Lenas Haus schien der Wagen über den Boden zu gleiten.

«Echt heiß», wiederholte Hank. Je älter er wurde, desto öfter machte er das, als könne die Wiederholung irgendwelcher Phrasen die Tatsache ausgleichen, dass er nicht viel zu sagen hatte.

«Ja», sagte Lena und starrte dann wieder zum Fenster hinaus. Sie spürte, dass Hank sie ansah und wahrscheinlich überlegte, worüber er mit ihr reden könnte. Aber schon bald gab er offenbar auf, denn er machte das Radio an.

Lena ließ den Kopf nach hinten sinken und schloss die Augen. Eines Sonntags, kurz nachdem sie aus dem Krankenhaus entlassen worden war, hatte sie sich bereit erklärt, mit ihrem Onkel in die Kirche zu gehen, und im Laufe der folgenden Monate waren die Kirchgänge zur Gewohnheit geworden. Lena schloss sich ihnen eher an, weil sie Angst davor hatte, allein zu Hause zu bleiben, als dass sie es etwa auf Absolution angelegt hätte. Ihrer Überzeugung nach würde sie nie wieder für irgendwas um Vergebung bitten müssen. Sie hatte an Gott, oder wer auch immer für den Gang der Dinge verantwortlich war, vor vier Monaten ihren Tribut bezahlt – als sie vergewaltigt worden und dabei unter Drogen gesetzt worden war, die bewirkt

hatten, dass sie sich in einer alpträumhaften Welt aus Schmerz und trügerischer Transzendenz verloren hatte.

Wieder unterbrach Hank: «Alles okay, Baby?»

Was für eine bescheuerte Frage, dachte Lena. Was für eine absolut bescheuerte Frage.

«Lee?»

«Sicher», antwortete sie und merkte, wie das Wort zwischen ihrem Provisorium hervorlachte.

«Nan hat wieder angerufen.»

«Ich weiß», antwortete Lena. Nan Thomas, bis zu Sibyls Tod deren Geliebte, hatte im vergangenen Monat ab und zu angerufen.

«Sie hat noch Sachen von Sibby», sagte Hank, obwohl ihm klar sein musste, dass Lena das wusste. «Die will sie dir einfach nur geben.»

«Warum gibt sie das Zeug nicht dir?», konterte Lena. Dazu musste sie diese Frau doch nicht sehen, und sie wollte es auch nicht, und das wusste Hank. Trotzdem kam er ihr immer wieder damit.

Jetzt wechselte er das Thema. «Das Mädchen gestern Abend», fing er an. Er stellte das Radio leiser. «Da warst du doch dabei, hmm?»

«Sicher», sagte sie, und wieder war da dieses Zischen. Lena biss die Zähne zusammen, zwang sich, nicht in Tränen auszubrechen. Würde sie jemals wieder ganz normal sprechen können? Oder würde sogar der Klang ihrer Stimme eine ständige Erinnerung daran sein, was er ihr angetan hatte?

Er, dachte Lena, die sich nicht erlaubte, seinen Namen zu benutzen. Ihre Hände ruhten auf dem Schoß, und sie blickte hinunter auf die spiegelbildlichen Narben auf den beiden Handrücken. Hätte Hank nicht neben ihr gesessen, hätte sie bestimmt die Hände umgedreht und auch die Handflächen betrachtet. Durch sie hindurch waren die Nägel getrieben worden, um sie anschließend in den Fußbo-

den zu hämmern. Dieselben Narben verunzierten auch ihre Füße, genau in der Mitte zwischen Zehen und Knöcheln. Nach zwei Monaten Krankengymnastik hatte sie ihre Hände wieder normal gebrauchen können, und inzwischen konnte sie auch wieder gehen, ohne vor Schmerzen zusammenzuzucken, aber die Narben würden immer bleiben.

Lena erinnerte nur einige wenige Fetzen dessen, was ihrem Körper angetan worden war, während sie sich in der Gewalt des Entführers befand. Nur die Narben und der Bericht in ihren Krankenakten erzählten die ganze Geschichte. Gut erinnerte sie sich nur an die Augenblicke, wenn die Wirkung der Droge nachgelassen hatte und er zu ihr gekommen war, sich zu ihr auf den Fußboden gesetzt hatte, als hielten sie im Ferienlager eine Bibelstunde ab, und dann Geschichten aus seiner Kindheit und aus seinem Leben erzählte, als seien sie ein verliebtes Paar, das einander langsam näher kennen lernte.

Noch immer war Lenas Kopf voller Einzelheiten aus seinem Leben: sein erster Kuss, seine erste Liebeserfahrung, seine Hoffnungen und Träume, seine kranken Zwangsvorstellungen. All das kam ihr so leicht und schnell in den Kopf wie die Erinnerungen an ihre eigene Vergangenheit. Hatte sie ihm etwa ähnliche Geschichten von sich erzählt? Sie konnte sich nicht entsinnen, und das hatte sie fast tiefer verletzt als die physischen Vergewaltigungen. Manchmal empfand Lena die Male an ihrem Körper als belanglos im Vergleich zu den intimen Gesprächen, die sie mit dem Mann hatte führen müssen. Er hatte sie nicht nur missbraucht, sondern so manipuliert, dass sie die Kontrolle über ihre Gedanken verlor. Er hatte nicht nur ihren Körper vergewaltigt, sondern auch ihre Seele.

Sogar jetzt vermischten sich seine Erinnerungen noch mit den ihren; manchmal, bis sie nicht mehr wusste, ob etwas

ihm oder ihr geschehen war oder auch gar nicht. Sibyl, der einzige Mensch, der Klarheit hätte schaffen können, der einzige Mensch, der Lena ihr Leben hätte zurückgeben können, besonders ihre Kindheit, war ihr ebenfalls von ihm genommen worden.

«Lee?» Hank unterbrach ihre Gedanken, indem er ihr ein Päckchen Kaugummi hinhielt. Sie schüttelte den Kopf und schaute ihm dabei zu, wie er das Lenkrad zu halten und gleichzeitig einen Streifen Juicy Fruit auszupacken versuchte. Die Ärmel seines Oberhemds waren aufgekrempelt, sodass sie die alten Einstichstellen auf seinen blassen Unterarmen erkennen konnte. Sie waren grässlich, diese Narben, und sie ließen Lena an Jenny Weaver denken. Letzte Nacht hatte Jeffrey immer wieder gefragt, wieso ein junges Mädchen sich nur absichtlich ins eigene Fleisch schnitt. Aber Lena verstand, dass Schmerz auch tröstlich sein konnte. Ungefähr sechs Wochen nachdem sie aus dem Krankenhaus entlassen worden war, hatte sie sich die Finger in der Autotür geklemmt. Der brennende Schmerz war ihr durch den ganzen Arm gefahren, und für einen Sekundenbruchteil hatte sie gemerkt, dass sie ihn genoss, und gedacht: So ist es, wenn man wieder etwas spürt.

Sie schloss die Augen, faltete die Hände auf dem Schoß. Wie immer fanden ihre Finger die Narben, und sie ertastete den Umriss der einen und danach den der anderen. Als es geschah, hatte sie keine Schmerzen verspürt. Die Droge hatte ihr vorgegaukelt, auf dem Ozean zu treiben, weit weg und in Sicherheit. Im Kopf hatte sie sich eine alternative Realität zu der geschaffen, die der Vergewaltiger ihr aufzwang. Als er sie anfasste, hatte Lenas Verstand ihr gesagt, es sei Greg Mitchell, ihr ehemaliger Freund, der in sie eindrang. Lenas Körper hatte auf Greg reagiert und nicht auf ihn.

Und doch hatte Lena danach in den seltenen Nächten, in denen sie lange genug geschlafen hatte, um überhaupt träumen zu können, geträumt, von ihrem Vergewaltiger berührt zu werden und nicht von Greg. Seine Hände lagen auf ihren Brüsten. Er war in ihr. Und wenn sie verstört und voller Angst aus dem Schlaf hochschreckte, war es nicht Greg, nach dem sie im leeren, düsteren Schlafzimmer Ausschau hielt.

Lena ballte die Fäuste, als ihr auf einmal der widerwärtig süße Geruch von Hanks Kaugummi in die Nase stieg. Ohne Vorwarnung wurde ihr furchtbar übel.

«Fahr rechts ran», kriegte sie gerade noch heraus. Mit einer Hand hielt sie sich den Mund zu, mit der anderen suchte sie nach dem Türgriff. Abrupt riss Hank das Steuer herum und kam am Straßenrand zum Stehen, als Lena auch schon nicht mehr an sich halten konnte. Sie hatte als Frühstück nur eine Tasse Kaffee zu sich genommen, und die kam zuerst heraus. Dann erbrach sie nur noch Galle und dann nichts mehr. Aber ihr Magen krampfte weiter. Vor lauter Anstrengung schossen ihr Tränen in die Augen, und sie zitterte am ganzen Körper, während sie mit aller Kraft versuchte, sich aufrecht zu halten.

Nach mehreren Minuten ließ der Brechreiz nach. Lena wischte sich mit dem Handrücken den Mund ab, als Hank ihr auf die Schulter tippte und sein Taschentuch anbot. Es war warm und roch nach Schweiß, aber sie benutzte es trotzdem.

«Dein Kaugummi», flüsterte sie und klammerte sich ans Armaturenbrett, um hochzukommen. «Ich weiß auch nicht, warum, aber –»

«Schon okay», antwortete er brüsk. Auf Knopfdruck wurde das Seitenfenster in die Tür gesaugt, und Hank spuckte seinen Kaugummi aus, bevor er wieder auf die Straße fuhr. Mit versteinertem Gesicht sah er stur geradeaus.

«Tut mir Leid», sagte sie, obwohl sie nicht wusste, wofür sie sich eigentlich entschuldigte. Hank wirkte zwar ärgerlich, aber sie wusste, dass seine Unmut nicht ihr galt, sondern ihm selbst, weil er nicht wusste, wie er helfen konnte. Eine vertraute Szene, die sich fast tagtäglich abspielte, seit Lena aus dem Krankenhaus entlassen worden war.

Lena griff nach hinten, um an ihre Handtasche auf dem Rücksitz zu gelangen. Speziell für Situationen wie diese hatte sie immer Pepto-Bismol-Tabletten und Altoids bei sich. Im Dienst war es besser. Da war sie einfach zu beschäftigen, um sich den Luxus solcher Episoden zu erlauben. Da galt es, Formulare auszufüllen, Berichte zu schreiben und Anrufe zu erledigen. Auf dem Revier wusste sie, wer sie war, und auf den Streifenfahrten mit Brad, vor denen sie anfänglich zurückgeschreckt war, kam sie sich kompetent vor und hatte das Gefühl, in Sicherheit zu sein.

Sie stürzte sich nicht in ihre Arbeit, weil sie glaubte, ihr Leben hätte nur als Cop einen Sinn. Lena sah das anders. Es ginge ihr ebenso, wenn sie in einem Laden an der Kasse säße oder in der High School als Hausmeisterin arbeitete. Verbrechen und Verbrecher hatten keine andere Bedeutung für sie als etwa die korrekte Herausgabe von Wechselgeld oder die Entfernung eines Flecks auf dem Fußboden der Cafeteria. Was der Job ihr in diesen Tagen brachte, war ein Gerüst: Sie hatte um acht Uhr zu erscheinen. Die Erledigung bestimmter Aufgaben wurde von ihr erwartet. Brad brauchte Anleitung. Sie machten eine Lunchpause; Brad aß etwas, sie allerdings nicht. In letzter Zeit litt sie unter Appetitlosigkeit. Gegen drei Uhr nachmittags tranken sie Kaffee im Donut King in Madison. Um sechs kamen sie dann zum Schichtwechsel aufs Revier, und Lena verlor den Boden unter den Füßen, bis sie am nächsten Morgen wieder zur Arbeit fuhr. An

den seltenen Abenden – wie ebenjenem gestern –, an denen Jeffrey ihr erlaubte, Überstunden zu machen, hätte sie am liebsten vor Erleichterung geweint.

Hank fragte: «Alles wieder in Ordnung?» Der vorwurfsvolle Unterton war noch immer da.

Sie antwortete nicht weniger gereizt. «Lass mich in Ruhe.»

«Ja, okay», erwiderte er und hieb auf den Blinker ein, als sie hinter einer Schlange von Autos vor der Kapelle anhielten. Sie schwiegen, während sie im Schrittempo auf den Parkplatz fuhren.

Lena starrte das kleine weiße Gebäude an. Seine bloße Existenz war ihr schon zuwider. Sie war niemals gern zur Kirche gegangen und bereits mit zwölf Jahren aus der Sonntagsschule geflogen, weil sie aus einer Bibel Seiten herausgerissen hatte. Als Hank sie sich deswegen vorknöpfte, bekam er zu hören, dass sie es einfach aus Langeweile getan hatte. Aber in Wahrheit hatte Lena schon damals Schwierigkeiten mit Regeln gehabt. Sie hasste es, herumkommandiert zu werden. Sie konnte keine Autorität anerkennen, die sie nicht vorher überzeugt hatte. Der einzige Grund, warum sie zum Cop taugte, bestand darin, dass sie im Außendienst über eine gewisse Autonomie verfügte und dort alle auf ihr Kommando zu hören hatten.

«Dieses Mädchen», fing Hank wieder an, als seien die vergangenen zehn Minuten gar nicht gewesen. «Is 'ne traurige Sache, was sie da gemacht hat.»

«Stimmt», erwiderte Lena achselzuckend. Am liebsten hätte sie nicht daran gedacht.

«Manche bleiben eben auf der Strecke», sagte Hank.

«Bitte niemand um Hilfe, bis es zu spät ist.» Er hielt inne und fügte dann hinzu: «Bis es endgültig zu spät ist.»

Sie wusste, worauf er hinaus wollte, wusste, dass er einen Vergleich zog zwischen dem toten Mädchen und ihr. Auf

der Rückseite von irgendeinem Scheißinfoblatt der Anonymen Alkoholiker stand die Anleitung für so ein Gespräch, gleich neben den Kästchen, in die man den Namen und die Telefonnummer des eigenen Tutors eintragen konnte.

Lena schnauzte ihn an. «Wenn ich mich hätte umbringen wollen, hätte ich es gleich getan, als ich aus dem Krankenhaus kam.»

«Von dir hab ich doch gar nicht geredet», schnauzte Hank zurück.

«Blödsinn», zischte sie. Sie wartete eine Sekunde und sagte dann: «Ich dachte, du wolltest bald wieder zu dir nach Hause ziehen.»

«Tu ich ja auch», antwortete er.

«Gut», sagte sie, und für einen Moment war es ihr ernst damit. Hank hatte bei ihr gewohnt, seit sie aus dem Krankenhaus entlassen worden war, und Lena hatte es langsam satt, dass er ständig seine Nase in ihre Angelegenheiten steckte.

«Ich muss mich auch um das Geschäft kümmern», sagte er großspurig, als handele es sich bei seiner heruntergekommenen Spelunke am Rand von Reese um das Weltunternehmen IBM. «Ich muss da wieder hin. Ich mach mich noch heute Abend davon, wenn du willst.»

«Bestens», sagte sie, aber schon bei dem Gedanken, nachts allein zu Hause zu sein, bekam sie Herzrasen. Lena wäre ihn gerne los gewesen, aber sie wusste, dass sie sich keinen Moment lang sicher fühlen würde, wenn er ausgezogen war. Sogar tagsüber, wenn sie arbeitete und Hank losfuhr, um in seiner Bar nach dem Rechten zu sehen, bekam sie die Panik, dass er einen Autounfall haben oder beschließen könnte, einfach nicht mehr zurückzukommen. Dass sie dann in ein dunkles, leeres Haus heimkehren müsste. Hank war mehr als nur ein unliebsamer Gast – er war ihr Schutzschild.

Jetzt sagte er: «Ich hätte was Besseres zu tun.»

Sie blieb stumm, aber im Geist wiederholte sie ihr Mantra: Bitte, verlass mich nicht. Bitte, verlass mich nicht. Bitte ... Das Bedürfnis, es laut hinauszuschreien, schnürte ihr die Kehle zu.

Der Wagen machte einen Satz nach vorn, als Hank aufs Gaspedal trat. Dann parkte er dicht an der Kapelle und ließ die Automatik mit Wucht in die Parkstellung einrasten. Die alte Limousine schaukelte mehrere Male vor und zurück.

Er warf ihr einen Blick zu, und sie sah ihm an, dass er wusste, wie ausgeliefert sie ihm war. «Du möchtest, dass ich ausziehe? Na los, dann sag's mir. Du hattest doch noch nie Schwierigkeiten, mich rauszuwerfen.»

Sie biss sich fest auf die Lippe, weil sie Blut schmecken wollte. Aber das Fleisch gab nicht nach, stattdessen wackelte ein Vorderzahn des Provisoriums. Vor Entsetzen über diese plötzliche Erinnerung schlug sie eine Hand vor den Mund.

«Was? Jetzt kannst du auch nicht mehr sprechen?» Ihren Gefühlen hilflos ausgeliefert, würgte Lena an einem Schluchzer.

Hank schaute in die andere Richtung und wartete ab, bis sie sich gefasst hatte. Er konnte einem ganzen Raum voller Fremder zuhören, die alle nach einer Spritze im Arm jammernten oder doppelte Whiskeys verlangten, aber Lenas Tränen hielt er einfach nicht aus. Sie hatte zudem das Gefühl, dass er sie wegen ihres Weinens hasste. Sibyl war sein Liebling gewesen, diejenige, um die er sich kümmern mussten. Lena hingegen war die Starke, die niemanden brauchte. Die Verkehrung der Rollen hatte er nicht verkraftet.

«Du musst in diese Therapie», blaffte Hank sie an. Er war immer noch sauer. «Dein Chief hat es dir aufgetragen. Es

ist so was wie ein dienstlicher Befehl, und du befolgst ihn nicht.»

Wütend schüttelte sie den Kopf, die Hand immer noch vor dem Mund.

«Du läufst nicht mehr. Du machst keinen Sport», legte er von neuem los, als handele es sich um die Punkte einer Anklage gegen sie. «Du gehst um neun Uhr ins Bett und stehst am nächsten Morgen so spät auf, wie es nur irgend geht», fuhr er fort. «Du tust nichts für dich und lässt dich gehen.»

«Ich lasse mich nicht gehen», protestierte sie kleinlaut.

«Such dir einen Therapeuten, oder ich zieh noch heute aus, Lee.» Er legte die Hand auf ihre und zwang sie, den Kopf zu drehen. «Ich meine es ernst, Kind, todernst.»

Plötzlich änderte sich seine Miene, und die harten Konturen seines Gesichts wirkten auf einmal wie weichgezeichnet. Er strich ihr Haar zurück und berührte ganz leicht ihre Haut. Hank versuchte, väterlich zu ihr zu sein, aber die sanfte Berührung erinnerte sie auf widerliche Weise daran, wie er sie berührt hatte. Die Zärtlichkeit war das Allerschlimmste gewesen: das sanfte Streicheln, wie er zartfühlend Zunge und Finger benutzt hatte, um sie einzulullen und gleichzeitig zu stimulieren, die qualvoll langsame Art, wie er sie gefickt hatte, als sei es keine Vergewaltigung, sondern Liebe.

Lena zitterte. Sie konnte nichts dagegen tun. Schnell zog Hank seine Hand weg, als hätte er etwas Totes berührt. Lena zuckte zurück und schlug mit dem Hinterkopf gegen die Scheibe.

«Mach das ja nie wieder», warnte sie ihn, aber in ihrer Stimme lag die pure Angst. «Fass mich nicht an! Fass mich nie wieder so an! Hast du das verstanden?» Sie rang nach Luft und versuchte gleichzeitig, die bittere Galle zu schlucken, die ihr in die Kehle gestiegen war.

«Ich weiß», sagte er. Seine Hand war nicht weit von ihrem Rücken entfernt, berührte ihn aber nicht. «Ich weiß das ja. Entschuldige bitte.»

Lena tastete nach dem Türgriff, verfehlte ihn jedoch mehrere Male, weil ihre Hände so schlotterten. Schließlich stieg sie aus dem Wagen und sog gierig die frische Luft ein. Die Hitze umschloss sie, und sie kniff die Augen zusammen – nur keine gedankliche Verbindung zwischen der Hitze und den Träumen aufkommen lassen, in denen sie auf dem Ozean trieb.

Hinter sich vernahm sie eine sanfte und vertraute Stimme. «Hallo, Hank», begrüßte Dave Fine, der Pastor dieser Kirche.

«Guten Morgen, Sir», erwiderte Hank mit weitaus freundlicherer Stimme, als Lena sie jemals von ihm zu hören bekam. Diesen Tonfall hatte Hank nur gegenüber Sibyl benutzt. Für Lena hatte es stets nur harsche Kritik gegeben.

Lena konzentrierte sich darauf, wieder kontrolliert zu atmen, bevor sie sich umdrehte. Lächeln konnte sie nicht, aber sie spürte, dass ihre Mundwinkel ein ganz klein wenig nach oben wanderten. Wahrscheinlich war das, was der Pastor zu sehen bekam, eher eine gequälte Grimasse.

«Guten Morgen, Detective», sagte David Fine. Die salbadernde Anteilnahme in seiner Stimme ging ihr weit mehr auf die Nerven als alles, was Hank im Auto gesagt hatte. In den vergangenen vier Monaten hatte Hank immer wieder versucht, David Fine auf Lena anzusetzen, hatte versucht, sie zu bewegen, mit dem Pastor zu sprechen. Der war nämlich auch noch Psychologe, behauptete er zumindest, und betreute abends Patienten. Lena hätte sich mit dem Mann noch nicht einmal übers Wetter unterhalten mögen, geschweige denn über das, was ihr angetan worden war. Von allen Menschen, mit denen Lena möglicherweise reden könnte, wäre ein Priester garantiert der

Letzte. Hank konnte doch nicht vergessen haben, was mit ihr in jenem dunklen Raum geschehen war.

Sie reagierte kurz angebunden mit einem «Pastor» und ging an ihm vorbei, die Handtasche an die Brust gepresst wie eine alte Dame beim Ramschverkauf.

Sie spürte seine Blicke im Rücken und hörte, dass Hank Entschuldigungen murmelte, als sie sich von ihnen entfernte. Ein wenig schämte sich Lena dafür, zu Fine so unhöflich gewesen zu sein. Es war ja nicht seine Schuld – er war bestimmt ein netter Mann –, aber was sie auch sagte, sie würden sie ja doch nicht verstehen.

Sie beschleunigte ihre Schritte und schaute starr geradeaus. Die Menschenmenge, die sich am Kircheneingang versammelt hatte, machte ihr Platz, als sie Stufe für Stufe nahm und sich zwang, ganz langsam zu gehen. Am liebsten wäre sie hineingerannt. Bis auf Brad Stephens, der sie wie ein Hündchen anschaute, hatten alle anderen etwas Besseres zu tun, als sie die Treppe hinaufstieg. Matt Hogan, Partner von Frank Wallace, seit Lena für den Streifendienst eingeteilt war, konzentrierte sich auf das Anzünden einer Zigarette, als versuche er eine Kernfusion in seiner Hand.

Lena hielt das Kinn in die Höhe gereckt und den Blick abgewandt, damit niemand sie ansprach. Natürlich spürte sie, dass sie angestarrt wurde, und wusste auch, dass alle zu tuscheln anfangen würden, sobald man annahm, dass sie außer Hörweite war.

Die Leute waren das Schlimmste an den Kirchengängen. Die ganze Stadt wusste, was mit ihr geschehen war. Sie wussten, dass man sie entführt und vergewaltigt hatte. Sie hatten aus der Zeitung sämtliche Einzelheiten des Verbrechens erfahren. Sie hatten ihre Genesung und ihre Heimkehr aus dem Krankenhaus verfolgt, wie sonst nur Fernsehserien und Footballspiele. Lena konnte nicht einkaufen gehen, ohne dass jemand versuchte, einen Blick

auf ihre Narben zu werfen. Sie konnte nicht unter Menschen gehen, ohne dass jemand einen traurigen und mitfühlenden Blick für sie übrig hatte. Als könnten sie verstehen, was sie durchgemacht hatte. Als wenn sie wüssten, was es hieß, sich erst stark und unbesiegbar und dann, von einem Moment zum anderen, absolut hilflos und ohnmächtig zu fühlen. Und es zu bleiben.

Die Türen der Kirche waren geschlossen, um die Hitze auszusperren und die kalte Luft im Inneren zu halten. Lena und einer der Diakone fassten gleichzeitig nach dem Türgriff, und ihre Hände berührten einander. Sie zuckte zurück, als seien es glühende Kohlen. Dann wartete sie mit gesenktem Blick darauf, dass die Tür geöffnet wurde. Sie ging durch die Vorhalle in die Kapelle hinein, den Blick unentwegt auf den roten Teppich geheftet und dann auf die weiße Balustrade um das Gestühl, damit nur niemand auf die Idee kam, sie anzusprechen.

Die Kapelle war nach Baptistenmaßstäben einfach ausgestattet und klein angesichts der Größe der Stadt. Aber die älteren Leute gingen in die Primitive Baptist Church in der Stokes Street und füllten dort auch die Klingelbeutel. Die Crescent Baptist Church war knapp dreißig Jahre alt, und in ihrem Untergeschoss wurden Single-Partys veranstaltet, Ratgeberabende für frisch Geschiedene und Treffen für allein erziehende Elternteile. In dieser kleinen Kirche war nicht die Rede von einem rachsüchtigen Gott. Die Predigten handelten von Vergebung und Liebe, von Wohltätigkeit und Frieden. Pastor Fine schalt die Mitglieder seiner Gemeinde niemals wegen ihrer Sünden, und er drohte ihnen auch nicht mit Hölle und Fegefeuer. Sein Gotteshaus war ein Ort der Freude, wie es im Mitteilungsblatt hieß. Lena wunderte sich nicht, dass Hank sich diese Gemeinde ausgesucht hatte. Auch seine A.A.-Treffen wurden hier im Untergeschoss abgehalten, gleich

neben dem Beratungszimmer für Teenager, die Nachwuchs erwarteten.

Lena setzte sich ziemlich weit nach vorn, weil sie wusste, dass Hank für seine sonntägliche Dosis Vergebung gern ganz in der Nähe des Pastors war. Dave Fines Ehefrau und die beiden Kinder saßen direkt vor ihr, drehten sich aber glücklicherweise nicht um. Lena schlug die Beine übereinander und strich ihre Hose glatt, bis sie bemerkte, dass eine Frau vom anderen Ende der Kirchenbank ihre Hände anstarrte. Lena verschränkte die Arme und sah hinauf zum Podest. Die Kanzel stand genau in der Mitte, und zu beiden Seiten verteilte sich fächerartig das mit Samt bezogene Gestühl. Dahinter befand sich die Empore für den Kirchenchor, und seitlich stand die Orgel, deren Pfeifen die Wand emporstrebten. Sie glichen der Befestigung eines Forts. Im Zentrum all dessen befand sich Jesus, die Arme ausgebreitet, die Füße übereinander gelegt.

Lena sah absichtlich weg, als Hank neben ihr auf die Kirchenbank rutschte. Sie schaute auf die Uhr. Der 9-Uhr-30-Gottesdienst würde bald beginnen. Er würde eine Stunde dauern, und die anschließende Sonntagsschule noch einmal eine halbe Stunde. Sie würden um 11 Uhr wegfahren und am Waffle House an der Route 2 halten, wo Hank zu Mittag essen und Lena bei einer Tasse Kaffee ausharren würde. Gegen zwölf wären sie dann zu Hause. Lena würde sauber machen und anschließend an ein paar Berichten arbeiten. Um 13 Uhr 30 erwartete man sie auf dem Revier zu einer Lagebesprechung des Jenny-Weaver-Falls. Das dauerte ungefähr drei Stunden, wenn sie Glück hatte, und danach konnte sie schon nach Hause fahren und das sonntägliche Abendessen improvisieren. Schließlich der abendliche Gottesdienst, auf den irgendein Chorkonzert folgen sollte, das ungefähr bis halb zehn dauern dürf-

te. Wenn sie danach wieder nach Hause kamen, war Lenas Bettzeit eigentlich schon überschritten.

Sie atmete langsam aus, als sie diesen Zeitplan überdachte, und war außerordentlich erleichtert, weil ihre Stunden zumindest heute ausgefüllt waren.

«Gleich geht's los», flüsterte Hank. Er nahm das Gesangbuch von der Ablage vor ihnen, als die Orgel ertönte. Er hantierte mit dem Buch und sagte: «Pastor Fine meint, dass du morgen nach der Arbeit bei ihm vorbeikommen kannst.»

Lena gab vor, ihn nicht gehört zu haben, aber sie merkte sich den Termin doch, denn zumindest bedeutete er ja, dass sie etwas vorhaben würde. Und wenn sie zustimmte, den Pastor aufzusuchen, würde Hank noch ein wenig länger bei ihr bleiben.

«Lee?», versuchte er. Aber er gab es auf, als der Chor mit dem Kirchenlied begann.

Lena stand zusammen mit allen anderen auf, und Hanks Bariton vibrierte ihr in den Ohren, als er «Nearer My God to Thee» sang. Sie ließ die Zungenspitze über die Vorderzähne gleiten und beobachtete, wie Hank seinen Finger über die Textzeilen wandern ließ, um nicht den Anschluss zu verlieren. Dann schaute Lena wieder auf das Kruzifix und spürte eine Leichtigkeit, eine höchst seltsame Seelenruhe. Wie gern sie es auch bestritten hätte, es lag etwas Tröstliches darin, mit der Kreuzigung so vertraut zu sein.

Sara fuhr im zweiten Gang in ihrem dunkelgrünen BMW Z3 durch die Innenstadt von Heartsdale. Der Wagen war ein Spontankauf gewesen, sofern man bei einem Preis von über dreißigtausend Dollar noch von spontan reden konnte. Als Sara ihn angeschafft hatte, war die Tinte auf ihrer Scheidungsurkunde kaum trocken gewesen. Sie wollte kein vernünftiges Auto, sondern etwas Auffälliges. Diesen Anspruch erfüllte der Z3 perfekt. Aber schon als

sie vom Händler in Macon zurück nach Hause fuhr, merkte Sara, dass ein Auto sie nicht glücklich machte. Ja, sie kam sich in dem exotischen Ding sogar albern vor, besonders nachdem ihre Eltern und Tessa ihre Kommentare abgegeben hatten. Und auch nach zwei Jahren war es ihr manchmal noch peinlich, wenn sie das Auto in ihrer Einfahrt stehen sah.

Billy, einer ihrer beiden Windhunde, hockte auf dem Beifahrersitz. Er musste sich ducken, weil der kleine Sportwagen ihm nicht genug Kopffreiheit bot. Gelegentlich leckte er sich, aber sonst verhielt er sich ganz still und hielt auch die Augen geschlossen, während ihm die kalte Luft aus der Klimaanlage entgegenblies und die spitzen Ohren nach hinten drückte. Seine Lefzen waren leicht nach oben gezogen, sodass es aussah, als grinste er und genieße die Autofahrt. Sara betrachtete ihn aus dem Augenwinkel und wünschte sich, es auch einmal im Leben so leicht zu haben.

Auf der Main Street war es ziemlich leer, da keines der Geschäfte sonntags geöffnet hatte. Außer dem Haushaltswarenladen und dem Kramladen schlossen die meisten auch sonnabends bereits am Mittag. Sara war hier geboren, die Straße ein Stück weiter herunter, im Grant Medical Center, damals das einzige Krankenhaus in der Region. Sie kannte jeden Winkel dieser Straße wie Sätze aus einem Lieblingsbuch.

Am Tor zum College bog sie langsam ab und rollte auf ihren Parkplatz vor der Heartsdale Children's Clinic. Obwohl sie die Klimaanlage auf die höchste Stufe eingestellt hatte, klebten ihre Beine am Ledersitz. Sie öffnete die Tür. Und machte sich auf Hitze gefasst, aber das hatte sie doch nicht erwartet. Sogar Billy zögerte, bevor er aus dem Auto sprang. Er sah sich auf dem Parkplatz um, und wahrscheinlich bedauerte er bereits, mit

Sara hergefahren zu sein, statt zusammen mit Bob im kühlen Haus zu bleiben.

Mit dem Handrücken wischte sich Sara über die Stirn. Sie hatte an diesem Morgen in aller Eile abgeschnittene Jeans, ein ärmelloses Unterhemd und eins von Jeffreys alten Hemden angezogen, aber Hitze und Luftfeuchtigkeit waren erbarmungslos. Wenn er denn so gnädig war, sich einzustellen, war Regen so nutzlos, als würde man eine Tasse Wasser in eine brennende Pfanne schütten. An manchen Tagen konnte sich Sara kaum mehr vorstellen, wie es war, wenn man fror.

«Na, komm», forderte Sara ihren Hund auf und klopfte sich auf den Schenkel.

Wie gewöhnlich schenkte Billy ihr keine Beachtung. Er trottete zum rückwärtigen Teil des Gebäudes und zeigte ihr sein mageres Hinterteil. Dort und an seinen Beinen, wo ihn auf der Hunderennbahn beim Start das Gatter einmal zu oft getroffen hatte, waren Narben geblieben. Wenn Sara sie sah, tat es ihr jedes Mal weh.

Billy widmete sich in aller Ruhe seinem Geschäft und hob gemächlich ein Bein an dem Baum, der besonders nahe am Gebäude stand. Das Grundstück hinter der Klinik gehörte dem College, und man hatte es dicht bewaldet belassen. Es gab dort Pfade, auf denen die Studenten joggen, wenn es nicht gerade so heiß war, dass man kaum atmen konnte. In der Nachrichtensendung heute Morgen war geraten worden, bei dieser Hitze nur ins Freie zu gehen, wenn es sich absolut nicht vermeiden ließ.

Sara suchte an ihrem Bund nach dem Schlüssel für die Hintertür. Als sie die schließlich geöffnet hatte, lief ihr der Schweiß den Nacken und Rücken hinunter. Neben der Tür stand eine Schüssel, und sie füllte sie mit Wasser aus einem Schlauch, während Billy sich rücklings auf dem Rasen wälzte.

Im Inneren der Klinik war es genauso heiß wie draußen, und zwar hauptsächlich deswegen, weil Dr. Barney, der ein sehr guter Kinderarzt gewesen war, aber ein weniger guter Architekt, darauf bestanden hatte, an der nach Süden gelegenen Vorderfront Glasbausteine einzusetzen. Sara mochte gar nicht daran denken, was für Temperaturen im Wartezimmer herrschen mussten. Es war ja schon auf der Rückseite des Gebäudes kochend heiß.

Sara hatte nicht genügend Speichel, um zu pfeifen. Sie hielt die Tür auf und wartete darauf, dass Billy hereingtrottet kam. Erst nachdem er ausgiebig getrunken hatte, geruhte er zu kommen. Sara beobachtete ihn, wie er mitten auf dem Flur stehen blieb, sich umsah und dann mit einem leisen Seufzer zu Boden sackte. Wenn man den trägen Kerl so sah, war es nur schwer vorstellbar, dass er jahrelang auf der Bahn drüben in Ebro Rennen gelaufen war. Sara beugte sich hinunter, um ihn zu tätscheln, und machte sich dann auf den Weg in ihr Büro.

Die Klinik war wie ein typischer Krankenhausbau. Ein langer L-förmiger Korridor durchzog das Gebäude der Länge nach, mit jeweils drei Untersuchungsräumen auf jeder Seite. Zwei Untersuchungsräume befanden sich im rückwärtigen Teil des Ls, wovon einer jedoch als Lagerraum genutzt wurde. Im Zentrum des Flures war die Schwesternstation, die als Schaltstelle der Klinik funktionierte. Dort standen ein Computer, in dem die aktuellen Patientendaten gespeichert waren, und Aktenschränke, die bis unter die Decke reichten. In ihnen wurden die aktuellen Krankenblätter aufbewahrt. Es gab noch einen weiteren Raum mit Krankenblättern hinter dem Wartezimmer. Die Patientendaten, die dort archiviert wurden, reichten bis 1969 zurück. Eines Tages müssten sie aussortiert werden, weil vieles nicht mehr gebraucht wurde, aber Sara fehlte die Zeit dazu, und sie brachte es nicht über sich, ei-

nen ihrer Mitarbeiter zu bitten, eine Aufgabe zu übernehmen, die sie selbst nicht erledigen mochte.

Saras Tennisschuhe quietschten auf den blanken Fußbodenkacheln. Sie machte kein Licht an. Sie kannte sich hier auch im Dunkeln aus, aber das war eigentlich nicht der Grund. Das Flackern der Neonröhren, die plötzliche Helligkeit erschienen ihr zu aufdringlich angesichts dessen, was sie hier zu tun hatte.

Als sie ihr Büro gegenüber der Schwesternstation erreichte, hatte sie bereits ihr Hemd aufgeknöpft und es sich um die Taille gebunden. Sie trug keinen BH unter ihrem T-Shirt, aber sie rechnete auch nicht damit, jemandem zu begegnen.

Bilder ihrer kleinen Patienten zierten die Bürowände. Es hatte damit begonnen, dass eine dankbare Mutter Sara ein Foto ihres Kindes geschenkt hatte. Sara hatte es an die Wand geheftet, und schon am Tag darauf hatte sich ein weiteres Foto dazugesellt, das sie neben das erste klebte. Zwölf Jahre waren seither vergangen, und jetzt hingen die Fotos schon an den Flurwänden und bis auf die Toilette der Belegschaft. Sara konnte sich an alle Kinder erinnern: an deren Rotznasen und Ohrenschmerzen, an die ersten Lieben und die Probleme zu Hause. Das Foto von Brad Stephens in der Abschlussklasse hing irgendwo in der Nähe der Dusche im Bad. Das Foto eines Jungen namens Jimmy Powell, bei dem vor einigen Monaten Leukämie diagnostiziert worden war, befand sich jetzt neben Saras Telefon, damit sie jeden Tag an ihn dachte. Jetzt lag er im Krankenhaus, und Sara fürchtete, dass innerhalb der nächsten Monate ein weiterer ihrer Patienten unter die Erde gebracht werden würde.

Ein Bild von Jenny Weaver hing nicht an der Wand. Ihre Mutter hatte nie eines mitgebracht. Sara hatte nur die Krankenakte, um zu rekonstruieren, mit welchen Beschwerden Jenny zu ihr gekommen war.

Die Schublade des Aktenschrankes ächzte, als Sara sie mit einem Ruck hervorzog. Die ganze Konstruktion war so alt wie Dr. Barney und genauso widerspenstig wie der alte Mann. Da half auch das beste Multifunktionsöl nichts.

«Mist», zischte Sara, als der Schrank sich bedrohlich nach vorn neigte. Die oberste Schublade war mehr als voll gestopft, und Sara stemmte ihre freie Hand dagegen, um zu verhindern, dass der ganze Schrank umkippte.

Schnell ließ sie einen Finger über die Schildchen gleiten und fand den Namen Weaver beim zweiten Durchgang. Sie stieß die Schublade mit Wucht zurück, dass es in dem kleinen Büro laut widerhallte. Sara war kurz versucht, die Schublade nochmals zu öffnen und wieder zuzuknallen, nur um Lärm zu machen.

Beim Hinsetzen schaltete sie ihre Schreibtischlampe an. Ihre verschwitzten Oberschenkel rutschten auf der Sitzfläche aus Vinyl. Es wäre klüger gewesen, die Krankenakte mit nach Hause zu nehmen. Zumindest hätte sie es dort bequemer gehabt. Aber Sara betrachtete es als eine kleine Buße, hier in der Hitze zu sitzen, um herauszufinden, was ihr über die vergangenen drei Jahre entgangen war.

Die Brille mit dem leichten Drahtgestell steckte in der Brusttasche ihres Hemdes, und einen Augenblick lang hatte Sara Angst, die Brille womöglich beim Hinsetzen zerbrochen zu haben. Aber sie war nur leicht verbogen. Sara setzte sie auf, atmete tief durch und öffnete die Krankenakte.

Jenny Weaver war zum ersten Mal vor drei Jahren in der Klinik erschienen. Für ihre zehn Jahre hatte sie im Verhältnis zu ihrer Größe ein ganz normales Gewicht. Sie litt damals unter einer hartnäckigen Angina, die aber durch die Behandlung mit einem Antibiotikum offenbar bald geheilt worden war. Noch etwas stand dort, und nur mit größter Mühe konnte Sara ihre eigene Handschrift entzif-

fern: Dottie Weaver war eine Woche später angerufen worden, ob Jenny auf das Medikament ansprach. Das war der Fall gewesen.

Ungefähr vor zwei Jahren hatte Jenny dann zugenommen. Das war leider in dem Alter nichts Ungewöhnliches, besonders nicht bei Mädchen wie Jenny, die ihre erste Periode schon kurz nach dem elften Geburtstag bekommen hatten. Die Kinder bewegten sich zu wenig, und sie aßen zu viel Fast Food. Hormone in Fleisch und Milchprodukten trugen das Ihrige dazu bei. In den medizinischen Fachzeitschriften wurde mittlerweile diskutiert, wie man Mädchen behandeln konnte, die bereits mit acht Jahren in die Pubertät gekommen waren.

Sara las weiter in Jennys Akte. Kurz nachdem die Gewichtszunahme einsetzte, war bei Jenny eine Blasenentzündung diagnostiziert worden. Drei Monate später war das Mädchen wegen einer Hefepilzinfektion erschienen. Soweit ihren Aufzeichnungen zu entnehmen war, hatte Sara damals nicht den geringsten Verdacht geschöpft. Im Nachhinein fragte sie sich, ob die Infektionen eventuell der Beginn eines Musters gewesen sein konnten. Sie blätterte um und achtete auf das Datum. Ein Jahr später war Jenny wieder mit einer Blasenentzündung erschienen. Ein Jahr war eine lange Zeit, aber Sara nahm ein Blatt Papier und schrieb sich die Daten auf, einschließlich der beiden anderen, zu denen Jenny wegen der Angina in der Klinik gewesen war. Vielleicht teilten sich Jennys Eltern ja das Sorgerecht. Man müsste die Daten daraufhin überprüfen, ob sie mit Besuchen beim Vater übereinstimmten.

Sara legte ihren Stift beiseite und versuchte sich zu erinnern, was sie über Jennys Vater wusste. Meistens brachten sowieso die Mütter ihre Kinder in die Klinik, und soweit sich Sara entsann, hatte sie Jennys Vater nie kennen gelernt. Manche Frauen, besonders frisch geschiedene, ließen sich ungefragt über ihre Ehemänner aus, als

befänden sich die Kinder gar nicht mit im Sprechzimmer. Sara fühlte sich dann immer unwohl, und gewöhnlich gelang es ihr, den Redefluss zu stoppen, bevor er richtig begonnen hatte. Aber manche Frauen sprudelten hemmungslos weiter und erzählten intime Details, die ein Kind niemals über seine Eltern wissen sollte. Dottie Weaver hatte das nie getan. Sie war zwar gesprächig gewesen und sogar manchmal schwatzhaft, aber Dottie hatte in der Klinik niemals schlecht über ihren Exmann geredet. Sara hatte jedoch vermutet, dass bei Dottie Weaver das Geld knapp war, denn sie hatte die Zuzahlungen nur sporadisch leisten können.

Sara rieb sich die Nase, und dabei rutschte ihre Brille nach oben. Sie warf einen Blick auf die Uhr an der Wand. Das sonntägliche Mittagessen bei ihren Eltern war für elf Uhr verabredet, und dann erwartete Jeffrey sie gegen ein Uhr dreißig auf dem Revier.

Sara schüttelte den Kopf, als wolle sie alle Gedanken an Jeffrey vertreiben. Dumpf pochende Kopfschmerzen, die vom Nacken ausgingen, erschwerten die Konzentration. Sie nahm die Brille ab und säuberte sie mit ihrem Hemdzipfel. Sie hoffte, danach etwas klarer zu sehen.

«Hallo?», rief Sara, als sie die Tür ihres Elternhauses aufstieß. Die kalte Luft aus dem Innern bescherte ihr eine höchst willkommene Gänsehaut.

«Ich bin hier», meldete sich ihre Mutter aus der Küche.

Sara ließ ihre Aktentasche an der Tür fallen und schüttelte auch die Tennisschuhe von den Füßen, bevor sie durchs Haus nach hinten ging. Billy trottete ihr voran und warf Sara einen strengen Blick über die Schulter zu, als wolle er fragen, warum sie so lange in der heißen Klinik geblieben waren, wenn sie sich doch in diesen klimatisierten Räumen hätte aufhalten können. Um sein Missvergnügen

noch augenfälliger zu machen, ließ er sich im Flur auf die Seite fallen, sodass Sara über ihn hinwegsteigen musste, um in den rückwärtigen Teil des Hauses zu gelangen.

Als Sara die Küche betrat, war ihre Mutter damit beschäftigt, Hähnchen zu braten. Bis auf Schuhe und Strumpfhose trug Cathy noch immer ihr Sonntagskleid und darüber eine weiße Schürze mit der Aufschrift DON'T MESS WITH THE CHEF.

«Hallo, Mum», Sara gab der Mutter einen Kuss auf die Wange. Sara war die Größte in der Familie, und sie konnte das Kinn auf den Kopf ihrer Mutter stützen, ohne den Hals zu verrenken. Tessa hatte Cathy Lintons zierliche Gestalt und auch das blonde Haar geerbt, Sara ihren Pragmatismus.

Cathy bedachte Sara mit einem missbilligenden Blick. «Hast du heute Morgen vergessen, einen BH anzuziehen?» Sara spürte, dass sie rot wurde, und löste das Hemd, das sie sich um die Taille geschlungen hatte. Sie streifte es über ihr T-Shirt und erklärte: «Ich war in der Klinik und nicht lange genug da, als dass es sich gelohnt hätte, die Klimaanlage einzuschalten.»

«Es ist auch zu heiß, um zu braten», erwiderte Cathy. «Aber dein Vater wollte unbedingt Hähnchen.»

Sara verstand zwar die Lektion, dass man um der Familie willen manchmal Opfer bringen muss, antwortete aber stattdessen: «Du hättest ihn zu Chick's schicken sollen.»

«Den Fraß muss er sich nun wirklich nicht antun.»

Sara verzichtete auf einen Kommentar und seufzte nur ähnlich wie Billy. Sie knöpfte ihr Hemd bis zum Kragen zu und fragte ihre Mutter mit einem verkniffenen Lächeln: «So besser?»

Cathy nickte nur, nahm eine Papierserviette vom Küchentresen und wischte sich die Stirn. «Wir haben noch nicht mal Mittag, und es sind schon über fünfundzwanzig Grad.»

«Ich weiß», antwortete Sara und setzte sich auf einen Küchenstuhl. Einen Fuß zog sie unter sich. Sie sah zu, wie ihre Mutter in der Küche werkete, und war froh, Normalität zu erleben. Cathy trug ein weißes Leinenkleid mit schmalen, senkrechten grünen Streifen. Ihr blondes Haar mit den wenigen grauen Strähnen trug sie in einem lockeren Pferdeschwanz, ganz ähnlich wie Sara auch.

Cathy schnäuzte sich in das Papiertaschentuch und warf es dann in den Müll. «Erzähl mir von gestern Abend», sagte sie auf dem Rückweg zum Herd.

Achselzuckend sagte Sara: «Jeffrey hatte keine andere Möglichkeit.»

«Daran habe ich auch nie gezweifelt. Ich möchte wissen, wie du damit fertig wirst.»

Sara dachte nach. Die Wahrheit war, dass sie überhaupt nicht gut damit fertig wurde.

Das schien Cathy zu spüren. Sie ließ ein weiteres Stück paniertes Hühnerfleisch ins heiße Öl gleiten und wandte sich ihrer Tochter zu. «Ich hab dich gestern Abend noch angerufen, um zu hören, wie es dir geht.»

Sara schaute ihre Mutter durchdringend an und zwang sich dann, den Blick abzuwenden. «Ich war bei Jeffrey.»

«Hatte ich mir auch gedacht, aber dein Vater ist dann doch an Jeffreys Haus vorbeigefahren, um ganz sicher zu sein.»

«Das hat Dad getan?», fragte Sara verblüfft. «Wieso?»

«Wir hatten gedacht, du würdest hierher kommen», antwortete Cathy. «Und als du nicht bei dir zu Hause warst, lag es nahe, bei Jeffrey nachzuschauen.»

Sara verschränkte die Arme. «Findest du nicht, das geht ein bisschen weit?»

«Schließlich haben wir dir das Leben geschenkt», fauchte Cathy und deutete mit ihrer Gabel auf Sara. «Nächstes Mal rufst du an.»

Nach fast vierzig Jahren schaffte Cathy es noch immer, dass sich Sara wie ein Kind vorkam. Sie sah aus dem

Fenster und fühlte sich, als hätte sie etwas Schlimmes angestellt. «Sara?»

Sara murmelte leise: «Ja, Ma'am.»

«Ich mache mir doch Sorgen um dich.»

«Ich weiß, Mum.»

«Ist alles in Ordnung?»

Sara spürte, dass sie schon wieder rot anlief, aber diesmal aus einem anderen Grund. «Wo ist Tessa?»

«Sie ist noch nicht runtergekommen.»

Tessa wohnte über der Garage ihrer Eltern. Saras Haus lag auch nur eine Meile entfernt an derselben Straße, aber diese Distanz gab ihr wenigstens ein gewisses Gefühl der Unabhängigkeit. Tessa schien die Nähe zu ihren Eltern nichts auszumachen. Sie arbeitete zusammen mit Eddie, ihrem Vater, in dem Klempnerbetrieb der Familie, und so musste sie morgens nur die Treppe hinuntergehen und war bei der Arbeit. Außerdem war Tessa irgendwie ein Teenager geblieben. Sie hatte bis dato einfach kein Bedürfnis nach eigenen vier Wänden verspürt. Vielleicht würde sie das auch nie.

Cathy wendete die Hähnchenstücke, klopfte die Gabel am Pfannenrand ab und legte sie beiseite. Dann, die Arme über der Brust verschränkt, wandte sie sich Sara zu. «Was ist los?»

«Nichts», antwortete Sara. «Ich meine, außer der Sache gestern Abend mit dem Mädchen. Und dem Baby. Ich nehme an, von dem Baby hast du auch gehört.»

«Heute Morgen in der Kirche sprachen die Leute von nichts anderem.»

«Na ja», Sarah zuckte die Achseln. «Es war ziemlich schlimm.»

«Ich verstehe eigentlich gar nicht, wie du deinen Job ertragen kannst, Liebling.»

«Manchmal tue ich das auch nicht.»

Cathy wusste, dass das noch nicht alles war. «Und?», wollte sie wissen.

Sara massierte sich den Nacken. «Bei Jeffrey ...», begann sie. «Es hat nicht geklappt.»

«Nicht geklappt?», fragte ihre Mutter.

«Ich meine, es hat nicht geklappt im Sinne von ...» Sara fuchtelte hilflos mit den Händen. Sollte ihre Mutter sich den Rest doch selbst zusammenreimen.

«Oh», sagte Cathy. «Physisch?»

Sara errötete wieder, und das sagte alles.

«Naja, das ist doch wohl nicht weiter erstaunlich, oder? Nach dem, was geschehen war?»

«Er war so ...» Sara suchte nach dem passenden Wort. «Er war so ... überstürzt. Ich meine, ich hab ja versucht ...» Wieder verzichtete sie auf nähere Einzelheiten.

«Ist es zum ersten Mal passiert?»

Sara zuckte mit den Schultern. Mit ihr zusammen schon, aber wer wusste schon, was bei Jeffreys Eroberungen so geschehen war. «Das Schlimmste war ...», begann Sara und schwieg dann gleich wieder. «Solange ich ihn kenne, habe ich ihn noch nie so wütend erlebt. Er war außer sich. Ich hatte schon Angst, er würde irgendwas zertrümmern.»

«Als dein Vater einmal nicht —»

«Mum», stoppte Sara sie. Es war schon schwierig genug, mit ihrer Mutter über dies Thema zu sprechen, ohne dass Eddie ins Spiel gebracht wurde. Und Jeffrey würde sie umbringen, wenn er erfuhr, dass sie jemandem erzählt hatte, seine Vorstellung sei nicht gerade berauschend gewesen.

Ihm war seine Potenz so wichtig wie der Ruf, ein guter Cop zu sein.

«Du hast damit angefangen», sagte Cathy, bevor sie sich wieder ihrem Brathähnchen zuwandte. Sie riss ein Papiertuch von der Rolle und breitete es über einen Teller, um die Hähnchenstücke darauf abzulegen.

«Okay», antwortete Sara. «Was soll ich machen?»

«Tu, was immer er möchte», sagte Cathy. «Oder gar nichts.» Sie nahm ein weiteres Stück Fleisch aus der Pfanne. «Willst du dir in der jetzigen Situation überhaupt Gedanken darüber machen?»

«Was soll denn das heißen?»

«Es soll heißen – willst du mit ihm zusammen sein oder nicht? Vielleicht läuft ja alles darauf hinaus. Seit eurer Scheidung war es doch ein einziges Affentheater.» Wieder klopfte sie die Gabel am Pfannenrand ab. «Wie dein Vater sagen würde: Endweder du legst endlich ein Ei, oder komm vom Klo runter.»

Die Vordertür ging auf und wurde laut zugeschlagen. Sara hörte an zwei dumpfen Geräuschen, wie Tessa ihre Schuhe von sich schleuderte.

Tessa rief: «Mum?»

«In der Küche», antwortete Cathy. Sie warf Sara einen bedeutungsvollen Blick zu. «Verstehst du, was ich meine?»

«Ja, Ma'am.»

Tessa polterte den Flur entlang und grummelte «dämlicher Köter», als sie offenbar über Billy steigen musste. Die Tür wurde aufgestoßen, und mit leicht gereizter Miene kam Tessa in die Küche. Unter einem alten rosa Bademantel trug sie ein grünes T-Shirt und Boxershorts. Ihr Gesicht war bleich, und sie sah überhaupt ein bisschen kränklich aus.

Cathy fragte: «Mittagessen?»

Tessa schüttelte den Kopf, als sie zum Kühlschrank ging und die Tür des Gefrierfachs öffnete. «Ich brauch nur einen Kaffee.»

Cathy ging nicht darauf ein, sondern gab ihr einen Kuss auf die Stirn, um ihre Temperatur zu prüfen. «Du fühlst dich heiß an.»

«Draußen sind verfluchte vierzig Grad», jammerte Tessa und stellte sich so dicht ans Gefrierfach, wie es nur ging, ohne hineinzukriechen. «Natürlich fühl ich mich heiß an.» Demonstrativ öffnete und schloss sie ihren Bademantel mehrmals, um sich kühle Luft zuzufächern. «Mann, ich zieh demnächst dahin, wo es richtige Jahreszeiten gibt. Da könnt ihr euch drauf verlassen. Mir doch egal, ob sie da komisch reden oder nicht wissen, wie man Hafergrütze kocht. Es muss doch eine Alternative geben.»

«Sonst fehlt dir nichts?», fragte Sara und legte Tessa die Hand auf die Stirn. Als Ärztin wusste sie sehr wohl, dass sie dadurch ebenso wenig verlässlich auf Fieber schließen konnte wie Cathy mit ihrem Kuss, aber Tessa war schließlich ihre kleine Schwester, und da musste sie etwas tun.

Tessa entzog sich. «Ich krieg meine Tage, mir ist heiß, und ich brauche dringend Schokolade.» Sie reckte ihr Kinn vor. «Seht ihr das hier?», fragte sie und deutete auf einen großen Pickel.

«Das Ding ist ja wohl nicht zu übersehen», sagte Cathy und schloss die Kühlschranktür.

Sara lachte, und Tessa knuffte ihren Arm.

«Bin mal gespannt, welchen Namen Dad dem Ding gibt», zog Sara sie auf und versetzte ihr einen Klaps auf den Rücken. Als seine Töchter noch Teenager waren, hatte Eddie sich einen Spaß daraus gemacht, die allgemeine Aufmerksamkeit auf solche kleinen Schönheitsfehler zu lenken. Sara wusste noch genau, wie sie sich geschämt hatte, als ihr Vater sie einem Freund als seine älteste Tochter in Begleitung von Bobo, ihrem neuesten Pickel, vorgestellt hatte.

Tessa überlegte sich gerade eine patzige Antwort, als das Telefon klingelte. Sie schnappte es sich nach dem ersten Läuten.

Zwei Sekunden vergingen, bevor Tessa einen unterdrückten Fluch ausstieß und schrie: «Ich bin schon dran, Vater», da Eddie offenbar oben am Nebenanschluss abgenommen hatte.

Sara schmunzelte. Dies hätte jeder beliebige Sonntag der letzten zwanzig Jahre sein können. Es fehlte nur noch, dass ihr Vater hereinkam und irgendeinen albernen Spruch von sich gab, wie froh er sei, seine drei Mädels barfuß und in der Küche vorzufinden.

Tessa sagte: «Moment mal.» Sie legte die Hand auf die Sprechmuschel und fragte Sara: «Bist du hier?»

«Wer ist denn dran?», fragte Sara, aber sie erriet bereits die Antwort.

«Wer glaubst du wohl?», schnauzte Tessa. Sie wartete die Antwort nicht ab. «Moment, Jeffrey. Hier ist sie.»

SECHS

Ben Walker, Jeffreys Vorgänger als Polizeichef von Grant County, hatte sich damals sein Büro im hinteren Teil des Reviers gleich neben dem Besprechungsraum eingerichtet. Jeden Tag hatte sich Ben hinter dem riesigen Schreibtisch niedergelassen, der fast den gesamten Raum ausfüllte. Jeder, der ihn zu sprechen wünschte, hatte auf der anderen Seite dieses monströsen Holzklotzes Platz zu nehmen, wo man sich mit den Knien am Schreibtisch stieß und mit dem Rücken an der Wand saß. Morgens wurden die dienstältesten Männer der Polizeitruppe – damals gab es noch keine einzige Frau bei der Polizei – hereingerufen, um ihre Einsatzbefehle entgegenzunehmen. Kaum waren sie gegangen, schloss der Chief seine Tür. Und dann ward er bis zum Feierabend nicht mehr gesehen, wenn Ben in seinen Wagen stieg und zwei Blocks die Straße hinauffuhr, um im Diner zu Abend zu essen.

Als Jeffrey das Revier übernahm, ließ er als Allererstes Bens Schreibtisch hinausschaffen. Das Monstrum aus Eiche musste zerlegt werden, um überhaupt durch die Tür zu passen. Jeffrey machte danach Bens altes Büro zum Lagerraum und bezog das kleine Büro im vorderen Teil des Arbeitsraums seiner Truppe. An einem ruhigen Wochenende baute Jeffrey dann eine Scheibe ein, damit er die Leute sehen konnte und sie – was ihm noch wichtiger war – ihn. Zwar gab es eine Jalousie auf seiner Seite des Fensters, aber die schloss er nie. Zudem achtete er darauf; dass seine Bürotür so oft wie möglich offen stand.

Er sah hinaus in den leeren Arbeitsraum und fragte sich, was seine Leute darüber dachten, dass er Jenny Weaver er-

schossen hatte. Jeffrey quälten überwältigende Schuldgefühle, auch wenn sein Verstand ihm immer wieder sagte, er hätte gar keine andere Wahl gehabt. Ständig kreisten die Fragen in seinem Kopf: Hatte er die richtige Entscheidung getroffen? Hätte Jenny tatsächlich den Jungen kaltblütig erschossen? Sara schien davon überzeugt. Gestern Abend hatte sie angedeutet, dass sie es mit zwei toten Teenagern zu tun gehabt hätten, wenn Jeffrey das Mädchen nicht gestoppt hätte. Allerdings hatte Sara eine Menge anderer Dinge gesagt, die nicht gerade tröstlich gewesen waren.

Jeffrey presste die Hände vorm Gesicht zusammen und stützte das Kinn auf die Daumen, während er an Sara dachte. Manchmal übertrieb sie eben mit ihrem analytischen Verstand. Ganz besonders sexy an Sara war unter anderem ihr Mund. Ein Jammer, dass sie nicht merkte, wann es besser war, ihn zu halten und Jeffrey lieber auf andere Weise damit zu trösten.

«Chief?» Frank Wallace klopfte an die Tür.

«Kommen Sie rein», erwiderte Jeffrey.

«Heiß draußen», sagte Frank. Das sollte wohl erklären, warum er keine Krawatte trug. Der dunkelblaue Anzug, den er anhatte, glänzte billig. Der oberste Knopf seines Hemds war geöffnet, und Jeffrey konnte das angegilbte weiße Unterhemd sehen. Wie gewöhnlich roch Frank stark nach Rauch. Wahrscheinlich war er draußen gewesen und hatte an der Hintertür noch eine geraucht, vielleicht sogar, um Jeffrey vor der Besprechung noch etwas Zeit zu geben. Wie jemand bei dieser Hitze freiwillig eine brennende Zigarette zwischen den Fingern halten konnte, war Jeffrey völlig schleierhaft.

Frank hätte Ben Walkers Job haben können, wenn er nur gefragt hätte. Aber natürlich war der altgediente Cop dafür zu smart gewesen. Frank hatte seine gesamte Laufbahn in Grant County verbracht, und er hatte miterlebt, wie sich die Städte veränderten. Einmal hatte Frank zu Jeffrey

gesagt, Polizeichef sei ein Job für einen jungen Mann, aber Jeffrey hatte schon damals vermutet, Frank habe damit nur gemeint, der Job sei nur für ganz Blöde. Schon während seines ersten Jahrs in Grant war Jeffrey zu der Überzeugung gekommen, dass niemand, der halbwegs bei Trost war, sich freiwillig einer solchen Verantwortung stellte. Aber da war es auch schon zu spät gewesen. Da hatte er Sara bereits kennen gelernt.

«War reichlich was los am Wochenende», sagte Frank und händigte Jeffrey den Bericht über die Vorkommnisse am Wochenende aus. Die Akte war dicker als gewöhnlich.

«Ja.» Jeffrey bedeutete Frank, er möge sich setzen.

«Angeblich ein Einbruchversuch in der Reinigung. Hat Maria Ihnen schon davon erzählt? Dann sind da zwei oder drei Fälle von Trunkenheit am Steuer, die normale Scheiße am College, also besoffene Randalierer. Zwei häusliche Streitigkeiten, aber niemand hat Anzeige erstattet.»

Jeffrey hörte nur mit halbem Ohr zu, während Frank die Liste durchging. Sie war lang und bedrückend. Wenn Grant schon so betroffen war, was mochte wohl in größeren Städten an diesem Wochenende los gewesen sein? Natürlich hatte die Hitze ihren Teil zu den Gewaltausbrüchen beigetragen. Das kannte Jeffrey, seit er Cop war.

«Also ...» Frank kam zum Schluss. «Alles in allem wär's das.»

«Gut», antwortete Jeffrey und nahm den Bericht entgegen. Er tippte mit dem Finger auf die Berichtsblätter und schob dann ohne großes Aufheben Jenny Weavers Akte über den Tisch. Sie schien ihm schwer wie ein Betonklotz.

Frank bedachte die Akte mit demselben skeptischen Blick, den er für ein detailliertes Horoskop übrig gehabt hätte, nahm sie dann aber widerstrebend zur Hand und begann zu lesen. Frank machte diesen Job schon lange genug und glaubte, schon alles gesehen zu haben. Als er jedoch die

Fotos sah, die Sara gemacht hatte, spiegelte sich der Schock in seiner Miene.

«Heilige Mutter Gottes», murmelte Frank in sich hinein und griff in seine Jackentaschen. Er zog seine Zigaretten hervor und steckte sie gleich wieder zurück, als ihm bewusst wurde, wo er sich befand. Er schloss die Akte, ohne sie bis zum Ende zu lesen.

Jeffrey sagte: «Sie kann das Kind nicht geboren haben.»

«Tatsächlich?» Frank räusperte sich, schlug verlegen die Beine übereinander. Er war achtundfünfzig Jahre alt und hatte genug Dienstjahre auf dem Buckel, um mit einer anständigen Pension in den Ruhestand zu gehen. Warum er noch arbeitete, wusste Jeffrey nicht. Und bei Fällen wie dem aktuellen musste Frank sich doch auch fragen, warum er eigentlich noch jeden Tag zum Dienst erschien.

«Was ist das?», fragte Frank. «Gütiger Gott im Himmel.»

«Beschneidung der weiblichen Genitalien», antwortete Jeffrey. «Kommt aus Afrika und dem Nahen Osten.» Er hob die Hand, um Franks nächste Frage abzuwehren. «Ich weiß, was du denkst. Sie sind ganz normale Baptisten und keine Moslems.»

«Wie ist sie denn bloß auf so was gekommen?»

«Genau das müssen wir herausfinden.»

Frank schüttelte den Kopf, als versuche er, das Bild zu vertreiben.

Jeffrey sagte: «Dr. Linton ist auf dem Weg hierher, um uns auf den letzten Stand zu bringen.» Noch während er es aussprach, kam Jeffrey sich albern vor, weil er Saras Dokortitel benutzte. Frank spielte nämlich mit Eddie Linton Poker und kannte Sara von Kindesbeinen an.

«Die Kleine wird auch dabei sein?», fragte Frank. Er meinte Lena.

«Natürlich», antwortete Jeffrey und wich seinem Blick nicht aus. Frank runzelte die Stirn und gab dadurch zu verstehen, dass er es nicht guthieß.

Was auch immer Frank sein mochte – sexistisch, rassistisch, ganz gewiss aber altersstarrsinnig –, er machte sich große Sorgen um Lena. Er hatte eine Tochter in ungefähr demselben Alter. Von dem Augenblick an, als Jeffrey Lena zu Franks Partnerin gemacht hatte, hatte der alte Cop protestiert. Jede Woche war Frank erschienen und hatte darum gebeten, anders eingesetzt zu werden, und jede Woche hatte Jeffrey ihm geantwortet, er werde sich an die Situation gewöhnen müssen. Einer der Gründe, warum die Stadt in Jeffrey einen Außenstehenden berufen hatte, war die Absicht, die Polizeitruppe aus der Steinzeit in die Gegenwart zu holen. Jeffrey hatte Lena Adams höchstpersönlich an der Polizeiakademie ausgesucht und sie von Anfang an darauf getrimmt, der erste weibliche Detective der Truppe zu werden.

Im Moment wusste Jeffrey nicht so richtig, wie er Lena einsetzen sollte. Er hatte sie für den Übergang zusammen mit Brad Stephens eingeteilt, bis ihre Hände richtig verheilt waren. Er hoffte, dass diese Art Auszeit es ihr erleichtern würde, langsam wieder in den normalen Job hineinzuwachsen. Frank konnte ihr noch nicht einmal ins Gesicht sehen, wenn sie ihn begrüßte. Jeffrey hatte Frank eine Million Mal sagen hören, dass Frauen bei der Polizeitruppe nichts zu suchen hatten, und der Angriff auf Lena war natürlich Wasser auf seine Mühlen.

Natürlich war Jeffrey nicht Franks Meinung. Weibliche Cops waren gut für die Mannschaft. Im Idealfall sollte die Zusammensetzung der Truppe die der Bevölkerung widerspiegeln. Lena hatte ein seltenes Einfühlungsvermögen mitgebracht, das der Arbeit sehr zuträglich war. Mit einer gewissen Tätergruppe konnte sie besser umgehen, und sie wusste auch, wie man weibliche Verbrechenopfer behandelte. Das genau hatte den ranghohen Männern gefehlt. Hinzu kam, dass die Existenz eines weiblichen Detective andere Frauen ermutigt hatte,

ebenfalls zur Polizei zu gehen. Fünfzehn Frauen versahen inzwischen Streifendienst. Als Ben Walker in den Ruhestand ging, waren Sekretärinnen die einzigen Frauen im Dienst der Polizei gewesen. Doch trotz alledem – bei dem Gedanken, was sie hatte durchmachen müssen, hätte Jeffrey Lena am liebsten zu Hause eingesperrt und sich draußen mit einer Schrotflinte postiert, damit ihr niemand mehr etwas tun konnte.

Frank unterbrach seinen Gedankengang: «Wird es zu dieser Sache eine interne Untersuchung geben?» Er hielt inne und zupfte an einer Ecke der Akte. «Der Erschießung von Weaver, meine ich.»

Jeffrey nickte und lehnte sich zurück. «Ich habe heute Morgen mit dem Bürgermeister gesprochen. Ich möchte, dass Sie die Aussagen von Lena und Brad aufnehmen. Buddy Conford wird bei der Sache die Stadt vertreten.»

«Er ist doch Pflichtverteidiger», wandte Frank ein.

«Tja, in diesem Fall eben nicht», klärte Jeffrey ihn auf. «Man macht sich Gedanken wegen der Mutter des Mädchens. Aber die Stadt ist für Fälle wie diesen versichert. Und vielleicht kommt es ja auch zu einer außergerichtlichen Einigung. Hab keine Ahnung.» Jeffrey zuckte die Achseln. «Immerhin hat sie jemanden mit der Waffe bedroht. Aber es ist eben ziemlich heikel, verstehen Sie?»

«Ja», antwortete Frank. «Ist mir klar.» Er wartete ein paar Sekunden und fragte dann: «Geht's Ihnen denn so weit einigermaßen, Chief?»

Jeffrey spürte, wie seine Entschlossenheit zu bröckeln begann. Da war sie wieder, die Beklommenheit, die ihn am vergangenen Abend in Saras Gegenwart gepackt hatte. Er fühlte sich verloren, und es schnürte ihm die Brust ein. Er hatte noch nie jemanden erschossen, geschweige denn ein Kind. In Gedanken spielte er wieder und wieder die Szene mit Jenny durch, zerlegte sie in die kleinsten Einzelheiten, um den Moment zu finden, an dem die

Verhandlungen einen falschen Verlauf genommen hatten. Bestimmt hätte er irgendetwas sagen oder tun können, woraufhin sie die Pistole aus der Hand gelegt hätte.

«Chief?», sagte Frank. «Egal, was es bringt – Brad und Lena werden hundertprozentig zu Ihren Gunsten aussagen. Das wissen Sie doch, oder?»

«Ja», antwortete Jeffrey. Franks Worte trösteten ihn nicht, weil er wusste, dass Brad und Lena auch hinter ihm stehen würden, wenn sie glaubten, er habe sich falsch verhalten. Wenn es wirklich darauf ankam, deckten Cops stets ihre Kollegen. Brad würde es tun, weil er Jeffrey fast verehrte. Und Lena, weil sie sich Jeffrey dafür verpflichtet fühlte, dass er sie in den Dienst zurückgeholt hatte.

Das alles machte es Jeffrey noch schwerer.

Beide Männer schwiegen. Jeffrey wandte den Kopf und sah auf die Regale an der gegenüberliegenden Wand seines Büros. Dort standen die Trophäen, die er bei Schießwettbewerben gewonnen hatte. Ein alter Football aus der Zeit, als er für Auburn gespielt hatte, lag auf dem untersten Bord. Fotos von Leuten, mit denen er in Grant gearbeitet hatte, und Bilder von einigen Freunden aus seiner Zeit damals in Birmingham standen neben zwei Schnapsschüssen von Sara, die er während ihrer Flitterwochen gemacht hatte. Die hatte er erst kürzlich aufgestellt, seit sie sich wieder trafen. Jetzt war er unsicher, ob er diese Bilder noch in seinem Büro wollte. Und ob er sich überhaupt wünschte, dass Sara wieder einen Platz in seinem Leben einnahm. Jeffrey konnte noch nicht verwinden, wie distanziert sie letzte Nacht gewesen war, sich bei der kleinsten Berührung verkrampft und ihm gesagt hatte, was er tun sollte. Als hätte er keine Ahnung, als hätte er es nicht schon hunderte Male mit anderen Frauen getan, die verdammt viel aufgeschlossener gewesen waren als Sara.

Frank drehte sich auf seinem Stuhl um, als die Klapptüren, die den großen Arbeitsraum vom Empfangsbereich trennten, geöffnet wurden. Sara kam herein, ihre Aktentasche in der Hand. Sie trug ein hellblaues Kleid, das wie ein überdimensionales T-Shirt aussah. Jeffrey stellte fest, dass sie dieses Ensemble mit Tennisschuhen ohne Socken komplettiert hatte. Wahrscheinlich hatte sie auch noch unrasierte Beine.

Beide Männer schauten zu, wie Sara aufs Büro zusteuerte. Ihr Haar war völlig zerzaust, und Jeffrey fragte sich, ob sie sich heute überhaupt schon gekämmt hatte. Sara hatte sich noch nie um Mode gekümmert, und nur ganz selten trug sie Make-up. Manchmal machte sie das besonders sexy, aber manchmal auch schlampig, als sei es für sie wichtiger, Ärztin als Frau zu sein. Als sie näher kam, sah Jeffrey, dass ihr die Brille wieder schief auf der Nase saß.

Aus irgendeinem Grund störte ihn das mehr als alles andere.

Frank und Jeffrey standen auf, als sie hereinkam.

«Hi», sagte sie mit einem nervösen Lächeln. Es freute Jeffrey, dass sie befangen war.

«Hallo», sagte Frank und knöpfte seine Jacke zu.

Sara lächelte Frank an und sagte: «Ich hab Nick Shelton angerufen.» Das bezog sich auf den für Grant County zuständigen Agenten des Georgia Bureau of Investigation. «Ich hab ihn gebeten nachzusehen, ob es noch andere Fälle mit so einer Verstümmelung gegeben hat. Bis spätestens Mittwoch will er uns Bescheid sagen.»

Als Jeffrey darauf nicht einging, kommentierte Frank: «Gute Idee.»

«Und», fuhr Sara fort, «ich hab auch in den Krankenhäusern angerufen. Gestern Abend ist keine Frau, die entbunden hatte, erschienen, um sich nachbehandeln zu lassen. Für den Fall, dass jemand eingeliefert wird, hab ich die Nummer vom Revier hinterlassen.»

Frank zerrte an seinem Hemdkragen. «Glaubst du nicht, das Mädchen könnte sich das selbst zugefügt haben? Diese Beschneidungsgeschichte?»

«Um Gottes willen, nein, niemals», reagierte Sara konsterniert. «Und Beschneidung ist das falsche Wort», korrigierte sie ihn. «Was wir hier haben, ist eher eine regelrechte Kastration. Die Klitoris und die inneren Schamlippen wurden vollständig abgeschabt. Und der Rest wurde mit Zwirn zusammengenäht.»

«Oh», sagte Frank. Offensichtlich hatte er es so genau nicht wissen wollen.

Sara schürzte die Lippen. «Es ist in etwa so, als würde einem Mann der Penis abgeschnitten.»

Frank blickte peinlich berührt zwischen Jeffrey und Sara hin und her.

«Wie dem auch sei», Sara deutete auf ihre Aktentasche. «Fangen wir an mit der Lagebesprechung?»

«Die ist verschoben», sagte Jeffrey. Er hörte sehr wohl, wie barsch er klang, aber er konnte einfach nichts dagegen machen. Als er angerufen hatte, um Sara zu bitten, früher aufs Revier zu kommen, hatte er nicht erwähnt, worum es ging. Jetzt sagte er zu ihr: «Dottie Weaver wird hier in ungefähr einer Viertelstunde auftauchen. Ich möchte sie so schnell wie möglich wieder nach Hause schicken.»

«Oh», sagte sie verblüfft. «Gut. Na, dann kann ich ja so lange in der Klinik Schreibkram erledigen. Glaubst du, dass ihr über zwei Stunden braucht?»

Er schüttelte den Kopf. «Ich möchte, dass du bei der Vernehmung dabei bist.»

Sara schaute ihn fragend an. «Ich bin doch kein Cop.»

«Lena aber», sagte er. «Sie wird die Vernehmung durchführen. Ich möchte, dass du dabei bist, weil sie dich kennt.» Sie stemmte eine Hand in die Hüfte. «Lena oder Dottie?»

Frank räusperte sich. «Ich muss ein paar Anrufe erledigen», sagte er und nickte Sara höflich zu, bevor er sich verdrückte.

Nachdem er gegangen war, fragte Jeffrey: «Ist das ein Nachthemd?»

«Was?»

«Das, was du da anhast», sagte er und deutete auf ihr Kleid. «Sieht zumindest aus wie ein Nachthemd.»

Sara lachte verlegen, als ob er die Pointe eines Witzes einfach weggelassen hätte. «Nein», sagte sie.

«Du hättest dich ein wenig professioneller anziehen können», sagte er und dachte daran, was sie am Abend zuvor getragen hatte. Ihre Jogginghose und das zerschlissene alte T-Shirt waren der Situation auch nicht gerade zuträglich gewesen. Und ihre Beine waren behaarter gewesen als seine.

Er fragte: «Würde es dich umbringen, dich etwas schicker anzuziehen?»

Sara senkte die Stimme, wie immer, wenn sie sauer wurde. «Gibt es irgendeinen Grund dafür, dass du wie meine Mutter mit mir redest?»

Er war so wütend, dass er lieber den Mund hielt.

«Jeff», sagte Sara, «was ist denn eigentlich los?»

Er ging an ihr vorbei und schlug die Tür zu. «Würde es dich umbringen, mir diesen kleinen Gefallen zu tun?»

«Gefallen?» Sie schüttelte den Kopf, als redete er unverständliches Zeug.

«Bei der Vernehmung dabei zu sein», erinnerte er sie. «Mit Weaver.»

Sara seufzte demonstrativ. «Aber was soll ich denn sagen?»

«Schon gut», antwortete er. Um irgendetwas zu tun, schloss er die Jalousie. «Vergiss es.»

«Sag mir einfach, was ich tun soll», forderte sie ihn auf. Ihre Stimme klang so furchtbar vernünftig. «Möchtest du,

dass ich nach Hause fahre und mich umziehe? Soll ich dich in Ruhe lassen?»

Er drehte sich um und fuhr sie an: «Ich will ja nur, dass du aufhörst, mich fertig zu machen. Mehr will ich doch gar nicht.»

Sara presste die Lippen zusammen. Jetzt schien sie an der Reihe zu sein, das runterzuschlucken, was ihr auf der Zunge lag.

Er zog die Augenbrauen in die Höhe, versuchte sie aus der Reserve zu locken. «Was?», fragte er. Er wusste genau, dass er sie provozierte und Streit suchte, um Dampf abzulassen.

Sara atmete tief ein und langsam wieder aus. «Ich versteh einfach nicht, warum du so wütend auf mich bist.»

Jeffrey gab keine Antwort.

Sie glättete seine Krawatte mit der Rückseite ihrer Finger und legte ihm dann die Handfläche auf die Brust. «Jeff, bitte. Sag mir einfach, was ich tun soll.»

Ihm fehlten die Worte. Er wandte sich von ihr ab, und weil ihm nichts anderes einfiel, drehte er an dem Stab, um die Jalousie wieder zu öffnen. Er spürte Saras Hand auf der Schulter.

Sie sagte: «Alles wird gut.»

«Ja, ja», fuhr er sie an. Es kam ihm vor, als stünde sein Hirn in Flammen, und wenn er blinzelte, sah er jedes Mal Jenny Weavers Kopf vor sich, wie er nach hinten gerissen wurde, als die Kugel ihren Hals durchschlug.

Sara umarmte ihn und presste dann die Lippen auf seinen Nacken. «Alles wird gut», flüsterte sie an seinem Hals, und er spürte, dass ihr kühler Atem ihn beruhigte. Wieder küsste sie seinen Nacken und ließ ihre Lippen scheinbar eine Ewigkeit auf seiner Haut ruhen. Sein Körper entspannte sich langsam, und Jeffrey fragte sich, warum sie das letzte Nacht nicht getan hatte. Dann fiel ihm wieder ein, dass sie es ja getan hatte.

Wieder versprach sie ihm: «Alles wird gut.»

Zum ersten Mal an diesem Morgen wurde er ruhiger und glaubte, wieder atmen zu können. Das war ein so schönes Gefühl, dass er kurz davor war, eine Dummheit zu begehen, nämlich entweder loszuheulen oder, noch schlimmer, Sara zu gestehen, dass er sie liebte.

Er fragte: «Hilfst du nun bei der Vernehmung oder nicht?»

Sie ließ die Hände sinken, und er merkte, dass sie auf eine andere Reaktion gehofft hatte. Er sah sie an und überlegte, was er wohl sagen könnte. Nichts fiel ihm ein.

Schließlich nickte sie einmal und sagte: «Ich tue, was immer du möchtest.»

Jeffrey stand im Beobachtungsraum und sah durch das als Spiegel getarnte Fenster zu, wie Sara Dottie Weaver tröstete. Er hatte noch nie lange auf Sara wütend sein können, vor allem, weil sie es einfach nicht zuließ.

Dottie Weaver war eine recht korpulente Frau mit dunkelbraunem Haar und olivfarbenem Teint. Ihr Haar war offen sehr lang, aber sie trug es in einem adretten Knoten oben auf dem Kopf. Das mochte vielleicht ein wenig altmodisch sein, aber die Frisur stand ihr gut. Sie hatte ein altersloses Gesicht, wie Jeffrey fand, das Gesicht von jemandem, der mit zehn Jahren schon so aussieht wie mit vierzig. Aber ihre Wangen waren schon eher Hängebacken, und sie schleppte ungefähr zehn Kilo Übergewicht mit sich herum. Oberhalb ihrer Nase war die Stirn tief zerfurcht, und das ließ sie, sogar wenn sie weinte, streng wirken.

Jeffrey sah zu Lena, die neben ihm stand, die Arme vor der Brust verschränkt. Mit der ihr eigenen konzentrierten Intensität beobachtete sie Sara und Dottie. Da standen sie nun, die beiden emotional verletzlichsten Menschen des Reviers, und sollten herausfinden, was am vergangenen

Abend geschehen war. Jetzt erst ging Jeffrey auf, dass er Sara aus rein egoistischen Motiven um diesen Gefallen gebeten hatte. Sie sollte als sein gesunder Verstand agieren.

Jeffrey wandte sich an Lena und informierte sie: «Du musst es machen.»

Sie reagierte nicht, aber das war nicht ungewöhnlich. Vor sechs Monaten wäre Lena Adams ganz versessen auf diese Zeugenvernehmung gewesen. Sie wäre durchs Revier stolzisiert und hätte damit angegeben, dass der Chief sie damit beauftragt hatte. Jetzt nickte sie nur.

«Weil du eine Frau bist», erläuterte er. «Und weil du das durchgemacht hast.»

Sie sah ihn an, und die Leere in ihrem Blick traf ihn ins Mark. Vor zehn Jahren beim Training in der Polizeiakademie von Macon hatte Jeffrey zugesehen, wie Lena über den Hinderniskurs geflogen war, als hätte sie den Teufel im Leib. Mit ihrer Größe von eins zweiundsechzig und einem Gewicht von knapp sechzig Kilo war sie die kleinste Anwärtlerin in ihrer Gruppe, doch das glich sie durch pure Willenskraft aus. Durch ihre Hartnäckigkeit und ihren Elan war sie ihm damals aufgefallen. Wenn er sie jetzt betrachtete, fragte er sich, ob die alte Lena wohl je wieder zum Vorschein kommen würde.

Lena brach den Blickkontakt ab und sah wieder zu Sara.

«Ja, wahrscheinlich wird sie Mitleid mit mir haben», sagte sie ausdruckslos. Dass sie scheinbar nichts empfand, nervte ihn. Seit sie in letzter Zeit zu diesem Roboterwesen mutiert schien, sehnte er sich manchmal nach ihren Zornesausbrüchen.

«Geh behutsam vor», riet er und reichte ihr die Akte. «Wir benötigen so viele Informationen, wie wir nur bekommen können.»

«Sonst noch etwas?», fragte sie, als unterhielten sie sich übers Wetter.

Jeffrey verneinte, und sie ging ohne ein weiteres Wort. Er wandte sich wieder dem Spiegel zu und wartete darauf, dass Lena den Verhörraum betrat. Als die junge Frau in den Dienst zurückgekehrt war, hatte Jeffrey ihr geraten, eine Therapie zu machen, um mit dem fertig zu werden, was ihr passiert war. Soweit er wusste, hatte Lena sich nicht danach gerichtet. Er müsste sie deswegen zur Rede stellen. Das war ihm klar. Er wusste nur nicht, wie er das geschickt anfangen sollte.

Die Tür knarrte, als Lena sie öffnete. Dann betrat sie den Raum, die Hände in den Taschen ihrer dunklen Chinos, zu denen sie ein nachtblaues Hemd trug. Ihr schulterlanges braunes Haar hatte sie fein säuberlich hinter die Ohren geklemmt. Mit dreiunddreißig Jahren war sie endgültig in ihr Gesicht hineingewachsen. Lena war schon immer attraktiv gewesen, aber in den letzten beiden Jahren hatte sie eine Weiblichkeit entwickelt, die vor allem den älteren Kollegen nicht entging.

Jeffrey sah weg, weil er sich bei diesen Gedanken unwohl fühlte. Nach dem, was sie durchgemacht hatte, erschien es ihm unpassend, Lena unter diesem Aspekt zu betrachten.

«Mrs. Weaver?», fragte Lena. Sie streckte die Hand aus, und Jeffrey verkrampfte innerlich ebenso wie Dottie Weaver, als ihrer beider Blicke an Lenas Handfläche hängen blieben. Die Narbe sah grässlich aus. Sara war die Einzige, die nicht zu reagieren schien.

Lena zog die Hand zurück und ballte sie seitlich, als sei es ihr peinlich. «Ich bin Detective Lena Adams. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr Ihr Verlust mir Leid tut.»

«Danke», brachte Dottie heraus. Ihr typisch näseler Midwestakzent stand in starkem Kontrast zu Lenas gemächlich schleppendem Südstaatentonfall.

Lena setzte sich gegenüber von Sara und Dottie an den Tisch. Sie faltete die Hände vor sich und lenkte dadurch wieder die Aufmerksamkeit auf ihre Narben. Jeffrey rech-

nete fast damit, dass sie auch noch die Schuhe auszog und die Füße auf den Tisch legte.

«Es tut mir Leid ...», begann Dottie und hielt inne. «Ich meine, was Ihnen passiert ist.»

Lena nickte kurz und hielt den Blick gesenkt, als müsse sie sich erst einmal sammeln. Als einen der ersten Verhörtricks hatte Jeffrey der jungen Kollegin beigebracht, dass Schweigen der beste Verbündete eines Cops ist. Normale Menschen können die Stille schlecht aushalten und sind stets bemüht, das Schweigen zu brechen. Meistens tun sie es dann, ohne ihr Gehirn vorher einzuschalten.

«Und Ihre Schwester», fuhr Dottie fort. «Sie war eine so liebenswerte Person. Ich kannte sie vom Jugend forscht - Projekt. Naturwissenschaft war Jennys Lieblingsfach. Sie war ...»

«Sibyl war Lehrerin», sagte Lena nur. «Sie liebte es, Kindern etwas beizubringen.»

Wieder wurde es still im Raum, und Jeffrey merkte, dass er Sara anstarrte. Strähnen ihres dunkelroten Haars hatten sich aus dem Pferdeschwanz gelöst und klebten an ihrem Nacken. Die Brille saß ihr nicht mehr schief auf der Nase, sondern schief auf dem Kopf. Sie fixierte Lena, wie sie eine Schlange fixiert hätte, während sie überlegte, ob sie vielleicht giftig war.

Lena fragte: «Müssen wir Kontakt zu Ihrem Ehemann aufnehmen, Mrs. Weaver?»

«Dottie», erwiderte die Mutter. «Ich habe es ihm schon gesagt.»

«Wird er zur Beerdigung kommen?»

Dottie antwortete nicht, sondern spielte nervös mit einem schmalen silbernen Armband, das sie am Handgelenk trug. Als sie dann sprach, wandte sie sich an Sara. «Sie haben sie aufgeschnitten, nicht wahr?»

Sara öffnete den Mund, um zu antworten, aber Lena kam ihr zuvor.

«Ja, Ma'am», sagte Lena. «Dr. Linton hat die Obduktion durchgeführt. Ich war anwesend. Wir wollten sicherstellen, dass alles für Jenny getan wurde, was in unserer Macht stand.»

Dotties Blick wanderte von Lena zu Sara und wieder zurück. Plötzlich beugte sie sich über den Tisch und krümmte die Schultern vor, als habe sie einen Schlag in den Magen bekommen. «Sie war mein einziges Kind», schluchzte sie. «Sie war mein Liebling.»

Sara streckte die Hand aus, um den Rücken der trauernden Frau zu berühren, aber Lena gebot ihr mit einem Blick Einhalt. Dann lehnte sie sich selbst vor, nahm Dotties Hand und sagte zu Dottie: «Ich weiß, was es bedeutet, jemanden zu verlieren. Glauben Sie mir.»

Dottie drückte Lenas Hände. «Ja, Ihnen glaube ich das.»

Jeffrey merkte, dass er den Atem angehalten und auf diesen Moment gewartet hatte. Lena hatte das Eis gebrochen.

Sie fragte: «Was war denn mit Jennys Vater?»

«Oh.» Dottie kramte ein Papiertaschentuch aus ihrer Handtasche. «Das Übliche. Wir kamen nicht miteinander aus. Er wollte mehr vom Leben. Und da ist er mit seiner Sekretärin durchgebrannt.» Sie wandte sich zu Sara. «Sie wissen ja, wie die Männer sind.»

Jeffrey war leicht irritiert, weil sie damit auf seine eheliche Untreue anspielte. So war das eben in einer Kleinstadt.

«Er hat sie aber nie geheiratet», schloss Dottie. «Die Sekretärin.» Ihre Mundwinkel verzogen sich zur Andeutung eines triumphierenden Lächelns.

«Meine beste Freundin aus der High School hat dasselbe durchgemacht», sagte Lena, um damit die Verbindung zwischen sich und Dottie Weaver zu festigen. «Ihr Vater hat das Gleiche getan. Er ist einfach eines Tages ver-

schwunden und hat nie wieder etwas von sich hören lassen. Sie haben ihn auch nie wieder gesehen.»

«Aber nein, Samuel war anders», nahm Dottie ihren Mann in Schutz. «Jedenfalls anfangs. Er besuchte Jenny einmal im Monat, bis er nach Spokane versetzt wurde. Das ist in Washington.» Lena nickte, und Dottie fuhr fort. «Ich glaube, zum letzten Mal hat er sie vor über einem Jahr gesehen.»

«Wie hat er reagiert, als Sie ihn gestern Abend benachrichtigt haben?»

«Er hat geweint», sagte sie, und auch ihr liefen die Tränen übers Gesicht. Sie wandte sich an Sara, vielleicht deswegen, weil sie Jenny gekannt hatte. «Sie war so lieb. Sie hatte ein so gutes Herz.»

Sara nickte, aber Jeffrey entging nicht, dass ihr unwohl dabei war, wie Lena die Vernehmung führte. Er fragte sich, was Sara nach den Befunden von gestern Nacht erwartet hatte.

Dottie schnäuzte sich, und dann sprach sie mit mehr Nachdruck. «Sie ist einfach in schlechte Gesellschaft geraten. Und dieser Patterson-Junge.»

«Mark Patterson?», fragte Lena.

«Ja, Mark.»

«Ist sie mit ihm gegangen?»

Dottie sagte achselzuckend: «Das kann ich Ihnen nicht sagen. Sie waren in einer Clique, und Jenny war mit seiner Schwester befreundet, mit Lacey.»

«Lacey?», fragte Sara, schien aber gleich zu merken, dass sie den Redefluss unterbrochen hatte, und forderte Dottie mit einem Kopfnicken auf fortzufahren.

«Jenny und ich standen uns sehr nahe, seitdem ihr Vater fort war. Wir waren eher Freundinnen als Mutter und Tochter. In der schweren Zeit war sie wie ein starker Halt für mich. Vielleicht hab ich mich zu sehr an sie geklammert. Vielleicht hätte ich ihr mehr Freiheit lassen sollen.»

Dottie hielt wieder inne. «Und Mark schien mir harmlos zu sein. Im Sommer hat er immer unseren Rasen gemäht. Hat allerhand Gelegenheitsarbeiten am Haus erledigt, um sich was zu verdienen.» Sie lachte grimmig. «Ich hielt ihn für einen guten Jungen. Ich dachte, ich könnte ihm vertrauen.»

Lena holte sie schnell wieder zum Thema zurück. «Wann fing Jenny an, viel mit Lacey zusammen zu sein?»

«Vor ungefähr einem Jahr, glaube ich. Sie waren alle zusammen in dieser kirchlichen Jugendgruppe. Ich fand das gut, aber diese Kids ... ich weiß auch nicht. Man sollte doch annehmen, dass das eigene Kind in einer Kirche gut aufgehoben sein müsste, aber ...» Sie schüttelte den Kopf. «Ich wusste es ja nicht», sagte sie. «Ich wusste ja nicht einmal, dass sie je was mit einem Jungen hatte, geschweige denn ...»

Lena bedachte Sara mit einem beinahe unmerklichen Kopfnicken. Jeffrey sah, wie Sara Mut fasste, um das Ergebnis ihrer Arbeit mitzuteilen. «Dottie, ich habe Jenny letzte Nacht untersucht.»

Dottie schien sich ebenfalls zu wappnen. Mit fest zusammengepressten Lippen wartete sie.

Lena sagte: «Jenny war nicht schwanger. Das Baby auf der Toilette der Rollschuhbahn war nicht ihres.»

Die Mutter starrte fassungslos zwischen Sara und Lena hin und her. Sie war anscheinend so schockiert, dass sie nur ungläubig reagieren konnte.

Sara erläuterte: «Lena hat Recht. Sie war nicht schwanger, wenn ich Ihnen auch sagen muss, dass sie bis vor sechs Monaten sexuell aktiv gewesen ist.»

Dotties Lippen bewegten sich, aber es kamen keine Worte heraus. Schließlich lächelte sie, weil sie die Information für eine gute Nachricht hielt. «Sie hat es also nicht getan? Sie hat dem Baby nichts getan?»

Lena antwortete: «Noch wissen wir nicht, was da geschehen ist.» Sie hielt inne und schaute auf ihre Hände, jedoch diesmal nicht um der Wirkung willen. Nach einigen Sekunden sah sie wieder Dottie an. Als sie endlich sprach, tat sie es mit leiser Stimme und richtete ihren Blick direkt auf die Mutter, als befände sich Sara gar nicht im Raum. «Ich äußere jetzt nur meine Meinung, Ma'am, aber nach allem, was ich über Ihre Tochter erfahren habe, kann ich mir nicht vorstellen, dass sie getan hat, wessen man sie beschuldigt.»

Die Mutter ließ vor Erleichterung die Schultern sinken. Sie fing wieder zu weinen an und benutzte ein Papiertaschentuch. «Sie war so sanftmütig», sagte sie. «Es ist völlig undenkbar, dass sie so etwas hätte tun können.» Sie suchte Unterstützung bei Sara. «Sie war ein so gutes Mädchen.»

Wieder nickte Sara, doch sie lächelte nur schwach.

«Sie sprach davon, eines Tages Ärztin zu werden», sagte Dottie zu Sara. «Sie sprach immer davon, dass sie Kindern helfen wollte, so wie Sie es tun.»

Saras Lächeln schwand, und Jeffrey glaubte, Schuldgefühle in ihren Augen zu entdecken.

Lena griff im richtigen Moment ein und fragte: «Jenny und die Clique, zu der sie gehörte, die Patterson-Kinder...»

«Ja. Mark und Lacey.»

«Ging sie immer noch mit ihnen in die Kirche? War sie noch in dieser Jugendgruppe?»

«Bis vor ungefähr acht Monaten», antwortete Dottie.

«Dann hörte sie damit auf. Ich weiß nicht, warum. Sie sagte nur, sie wollte nicht mehr hingehen.»

«Das war also im Januar?»

«Ich glaub schon.»

«Gleich nach Weihnachten?»

Dottie nickte. «So um die Zeit.»

«Ist damals irgendwas passiert? Vielleicht ein Streit? War sie wütend auf jemanden? Hatte sie vielleicht Streit mit Mark Patterson?»

«Nein», antwortete Dottie mit aller Entschiedenheit. «Im Gegenteil, eine Woche nach Weihnachten machte sie eine Kirchenfreizeit mit. Die Kinder fuhren nach Gatlinburg zum Skilaufen. Ich wollte eigentlich nicht, dass sie in den Ferien weg war, aber sie wollte unbedingt, und auch ihre Zensuren waren besser geworden, also hab ich ...» Der Satz verebbte.

«Sie war also eine Woche fort?»

«Ja, eine Woche, und dann musste ich zu meiner Schwester Eunice nach Ohio, weil es der schlecht ging.» Dottie kniff die Lippen zusammen. «Bei Eunice hatte man ein paar Monate zuvor ein Emphysem festgestellt. Inzwischen geht es ihr besser, aber damals sah es ganz schlimm aus.»

«Jenny war also allein zu Hause?»

«Aber nein!» Dottie schüttelte den Kopf. «Natürlich nicht. Sie zog für drei oder vier Tage zu den Pattersons, und dann war ich ja auch schon wieder zurück.»

«War es ganz normal, dass sie bei den Pattersons blieb?»

«Ja, jedenfalls damals», erklärte Dottie. «An den Wochenenden übernachtete Lacey entweder bei uns, oder Jenny blieb bei den Pattersons.»

«Sie kennen die Pattersons gut?»

«Teddy und Grace?» Sie nickte. «Aber ja, beide aus der Kirche. Von Teddy bin ich nicht so begeistert», sagte sie mit leicht gesenkter Stimme. «Man sieht, wo Mark es herhat, das kann ich Ihnen sagen.»

«Was meinen Sie damit?»

«Er ist einfach ...», begann Dottie, zuckte dann aber die Achseln. «Ich weiß auch nicht. Wenn Sie ihm mal begegnen, werden Sie wissen, was ich meine.»

«Also», fasste Lena zusammen, «Weihnachten war Jenny von der Kirche aus beim Skilaufen, danach wohnte sie bei

den Pattersons. Und danach ging sie nicht mehr zur Kirche und redete auch nicht mehr mit den Pattersons?»

«Na ja.» Dottie schien das alles noch einmal zu überdenken. «Ja, so wird es wohl gewesen sein. Ich meine, im Nachhinein sieht es so aus. Aber damals hab ich da keinen Zusammenhang gesehen.»

«Haben Sie je Ihre Tochter im Verdacht gehabt, Drogen zu nehmen?»

«Aber nein, niemals. Sie war strikt dagegen», antwortete Dottie. «Sie trank sogar koffeinfreien Kaffee, und erst kürzlich begann sie, völlig auf Zucker zu verzichten.»

«Wegen ihres Gewichts?»

«Sie sagte, wegen ihrer Gesundheit. Sie wollte einen reinen Körper.»

«<Rein>», wiederholte Lena. «Meinen Sie, das hatte etwas mit der Kirche zu tun?»

«Da ging sie schon nicht mehr hin», rief Dottie ihr ins Gedächtnis. «Ich weiß auch nicht, warum. Eines Tages fuhren wir von der Schule nach Hause, und sie sagte auf einmal: <Ich will nichts mehr essen, wo Zucker drin ist. Ich möchte, dass mein Körper rein ist.>»

«Kam Ihnen das nicht seltsam vor?»

«Damals nicht», sagte Dottie. «Na, vielleicht doch, aber sie hatte sich in letzter Zeit sowieso sehr seltsam verhalten. Nicht auffällig seltsam, aber irgendwie anders, denn sie hörte auf, Cola zu trinken, wenn sie aus der Schule kam, und sie fing an, sich mehr auf ihre Hausarbeiten zu konzentrieren. Als ob sie sich bemühte, besser zu werden. Sie war langsam wieder wie früher.»

«Wie früher, bevor sie mit den Patterson-Kindern zusammen war?»

«Ja, so ungefähr.» Dottie schürzte die Lippen. «Es war sehr seltsam, denn Lacey war Cheerleader und überaus beliebt dazu, und Jenny brauchte früher nur die Schule zu betreten, da hat Lacey sie auch schon gequält.»

Sara fragte: «Inwiefern gequält?»

«Sie war einfach gemein», entgegnete Dottie. «Hat sie wegen ihres Gewichts gehänselt. Und zwar schon, als Jenny nur ein wenig pummelig war. Nicht so wie in letzter Zeit.»

«Glauben Sie, dass Lacey oder Mark sie jemals verprügelt haben?»

Dottie wirkte überrascht. «Um Himmels willen, nein. Ich hätte die Polizei verständigt.» Sie tupfte sich die Augen trocken. «Sie haben sie immer nur gehänselt, nie wirklich was getan. Und dann haben sie sich plötzlich angefreundet.»

Lena sagte: «Und warum hat sich das geändert?»

«Das weiß ich wirklich nicht. Vielleicht, als sie alle aus der Mittelstufe in die Oberstufe gekommen sind. Das ist eine große Umstellung. Ich glaube, Lacey kam nicht ins Team der Cheerleader und stieg sozusagen in der Hackordnung ab. Sie wissen, wie die Kids sind. Wenn ich jetzt so darüber nachdenke, war die Sache mit dem Zucker wahrscheinlich Laceys Idee.»

«Laceys?», fragte Lena.

«Aber ja. Sie kam andauernd mit irgendwelchen neuen Sachen an. Welche Kleidung sie in der Schule tragen müssten, was sie am Wochenende machen wollten. Stundenlang haben sie am Telefon darüber geredet.»

Lena schmunzelte. «Meine Schwester und ich waren genauso», sagte sie. Und fügte hinzu: «Was meinen Sie, hatte es etwas mit Religion zu tun?»

«Was meinen Sie?», sagte Dottie, die mit einer solchen Frage nicht gerechnet hatte.

«Der Zucker. Das Koffein. Irgendwie klingt das nach Religion.»

«Sie glauben doch nicht ... ?» Dottie sammelte sich wieder. «Nein, ich glaube nicht, dass es was Religiöses war. Sie war sehr glücklich in der Kirche. Es waren

wahrscheinlich die Patterson-Kinder. Mark ist der Polizei bekannt, weil er gestohlen hat.» Sie schüttelte langsam den Kopf. «Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Hätte ich ihr verbieten sollen, sich mit ihm zu treffen? Bestimmt hätte sie dann nur noch mehr mit ihm zusammen sein wollen.»

«Das ist bei jungen Mädchen allgemein so», stimmte Lena zu. «Sie gehen noch immer in die Kirche, nicht wahr?»

«Oh, natürlich», antwortete Dottie kopfnickend. «Es ist ein großer Trost für mich.»

«Haben Sie schon Vorbereitungen getroffen? Die Trauerfeier wird wohl dort abgehalten?»

Dottie seufzte. «Ich weiß nicht. Ich kann ...» Sie hielt inne und schnäuzte sich in ein Papiertaschentuch. «Ich glaube, sie mochte Pastor Fine. Er kam zu uns, um mit ihr zu sprechen. Und Brad Stephens auch. Er leitet die Jugendgruppe.»

«Tatsächlich?», fragte Lena.

«Ja, Brad ist in der Gemeinde sehr aktiv.»

«Ist Pastor Fine zu Ihnen gekommen, nachdem Jenny aufgehört hatte, zur Kirche zu gehen?»

«Ja», nickte sie und schien froh zu sein, sich an etwas erinnern zu können, das vielleicht wichtig war. «Er kam vorbei, nachdem sie einige Sonntagsgottesdienste ausgelassen hatte.»

«Haben Sie gehört, was sie ihm gesagt hat?»

«Nein», antwortete Dottie. «Sie waren im Arbeitszimmer, und ich wollte sie ungestört lassen.» Ihr schien etwas einzufallen. «Eine Woche später hat er angerufen, aber ich sollte ihm sagen, sie sei nicht da. Das muss ein Samstag gewesen sein, denn ich war tagsüber zu Hause. Und ich weiß noch, dass sie an dem Tag noch ein paar Anrufe mehr bekam. Aber die hat sie auch nicht angenommen.»

«War das sehr ungewöhnlich?»

«Zu dem Zeitpunkt schon nicht mehr», sagte sie. «Das alles muss ungefähr im Februar gewesen sein. Ich erinnere

mich, dass ich irgendwie erleichtert war, weil sie nicht mehr mit Mark sprechen wollte.»

«Hatte sie denn einen Streit mit ihm?»

Dottie zuckte die Achseln. «Ich weiß nur, dass sie ihn hasste. Erst hingen sie ständig zusammen, und dann auf einmal hasste sie ihn nur noch.»

«Hasste sie ihn so, wie ein Mädchen den Jungen hasst, der nicht mehr mit ihr gehen will?»

Dottie lehnte sich zurück und sah Lena abschätzend an. Sie schien jetzt zu merken, dass diese Vernehmung Jennys Schuld etablieren sollte und nicht ihre Unschuld. Lena wiederholte ihre Frage: «Hasste sie Mark, weil er nicht mehr mit ihr gehen wollte?»

«Nein», fuhr Dottie sie an. Ihr näselnder Tonfall war wieder da. «Natürlich nicht.»

«Sind Sie da ganz sicher?»

«Zu der Zeit wurde er festgenommen», erklärte Dottie. Ganz offensichtlich sah sie lieber Mark in der Rolle des Kriminellen. «Wegen tätlicher Bedrohung. Er war auf seine Schwester losgegangen.»

Jeffrey ärgerte sich, dass er das nicht vorher überprüft hatte. Er griff zum Telefon und wählte Marias Nebenstelle. «Ja?»

«Suchen Sie mir eine Akte heraus», sagte er leise. «Mark Patterson.»

«Der Junge von gestern Abend?»

«Ja.»

«Wird gemacht.»

Als Jeffrey seine Aufmerksamkeit wieder dem Vernehmungsraum zuwandte, hatte sich die Atmosphäre dort drastisch verschlechtert. Mit zornigem Gesicht saß Dottie Weaver auf ihrem Stuhl.

Lena fragte: «Möchten Sie vielleicht etwas zu trinken?»

«Nein danke.»

«Wussten Sie, dass Ihre Tochter sich im vergangenen Jahr den Arm gebrochen hatte?»

Dottie wirkte überrascht. Sie fragte Sara: «Ist sie ohne mich in Ihre Praxis gekommen?»

«Nein», antwortete Sara ohne weitere Erläuterungen. Sie wirkte verärgert, aber nicht über Dottie Weaver.

Lena blieb beharrlich. «War Ihre Tochter an afrikanischer oder nahöstlicher Kultur interessiert?»

Dottie schüttelte verständnislos den Kopf. «Natürlich nicht. Wieso denn? Was hat denn das mit alledem hier zu tun?»

Sara fragte: «Dottie, brauchen Sie eine Pause?»

Lena wechselte die Sitzposition und machte sofort mit der Vernehmung weiter. «Ihre Tochter wies zudem eine Stressfraktur der Hüfte auf, Mrs. Weaver. Wussten Sie davon?»

Dotties Lippen bebten, aber sie antwortete nicht.

Lena sagte: «Sie ist wahrscheinlich vergewaltigt worden.» Sie hielt inne und fügte dann völlig emotionslos hinzu: «Und zwar brutal.»

«Ich ...» Dottie wandte sich an Sara und dann wieder an Lena. «Ich verstehe nicht.»

«Und was ist mit den Narben an ihren Armen und Beinen?», wollte Lena wissen. «Was ist da geschehen? Warum hat sich Ihre Tochter selbst Schnittwunden zugefügt?»

«Sich selbst?», wiederholte Dottie fragend. «Wovon reden Sie da?»

«Sie hatte überall am Körper Schnittwunden. Dem Aussehen nach selbst zugefügt. Wollen Sie mir sagen, wie sie das fertig gebracht hat, ohne dass Sie davon wussten?»

«Sie war sehr verschlossen», konterte Dottie. «Sie trug immer langärmelige Sachen. Ich habe sie niemals —»

Lena unterbrach sie: «Wussten Sie, dass während der letzten sechs Monate eine Operation an ihr durchgeführt worden ist?»

«Operation?», wiederholte Dottie. «Wovon reden Sie denn?»

«Keine Operation», unterbrach Sara. Sie legte die Hand auf Dotties Arm und sagte: «Dottie, als ich Jenny untersucht habe –»

Lena öffnete die Akte. Sie warf ein Foto über den Tisch, dann ein zweites. Aus seiner Position konnte Jeffrey nicht erkennen, um welche es sich handelte, aber an Dotties Gesichtsausdruck vermochte er genau abzulesen, was die Mutter vor sich sah.

«O mein Gott, mein Kind.» Sie schlug die Hand auf den Mund.

«Lena», zischte Sara und bedeckte die Fotos mit der Hand. Sie wollte sie wegnehmen, aber Dottie hinderte sie daran. Sie kämpften sekundenlang um eines der Fotos, bevor Sara widerstrebend nachgab.

«Wa-was?», stotterte Dottie. Mit zitternder Hand hielt sie sich das Foto näher vors Gesicht.

Selbstgefällig lehnte sich Lena auf ihrem Stuhl zurück und verschränkte die Arme vor der Brust. Dann drehte sie sich sogar zum Spiegel, zu Jeffrey, um und zog die Augenbrauen triumphierend in die Höhe.

Sara legte Dottie die Hand auf den Rücken. «Geben Sie mir das», sagte sie und wollte ihr das Foto wegnehmen.

«Mein Gott, mein Gott», stammelte die Frau und schluchzte hemmungslos. «Mein Kind. Wer hat meinem Kind das angetan?»

Sara warf einen Blick zu Lena, und Jeffrey spürte, wie sehr dieser Blick brannte. Lena zuckte die Achseln, als wollte sie sagen: «Was habt ihr denn erwartet?»

«0 Gott, o Gott», flüsterte Dottie und verstummte abrupt. Ihr Körper erschlaffte, und Sara fing die Frau auf, als sie ohnmächtig zu Boden sank.

Jeffrey stand auf dem Flur vorm Besprechungsraum und redete mit Lena.

«Wir müssen uns diesen Patterson-Jungen so schnell wie möglich vornehmen», sagte Jeffrey. «Sara kann die Obduktionsbesprechung auch alleine machen.»

Lena blickte über seine Schulter zur Hintertür. Sara begleitete Dottie zu deren Auto. Aber vorher hatte sie Lena deutlich gesagt, sie sei gleich wieder zurück.

Jeffrey sagte: «Maria besorgt uns gerade seine Adresse. Womöglich steckt er tiefer in dieser Sache drin. Hoffentlich treffen wir da gleich auch seine Schwester.»

Lena nickte und verschränkte die Arme. «Möchtest du, dass ich mit der Schwester rede, und du nimmst dir diesen Mark vor?»

«Warten wir's ab», antwortete Jeffrey. «Ich möchte mir außerdem diesen Pastor ansehen.»

Es flackerte kurz in Lenas Augen. Sie sagte: «Er gehört zu meiner Kirche. Na ja, nicht wirklich meine Kirche, aber Hank geht dorthin, und manchmal gehe ich mit.» Sie zuckte die Achseln. «Nur um etwas vorzuhaben, verstehst du? Ich bin nämlich nicht religiös oder so.»

«Ja», antwortete Jeffrey, verblüfft darüber, dass sie freiwillig mit dieser Information herausgekommen war. Seit der Vergewaltigung hatte sie nicht mehr so viel auf einmal gesagt. Es tat ihr offensichtlich gut, wieder an einem Fall mitzuarbeiten, und das freute ihn.

«Ich werde Brad vom Streifendienst holen», sagte Jeffrey. «Ich will so schnell wie möglich mit ihm sprechen, um zu hören, was er über Fine zu sagen hat.»

«Du meinst, Fine hat Jenny das angetan?»

Jeffrey schob die Hände in die Taschen. Er konnte sich überhaupt nicht vorstellen, dass jemand einem Kind etwas zuleide tat, aber Tatsache blieb, dass es geschehen war. «Wir müssen klären, ob Fine bei der Kirchenfreizeit zu Weihnachten dabei war.»

«Vielleicht könnte ich —» Sie hielt inne, als die Hintertür mit einem lauten Knall aufflog.

An der Art, wie Sara über den Flur herangerauscht kam, erkannte Jeffrey, wie wütend sie war.

Schon aus drei Meter Entfernung polterte sie los: «Was zum Teufel haben Sie da drinnen gemacht? Wie konnten Sie ihr das antun?»

Lena ließ die Hände sinken. Jeffrey sah, dass sie die Fäuste ballte, als Sara näher kam.

Lena wich zurück, bis sie mit dem Rücken an der Wand stand. Ihre Fäuste blieben geballt, und ihre Stimme blieb fest, als sie sagte: «Ich hab nur meinen Job getan.»

«Ihren Job?», fauchte Sara und rückte immer näher. Sie war gut fünfzehn Zentimeter größer als Lena und nutzte das aus. «Ist es Ihr Job, eine Frau zu quälen, die gerade ihr Kind verloren hat? Ist es Ihr Job, der Frau diese Bilder zu zeigen?» Bei den letzten Worten brach Saras Stimme. «Wie konnten Sie ihr das antun, Lena? Wie können Sie es verantworten, dass diese Bilder die letzte Erinnerung sein werden, die sie an ihre Tochter hat?»

Jeffrey wollte eingreifen, aber da hatte sich Sara schon vorgebeugt und flüsterte Lena etwas ins Ohr. Er hörte nicht, was sie gesagt hatte, aber Lena reagierte unmittelbar: Sie sackte in sich zusammen.

Auch Sara bemerkte das, und er registrierte das Schuld-bewusstsein auf ihrem Gesicht. Sie hielt sich die Hand vor den Mund, als könnte sie die Worte ungesagt machen. «Entschuldigen Sie bitte», sagte sie zu Lena. «Es tut mir sehr Leid.»

Lena räusperte sich, blickte aber weiterhin zu Boden. «Ist schon gut», sagte sie, obwohl sie es offensichtlich nicht meinte.

Sara fiel jetzt offenbar auf, wie sehr sie Lena auf die Pelle gerückt war, denn sie trat einen Schritt zurück. «Lena, entschuldigen Sie bitte», wiederholte sie. «Ich hatte kein Recht, das zu sagen.»

Lena hob die Hand, atmete tief ein und sagte dann zu Jeffrey: «Wenn du dann fahren willst — ich warte im Wagen.»

«Ja, gut.»

Er kramte nach seinen Schlüsseln und wollte sie ihr reichen, aber sie nahm sie nicht. Stattdessen streckte sie die offene Hand aus und wartete darauf, dass er sie hineinfallen ließ.

Ohne Jeffrey oder Sara noch einmal anzusehen, ging sie geradewegs den Flur hinunter. Sie wirkte noch immer wie ein getretener Hund. Was es auch gewesen war, das Sara zu ihr gesagt hatte, es hatte sie ins Mark getroffen.

Jeffrey wandte sich an Sara: «Scheiße, was hast du gerade zu ihr gesagt?»

Sara schüttelte den Kopf und hob die Hände vors Gesicht. «Oh, Jeff», sagte sie noch immer kopfschüttelnd. «Das Falsche. Das absolut Falsche.»

SIEBEN

Lena saß in Jeffreys Lincoln Town Car. Jeder Muskel ihres Körpers war verkrampft. Sie atmete fast hechelnd, und ihr war auch etwas schwindlig, wie kurz vor einer Ohnmacht. Sie schwitzte, und das nicht nur, weil es im Auto so heiß war. Sie hatte das Gefühl, unter Strom zu stehen.

«Miststück», flüsterte sie wütend. «Dämliches Miststück», wiederholte sie, als könne sie mit dieser Beschimpfung auslöschen, was gesagt worden war.

Saras Worte hallten noch immer in ihren Ohren wider: Jetzt weißt du, wie es ist, wenn man jemanden quält.

Quält, hatte Sara gesagt, aber Lena wusste, was sie gemeint hatte. Jetzt weißt du, wie es ist, wenn man jemanden vergewaltigt.

«Gottverflucht nochmal! », schrie Lena, so laut sie konnte, um zu übertönen, was sie hörte. Sie schlug gegen das Armaturenbrett, verfluchte Sara Linton, verfluchte diesen Scheißjob.

Im Vernehmungsraum, als sie Dottie Weaver in die Mangel genommen hatte, war sich Lena zum ersten Mal seit ewigen Zeiten wieder wie ein Mensch vorgekommen, und dann hatte Sara Linton das alles mit einem einzigen Satz zunichte gemacht.

«Verdammt!», schrie Lena wieder. Ihre Stimme wurde langsam heiser. Sie hätte am liebsten geweint, aber es kamen keine Tränen, und sie kochte vor Wut. Sie war so angespannt, dass sie glaubte, das Auto in die Luft stemmen und auf die Seite schleudern zu können, wenn sie es gewollt hätte.

«Schluss jetzt, Schluss jetzt, Schluss jetzt», sagte Lena zu sich selbst und versuchte sich zu beruhigen. Sie musste es überstanden haben, wenn Jeffrey ins Auto stieg, denn er würde es Sara weitererzählen – schließlich bumste er sie doch, verdammt –, und Lena wollte auf keinen Fall, dass Sara erfuhr, wie tief ihre Worte sie getroffen hatten.

Lena schnaubte nur verächtlich beim Gedanken an Saras lahme Entschuldigung. Sara hatte genau das gesagt, was sie dachte. Und sie hatte sich einzig und allein deswegen entschuldigt, weil sie es ausgesprochen hatte. Sie war nicht nur ein Miststück, sondern obendrein auch noch feige.

Sie atmete noch einmal tief durch, wollte sich zusammenreißen. «Alles ist gut», flüsterte sie sich ein. «Es macht nichts. Nichts macht was.»

Nach ein paar Minuten ging es Lena besser. Ihr Herz klopfte nicht mehr so wild, und ihr Magen schien sich zu entkrampfen. Sie sagte sich immer wieder, dass sie stark sei, dass sie schon Schlimmeres überlebt hatte. Was Sara Linton dachte, war völlig unwichtig. Es kam nur darauf an, dass Lena ihren Job machte. Und sie hatte ihren Job gemacht. Sie hatten aus der Vernehmung ein paar handfeste Anhaltspunkte gewonnen, die sie jetzt verfolgen mussten – und auf die wären sie nicht gestoßen, wenn Sara Linton zu bestimmen gehabt hätte.

Lena sah auf ihre Armbanduhr und bekam einen Schreck. Sie hatte nicht darauf geachtet, wie spät es geworden war. Hank würde sich bereits fragen, was sie aufgehalten hatte. Es war nicht zu schaffen, mit ihm in die Kirche zu gehen.

In der Konsole von Jeffreys Wagen befand sich ein Mobiltelefon. Lena beugte sich hinüber, um den Motor zu starten, damit sie das Telefon benutzen konnte. Sie schaltete die Klimaanlage ein und öffnete das Fenster einen Spalt weit, um ein wenig von der Hitze hinauszulassen. Das Telefon brauchte seine Zeit zum Aufladen, und sie

warf einen Blick zum Polizeigebäude, um sich zu vergewissern, das Jeffrey noch nicht herauskam.

Hank meldete sich schon nach dem ersten Läuten. «Hallo?»

«Ich bin's», sagte sie. Er sagte nichts, und ihr wurde klar, wie sich ihre Stimme anhören musste. Angegriffen und durch die Konfrontation mit Sara dennoch scharf. Dankenswerterweise fragte Hank sie nicht, was los war.

Sie sagte: «Ich werd's nicht schaffen, mit in die Kirche zu kommen.»

«Oh?», sagte er, bohrte aber nicht weiter.

«Ich muss mit Jeffrey zu einem Verhör», informierte sie ihn, obwohl sie Hank eigentlich gar nichts erklären wollte. «Das dauert sicher lange. Geh einfach ohne mich.» Am Ende des Satzes sank Lenas Stimme, denn sie musste daran denken, dass sie allein sein würde, wenn sie nach Hause kam.

«Lee?», fragte Hank, der offenbar ihre Angst spürte. «Ich kann aber hierbleiben und auf dich warten, wenn du möchtest. Du weißt schon, nur bis du nach Hause kommst.»

«Sei nicht albern», sagte sie und wusste dabei genau, dass ihr Ton nicht sehr überzeugend war. «Ich bin doch kein Kleinkind.»

«Du könntest nachkommen», sagte Hank zögernd. «Ich meine, um noch den Chor singen zu hören.»

Lena sank der Mut, als ihr wieder einfiel, dass es ja ein Chorkonzert gab. Bis Hank nach Hause kam, würde es schon dunkel sein. Drinnen im Haus würde es sogar noch dunkler sein, egal wie viele Lampen sie anschaltete.

«Ich muss früh aufstehen, weil ich mich morgen um die Bar kümmern will», sagte Hank. «Vielleicht wäre es besser, wenn ich gleich nach dem Gottesdienst nach Hause komme.»

«Hank», sagte Lena, verzweifelt bemüht, sich nicht anmerken zu lassen, dass ihr Herz zu bersten drohte. «Hör zu, geh zu diesem Scheißkonzert, okay? Du brauchst nicht ständig meinen Babysitter zu spielen, verdammt nochmal!»

Der Sonnenschein wurde von der Hintertür reflektiert, als Jeffrey aus dem Gebäude kam. Maria Simms folgte ihm auf dem Fuß, um ihrem Chief eine Akte zu übergeben.

Hank fragte: «Ist das dein Ernst?»

«Ja», sagte sie, bevor sie darüber nachdenken konnte. «Hör mal, ich muss jetzt Schluss machen. Wir sehen uns, wenn du nach Hause kommst.»

Sie schaltete das Telefon aus, bevor Hank etwas erwidern konnte.

«Meine Güte», sagte Jeffrey, als er die Autotür öffnete. «Klimaanlage an?», fragte er und warf ihr den Schnellhefter zu, den Maria ihm ausgehändigt hatte.

«Ja», murmelte Lena und rutschte auf ihrem Sitz, als er einstieg. Ohne es bewusst wahrzunehmen, war sie von ihm abgerückt, und zwar so weit an die Tür wie nur möglich. Falls Jeffrey das aufgefallen war – einen Kommentar dazu gab er nicht ab.

Er warf sein Anzugsjackett auf den Rücksitz. «Ich hab einen Anruf bekommen», sagte er, offensichtlich mit den Gedanken ganz woanders. «Meine Mutter hatte einen Unfall. Ich muss heute noch nach Alabama.»

«Jetzt?», fragte Lena und legte die Hand auf den Türgriff. Sie überlegte schon, Hank aus ihrem Auto anzurufen und ihn zu bitten, auf sie zu warten.

«Nein», antwortete Jeffrey und betrachtete ostentativ ihre Hand. «Heute Abend.»

«Gut», sagte sie und ließ die Finger auf dem Griff ruhen.

«So ein verdammt Mist, mittendrin wegzumüssen. Vielleicht bringt ja Mark Patterson Licht in die Sache.»

«Wie meinst du das? Dass es nur eine kleine Meinungsverschiedenheit zwischen Verliebten war?», fragte Lena.

«Vielleicht kann er uns ja sagen, wer die anderen Mädchen waren. Oder wer von denen die Mutter ist.» Sie nickte, hielt es aber für unwahrscheinlich.

«Ich hab mit Brad gesprochen. Fine war bei dem Skiausflug nicht dabei.» Jeffrey runzelte die Stirn. «Aber ich ruf ihn nochmal an, nachdem wir uns mit Mark unterhalten haben, und hake nach, ob er sich noch an etwas anderes erinnert. Aber er hätte uns bestimmt gesagt, wenn etwas Schlimmes passiert wäre.»

«Ja», sagte Lena. Brad war einer von den Cops, die ihrer eigenen Mutter einen Strafzettel verpassten, wenn sie bei Rot über die Straße ging.

«Ich möchte, dass du und Brad gleich morgen früh mit Jenny Weavers Lehrern redet, um herauszufinden, was für ein Mädchen sie war, und vielleicht auch, mit wem sie noch viel zusammen war. Sprich außerdem mit den Mädchen, die mit Jenny und Lacey an der Kirchenfreizeit teilgenommen haben. Ich bin sicher, die gehen alle auf dieselbe Schule.»

«Wird gemacht.»

«Ich muss unbedingt nach Alabama, sonst würde ich es selbst tun.»

«Verstehe», sagte sie und fragte sich, warum er sich ständig entschuldigte. Schließlich war er der Boss. Zudem gab es kaum etwas, das Jeffrey im Moment tun konnte. Wenn Mark nicht mit dem Finger auf jemanden zeigte, hatten sie so gut wie keine Anhaltspunkte.

Er sagte: «Ich möchte auch, dass du so schnell wie möglich diesen Pastor befragst.» Er sah auf seine Uhr. «Auch gleich morgen früh. Nimm dafür Frank mit und nicht Brad.»

Sie wiederholte: «Verstehe.»

«Du hast gesagt, du kennst ihn, diesen Pastor», begann Jeffrey und legte den Rückwärtsgang ein. «Ist er deiner Einschätzung nach dazu fähig?»

«Wozu?», fragte Lena, und dann fiel ihr ein, warum sie hier waren. «Nein», antwortete sie. «Er ist kein schlechter Kerl. Ich komm nur nicht mit ihm zurecht, das ist alles.»

Jeffrey warf ihr einen Blick zu, der zu sagen schien, sie käme ja wohl mit niemandem zurecht.

Lena überraschte ihn: «Zufällig habe ich bereits für morgen Abend eine Verabredung mit ihm.»

«Eine Verabredung?»

Lena schaute aufs Armaturenbrett. «Wegen dem, was du schon mal gesagt hast. Was du von mir verlangt hast», gab sie ihm das Stichwort, aber er begriff nicht. «Dass ich mit jemandem rede», half sie nach.

«Nun, vielleicht solltest du dann nicht gerade diejenige sein, die —»

«Doch», beharrte sie. «Ich will aber.» Sie versuchte zu lächeln, aber sie ahnte, wie gekünstelt es wirkte. «Ich werde ihn überrumpeln. Er wird denken, dass ich zu einem Beratungsgespräch da bin, und dann frage ich ihn aus heiterem Himmel nach Jenny und den Pattersons.»

Jeffrey runzelte die Stirn, als er den Wagen vom Parkplatz lenkte. «Ich weiß nicht recht, ob mir das gefällt.»

«Du hast immer gesagt, die beste Gelegenheit für ein Verhör ist dann, wenn man jemanden überrumpeln kann», erinnerte sie ihn. Dabei gab sie sich die größte Mühe, nicht verzweifelt zu klingen. «Außerdem hat Hank das Gespräch arrangiert. Ich würde nämlich mit dem nicht freiwillig sprechen über ...» Lena suchte das richtige Wort, fand es aber nicht. «Ich würde gar nicht mit ihm sprechen. Irgendwas stimmt mit dem nicht. Ich traue ihm nicht.»

«Warum nicht?»

«Ich tu's einfach nicht», sagte sie. «Er ist mir eben nicht ganz geheuer.»

«Aber du glaubst doch nicht, dass er der Täter ist?»

Sie zuckte die Achseln, versuchte, einen Rückzieher zu machen. Wie sollte sie Jeffrey erklären, dass sie David Fine hauptsächlich deswegen nicht mochte, ihm nicht traute, weil er Pastor war? Jeff war genauso dumm wie Hank. Wie jemand nicht verstehen konnte, dass sie nach ihrer Vergewaltigung durch einen religiösen Fanatiker nicht ausgerechnet mit einem Pastor darüber reden wollte, war ihr unerklärlich.

Sie sagte: «Ich weiß nicht, vielleicht ist er doch dazu fähig.»

Diese Lüge schien Jeffrey umzustimmen. «Okay, aber nimm Frank mit.»

«Klar.»

«Es ist aber kein Verhör. Wir versuchen nur herauszufinden, ob er etwas weiß. Bring ihn bloß nicht ohne guten Grund auf die Palme.»

«Nein.»

«Und such dir einen anderen», sagte er. «Mach einen Termin mit jemand anders.» Er hielt inne. «Das war die Bedingung. Allein deswegen habe ich dich so früh wieder Dienst tun lassen, weil du versprochen hast, mit jemandem darüber zu sprechen.»

«Ja», sagte sie mit einem Nicken. «Ich kümmere mich gleich morgen darum.»

Er sah sie durchdringend an, als könne er ihre Gedanken lesen.

Sie versuchte betont beiläufig zu klingen, als sie das Thema wechselte und fragte: «Ist es schlimm? Das mit deiner Mutter, meine ich.»

«Nein», antwortete er. «Und was ist mir dir?»

Sie gab sich Mühe, nicht zu glatt zu klingen. «Mir geht's bestens.»

«Diese Sache mit Sara —»

«Mir geht's bestens», versicherte sie ihm in einem Tonfall, der Hank sofort zum Schweigen gebracht hätte.

Aber Jeffrey war nicht Hank. Er blieb beharrlich: «Ganz bestimmt?»

«Ja doch.» Und zum Beweis fragte sie: «Was war das bei der Vernehmung? Dr. Linton klang überrascht, als Dottie Lacey Patterson erwähnte.»

«Sie war Patientin in Saras Klinik», erklärte Jeffrey. Dann sagte er, fast zu sich selbst: «Du weißt, wie Sara zu ihren Kindern steht.»

Das wusste Lena nicht, und sie blickte in die Akte, ohne ihm zu antworten. Mark Pattersons Name stand auf dem Deckel, und sie schlug die Akte auf, um nachzuschauen, was er angestellt hatte. Auf dem obersten Blatt standen seine Personalien einschließlich seiner Adresse. «Die wohnen in Morningside?», fragte sie, denn das war ein eher verrufener Teil von Madison.

«Ich glaube, es ist dieser Wohnwagenpark. Der mit der grünen Markise über dem Schild?»

«Kudzu Arms», half ihm Lena. Sie und Brad waren in den letzten paar Monaten diverse Male nach Kudzu Arms gerufen worden. Je höher die Temperaturen, desto niedriger die Hemmschwellen.

«Also schön», sagte Jeffrey, der vorankommen wollte. «Was steht denn so über ihn drin?»

Lena blätterte die Akte durch. «Zwei Einbrüche, als er zehn war, beide in Kudzu Arms. Letztens hat er seine Schwester ziemlich schlimm zusammengeschlagen. Sein Vater hat uns gerufen, aber als wir ankamen, wollten sie keine Anzeige erstatten.» Sie hörte zu lesen auf und erläuterte: «<Wir> sind Deacon und Percy. Die beiden haben den Einsatz gemacht, nicht ich und Brad.»

Jeffrey kratzte sich am Kinn und schien zu überlegen. «Ich weiß nicht mal mehr, wann das passiert ist.»

«Kurz nach Thanksgiving», klärte Lena ihn auf. «Und um die Weihnachtszeit wurden Deacon und Percy nochmals gerufen. Wieder rief der Vater an und wünschte ausdrücklich, dass die beiden kämen.» Sie überflog den Bericht, den Deacon geschrieben hatte. «Diesmal wurde Anzeige erstattet, und sie haben ihn ein paar Tage eingesperrt. Mark sollte dann statt Haft ein paar Therapiesitzungen mitmachen, um seine Wutanfälle unter Kontrolle zu bekommen.» Sie lachte verächtlich. «Buddy Conford war sein Anwalt.»

«Buddy ist gar nicht so schlecht», meinte Jeffrey.

Lena schloss die Akte und sah ihn ungläubig an. «Er ist eine Hure. Er sorgt dafür, dass Rauschgiftsüchtige und Mörder wieder frei herumlaufen.»

«Er macht nur seinen Job, genau wie wir.»

«Er macht uns das Leben unnötig schwer.» Lena blieb hartnäckig.

Jeffrey schüttelte den Kopf. «Er wird wegen der Weaver-Sache mit dir reden wollen», sagte er zu ihr. «Weil ich geschossen habe.»

Lena stieß nur ein verächtliches Lachen aus. «Arbeitet er für Dottie Weaver?»

«Für die Stadt», stellte er klar. «Ich schätze, damit erweist er dem Bürgermeister einen Gefallen.» Jeffrey zuckte die Achseln. «Aber egal, unterhalte dich mit ihm. Sag ihm, wie es passiert ist.»

«Du musstest schießen», erklärte Lena, denn wenn sie überhaupt noch an etwas glaubte, dann daran, dass Jeffrey gar nicht anders handeln konnte. Sie sagte: «Brad wird nichts anderes aussagen.»

Jeffrey war verstummt und schien das Thema beenden zu wollen, aber einige Minuten später fuhr er an den Straßenrand. Lena überkam ein Déjà-vu-Gefühl, und ihr drehte sich der Magen um, als sie an ihren peinlichen Auftritt vom Morgen bei Hank im Auto dachte. Doch mit Jeffrey

würde sie nicht dasselbe Problem haben. Sie konnte in Jeffreys Gegenwart stärker sein, weil er sie nicht so sah wie Hank. Der sah in Lena immer noch die trotzig Halbstärke, weil er viel mehr nicht von ihr kannte.

Lena wartete, bis Jeffrey die Automatik auf Parken gestellt hatte und sich ihr zuwandte. Sie spürte, wie die Nackenhaare sich ihr sträubten, und dachte, jetzt käme vielleicht eine Strafpredigt oder so.

«Nur zwischen uns beiden ...», sagte Jeffrey und hielt inne. Er wartete, bis sie ihm in die Augen sah, und wiederholte: «Nur zwischen uns beiden.»

«Klar.» Sie nickte, aber sein ernster Tonfall behagte ihr gar nicht. Ihr wurde extrem flau im Magen. Er wollte bestimmt den Eklat mit Sara ansprechen.

Zu ihrer Überraschung sagte er jedoch: «Der Schuss.»

Mit einem Nicken ermunterte sie ihn fortzufahren.

«Auf Weaver», sagte er, als müsse er es eingrenzen. Sie sah, wie angespannt er war. Zum ersten Mal verstand sie, was es hieß, in jemandem lesen zu können wie in einem Buch. Sie sah eine Qual in seinem Blick, die bei Jeffrey Tolliver zu sehen sie niemals erwartet hatte.

«Sag mir die Wahrheit», bat er fast flehentlich. «Du warst doch dabei. Du hast doch alles gesehen.»

«Das habe ich», stimmte sie zu, verblüfft darüber, wie sehr er Bestätigung brauchte.

«Sag es mir», bat er, und diesmal war es fast schon ein unverhohlenes Betteln. Irgendwie erregte Lena diese Verzweiflung. Jeffrey brauchte etwas von ihr. Jeffrey Tolliver, der sie nackt gesehen hatte, an den Fußboden genagelt, aus tausend Wunden blutend, dieser Jeffrey brauchte etwas von ihr.

Sie wartete ab, genoss das Gefühl der Macht. «Ja», sagte sie schließlich, wenn auch mit wenig Überzeugungskraft.

Er starrte sie an, und sie sah den Zweifel in seinem Blick. Einen Moment lang fürchtete sie, es würde ihn zerreißen.

«Du musstest schießen.» Er starrte sie weiter an, als könne er in sie hineinsehen. Lena wusste, dass sie nicht überzeugt geklungen hatte und dass ihm genau das aufgefallen war. Sie wusste auch, dass sie nicht deutlich gemacht hatte, dass sie seine Einschätzung der Situation teilte. Sie hatte absichtlich so unklar reagiert. Lena hatte nicht die geringste Ahnung, warum sie das tat, aber der Nervenkitzel hielt auch noch an, nachdem Jeffrey längst den Gang eingelegt hatte und sie wieder fuhren.

Grant County bestand aus drei Städten: Heartsdale, Madison und Avondale.

Wie Avondale war auch Madison ärmer als Heartsdale, und es gab hier jede Menge Wohnwagenparks, weil sie billige Behausungen boten. Dies bedeutete aber nicht notwendigerweise, dass die Leute, die in Wohnwagen lebten, auch arm waren. Es gab einige gehobene Parks mit Gemeinschaftszentren und Swimming-Pools und Nachbarschaftswachdienst. Aber es gab auch welche, die Brutstätten von häuslicher Gewalt und Raufereien unter Alkoholeinfluss waren. Der Kudzu-Arms-Wohnwagenpark fiel unter die zweite Kategorie und verdiente kaum die Bezeichnung menschliche Ansiedlung. Wohnwagen in den verschiedensten Stadien des Verfalls standen zu beiden Seiten einer unbefestigten Straße. Einige Bewohner hatten vergeblich versucht, kleine Gärten anzulegen. Sogar ohne die Dürre, derentwegen in ganz Georgia das Wasser rationiert worden war, hätte die Hitze sämtliche Blumen umgebracht. Sie war schlimm genug, um sogar Menschen umzubringen. Die Pflanzen hatten nicht die geringste Chance.

«Deprimierend», bemerkte Jeffrey, der mit den Fingern auf dem Lenkrad trommelte. Diese nervöse Angewohnheit hatte sie noch nie bei ihm erlebt, und Lena fühlte, wie

Schuldgefühle zurückkehrten und sie wie ein starker Sog in die falsche Richtung zerrten. Sie hätte eindeutiger sein sollen, was den tödlichen Schuss betraf. Sie hätte ihm direkt in die Augen sehen und ihm die ungeschminkte Wahrheit sagen sollen: dass ihm gar nichts anderes übrig geblieben war, als das Mädchen zu erschießen. Aber Lena hatte keine Ahnung, wie sie es wieder gutmachen konnte. Keine tausend glasklaren Jas würden jemals den Eindruck auslöschen können, den sie mit ihrer zögerlichen und nicht ganz eindeutigen Aussage gemacht hatte. Was war bloß in sie gefahren?

Jeffrey fragte: «Wie ist die Adresse?»

Lena schlug die Akte auf und fuhr mit dem Finger die Seite entlang, bis sie die Adresse gefunden hatte. «Dreizehn», sagte sie und blickte auf die Wohnwagen. «Dies hier sind die geraden Hausnummern.»

Er blickte über die Schulter auf die andere Straßenseite des Parks. «Da drüben ist es.»

Lena drehte sich um, als er rückwärts aus dem Park fuhr. Ein riesiges, vermutlich extrabreites Mobile Home stand auf der anderen Straßenseite. Anders als die Wohnwagen gegenüber sah dieser Trailer schon eher wie ein Haus aus. Ansätze von Gartengestaltung waren vor dem Wohnwagen zu ahnen, und Schlackesteine verkleideten die Basis. Jemand hatte die Steine schwarz bemalt, als Kontrast zum weißen Trailer, und eine große überdachte Plattform diente als Vorderveranda. An der Seite befand sich ein Carport, und daneben stand ein großer Sattelschlepper.

«Er ist Fernfahrer?», fragte Jeffrey.

Lena fand mit dem Finger die richtige Stelle auf dem Formular. «Transportunternehmer», informierte sie ihn. «Fährt wahrscheinlich seinen eigenen Diesel.»

«Sieht so aus, als würde er damit auch Geld verdienen.»

«Ich glaube, das geht durchaus, wenn man seinen eigenen Truck hat», sagte Lena, die noch immer Mark Pattersons

Akte überflog. «Moment, warte mal», sagte Lena. «Patterson gehört auch das Kudzu. Er hat den Trailer Park als Sicherheit eingesetzt, um Mark auf Kautions auszuholen.»

Jeffrey parkte direkt vor dem Trailer der Pattersons. «Hält ihn aber nicht gerade gut in Schuss. Die Anlage hier, mein ich.»

«Nein», antwortete Lena und blickte nach hinten auf die andere Straßenseite. Das Haus der Pattersons bildete einen starken Kontrast zum verwahrlosten Kudzu Arms gegenüber. Sie fragte sich, was das wohl über einen Vater aussagte, der einerseits stolz sein schmuckes Heim präsentierte, andererseits aber Menschen kaum zehn Meter entfernt in solchem Schmutz wohnen ließ. Natürlich war Patterson den Menschen gegenüber nichts schuldig, aber Lena fand, der Mann hätte sich eigentlich bemühen sollen, eine nettere Nachbarschaft zu finden, besonders mit zwei Kindern im Haus.

«Teddy», las Lena vor. «So heißt der Vater.»

«Maria hat auf dem Revier sein Strafregister aufgerufen», sagte Jeffrey. «Hat zwei Anzeigen wegen tätlichen Angriffs auf dem Konto, aber das ist ungefähr zehn Jahre her. Wegen einer Sache hat er sogar gegessen.»

«Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.»

Ein sehr großer Mann kam aus dem Trailer, als Jeffrey und Lena aus ihrem Wagen stiegen. Das war Teddy Patterson, vermutete Lena, und kurzzeitig wurde sie von Panik erfasst, weil er ein derart riesiger Kerl war. Mindestens fünf Zentimeter größer als Jeffrey und auch mindestens fünfzehn Kilo schwerer, machte Patterson den Eindruck, als könne er sie beide mit einer Hand packen und über die Straße schleudern.

Lena ärgerte sich darüber, dass sie die Größe des Mannes überhaupt beachtete. Früher hatte sie geglaubt, es mit jedem aufnehmen zu können. Sie war eine starke Frau,

muskulös vom Fitnesstraining, und sie hatte eigentlich immer das durchgezogen, was sie sich vorgenommen hatte. Aber jetzt hatte sie dieses Selbstbewusstsein verloren, und der Anblick von Patterson verursachte ihr ein leichtes Frösteln, obwohl der Mann nichts Bedrohlicheres tat, als seine Hände an einem schmutzigen Geschirrtuch abzuwischen.

«Verirrt?», fragte Patterson. Er bot genau den Anblick, den man als Cop bestens kannte: Teddy Patterson war ein Knacki mit den entsprechenden Tätowierungen, die an seinen Armen nach oben liefen wie Kratzer von Hühnerfüßen. Lena und Jeffrey wechselten einen vielsagenden Blick, der Patterson nicht verborgen blieb.

«Mr. Patterson?», fragte Jeffrey und holte seine Dienstmarke hervor. «Jeffrey Tolliver, Grant County Police.»

«Ich weiß, wer Sie sind», antwortete Patterson wie aus der Pistole geschossen und stopfte das Geschirrhandtuch in die Tasche. Lena erkannte jetzt, dass es von etwas wie Schmiere verschmutzt war. Zudem registrierte sie, dass Patterson sie nicht zur Kenntnis genommen hatte.

Lena öffnete den Mund, um zu sagen, dass sie auch da war, aber sie brachte keinen Ton heraus. Der Gedanke, dass er seine Feindseligkeit ganz bewusst gegen sie richtete, ließ sie in kalten Schweiß ausbrechen.

«Das hier ist Detective Lena Adams», sagte Jeffrey. Wenn er etwas von ihrer Angst bemerkt hatte, schien er sie nicht weiter beachten zu wollen. «Wir sind gekommen, um mit Mark darüber zu sprechen, was gestern Abend geschehen ist.»

«In Ordnung», sagte Patterson. Er zog die Wörter zusammen, so wie die meisten Leute in Madison, und deswegen hörte es sich eher an wie «Nordn».

Patterson kehrte ihnen den Rücken zu und ging zum Haus. Er blieb absichtlich in der Tür stehen, als Jeffrey an ihm

vorbeiging, um ihn einzuschüchtern. Jetzt konnte Lena sehen, dass der Mann noch größer war, als sie vom Auto aus geschätzt hatte. Sie war nicht sicher, aber Patterson schien den Abstand zwischen seinem Bauch und dem Türrahmen zu verringern, als sie hindurchging. Sie drehte sich etwas zur Seite, damit sie nicht gezwungen war, ihn zu berühren, aber seinem Grinsen war zu entnehmen, wie gut er wusste, dass sie sich bedrängt fühlte. Sie hasste es, so leicht durchschaubar zu sein.

«Setzen Sie sich doch», bot Patterson an und deutete auf die Couch. Weder Jeffrey noch Lena kamen seiner Einladung nach. Patterson hielt die Arme vor dem massigen Brustkorb verschränkt, und Lena bemerkte, dass sein Kopf bis auf ungefähr zehn Zentimeter an die niedrige Decke reichte. Der Raum war groß, aber Patterson füllte ihn allein durch seine Anwesenheit.

Lena sah sich in dem Wohnwagen um und versuchte, sich wie ein Cop zu benehmen und nicht wie ein ängstliches kleines Mädchen. Alles war aufgeräumt, sauber und ganz und gar nicht so, wie sie es vermutet hätte, wenn sie Teddy Patterson irgendwo in einer Bar begegnet wäre. Der Raum, in dem sie standen, war mit einem wuchtigen Kamin und einem Großbildfernseher ausgestattet. An der einen Seite schloss sich die Küche an, auf der anderen Seite führte ein Gang in den restlichen Teil des Trailers.

Blumenduft hing in der Luft und stammte wahrscheinlich von einem dieser Lufterfrischer, die man in die Steckdose steckt. Das Wohnzimmer hatte einen femininen Touch: die Wände in zartem Rosa, die Couch und zwei Stühle hellblau mit einem passenden rosa Streifen. Über die Couch war ein Quilt gebreitet, dessen Muster zum Rest passte. Auf dem Couchtisch stand eine Vase mit frischen Schnittblumen inmitten von Frauenzeitschriften. An den Wänden hingen hübsche gerahmte Drucke, und die Möbel sahen alle neu aus. Der Teppich war erst kürzlich gesaugt

worden. Lena sah genau, wo Patterson auf dem Velours seine Fußabdrücke hinterlassen hatte.

«Wir wollen uns nur mit Mark über das unterhalten, was gestern Abend geschehen ist», sagte Jeffrey zu Patterson, während Lena sich weiterhin umsah. Sie drehte sich um und stutzte, als sie ein Bild von Jesus über dem Kamin entdeckte. Seine durchbohrten und blutenden Hände hielt er einladend geöffnet in der klassischen «Kommet zu mir»-Pose. Jeffrey fiel das Bild ebenfalls auf, denn er schaute ihr ins Gesicht, als Lena sich gezwungen hatte, wieder wegzusehen. Er hob die Augenbrauen, als wenn er fragen wollte, ob mit ihr alles in Ordnung sei. Auch wenn sie es nicht direkt sah, spürte Lena, dass Patterson ihren Blickkontakt durchaus registrierte. Natürlich hatte er gehört, was Lena zugestoßen war. Sie konnte sich ausmalen, welches Vergnügen Patterson wohl dabei empfand, die Einzelheiten ihrer Vergewaltigung in Gedanken Revue passieren zu lassen. Die Macht, die er dadurch über sie zu haben schien, schnürte ihr die Luft ab, und sie zwang sich, dem Mann direkt in die Augen zu sehen. Er hielt ihrem Blick aber nur einen kurzen Moment stand und starrte dann plötzlich auf ihre Hände.

Sie wusste ganz genau, wonach er suchte, und kämpfte gegen das Bedürfnis, die Hände in den Taschen zu vergraben, als eine kleine, hohlwangige Frau vom Flur her kam und fragte: «Teddy? Hast du meine Pillen besorgt?»

Sie hielt inne, als sie Jeffrey und Lena sah, fasste sich an den Hals und fragte: «Was ist denn hier los?»

«Polizei», sagte Patterson und sah schnell weg. Ein Anflug von Schuldbewusstsein flackerte in seinen Augen auf, als könne seine Frau erraten, was er gerade noch über Lena gedacht hatte.

«Als wenn ich das nicht wüsste», erwiderte sie sarkastisch. Sie war eine kleine Person, wahrscheinlich nicht größer als Lena. Ihr dunkelblondes Haar war dünn, stellenweise

schimmerte die Kopfhaut durch. Sie sah fast ausgezehrt aus und erinnerte Lena an Fotos von Holocaust-Überlebenden. Doch gleichzeitig wirkte sie stark, und Lena nahm an, dass sie den Trailer so aufgeräumt und sauber hielt. Hinter ihrem kränklichen Aussehen steckte die Tatkraft einer Person, die wusste, wie man die Dinge anpackte.

«Ich wusste, dass Sie kommen würden», sagte die Frau. «Ich sollte also nicht überrascht sein.» Ihre Hand blieb am Hals, wo sie nervös an einem Amulett an ihrer Halskette fingerte. Wegen des Jesus an der Wand vermutete Lena, dass es sich um ein Kruzifix handelte.

«Mrs. Patterson?», fragte Jeffrey.

«Grace», stellte sie sich vor und streckte die Hand aus. Jeffrey schüttelte sie, und Lena nutzte die Gelegenheit, Teddy Patterson genauer zu mustern. Er beobachtete seine Frau und Jeffrey mit unbeteiligter Miene. Seit sie im Zimmer war, ließ er die Schultern leicht hängen und wirkte weniger bedrohlich.

«Wir möchten mit Mark sprechen», sagte Jeffrey zu der Frau. «Ist er da?»

Grace Patterson bedachte ihren Mann mit einem besorgten Blick.

Patterson sagte zu seiner Frau: «Warum setzt du dich nicht, Liebes?» Und dann fügte er hinzu, als müsse er es Jeffrey erläutern: «Sie ist seit einiger Zeit krank.»

«Tut mir Leid, das zu hören», sagte Jeffrey. Er setzte sich neben Grace auf die Couch und deutete Lena mit einem Nicken an, sie möge sich auch setzen. Sie zögerte, tat aber dann wie geheißen und nahm auf einem der Stühle Platz.

Das Licht, das zum Fenster hereinschien, fiel genau auf Grace Patterson, und Lena sah, wie bleich sie war. Sie hatte dunkle Ringe unter den Augen, und ihre Lippen waren unnatürlich rosablau verfärbt. Lena durchzuckte der Gedanke, dass die Frau farblich perfekt zum Wohnzimmer passte.

Grace ergriff das Wort: «Ich weiß es zu schätzen, Chief Tolliver, dass Sie Mark gestern Abend nicht mehr verhört haben. Er war völlig durcheinander.»

Jeffrey sagte: «Es ist nur verständlich, dass er etwas Zeit braucht, um sich von dem Schock zu erholen.»

Bei den Worten schnaubte Teddy Patterson verächtlich. Lena überraschte das nicht. Männer wie Teddy Patterson waren nicht der Meinung, dass Menschen sich von bestimmten Dingen erst erholen mussten. In dieser Beziehung ähnelte er Lena. Man setzte sich mit etwas auseinander und ließ es hinter sich. Oder versuchte es zumindest. Auf keinen Fall wurde gejammt.

«Ist seine Schwester da?», fragte Jeffrey. «Mit ihr würden wir auch gerne sprechen.»

«Lacey?», sagte Grace und fasste wieder nach ihrer Halskette. «Sie ist im Augenblick bei ihrer Großmutter. Wir hielten es für das Beste.»

Jeffrey fragte: «Wo war sie denn gestern Abend?»

«Hier», antwortete Grace. «Sie hat sich um mich gekümmert.» Sie schluckte und sah hinunter auf ihre Hände. «Ich bitte sie gewöhnlich nicht, bei mir zu bleiben, aber ich hatte eine besonders schlimme Nacht, und Teddy musste arbeiten.» Sie schenkte ihm ein schwaches Lächeln. «Manchmal werden die Schmerzen einfach unerträglich. Da hab ich gern die Kinder bei mir.»

«Aber Mark war nicht hier?», sagte Jeffrey, obwohl das doch auf der Hand lag.

Ihr Gesicht verdüsterte sich. «Nein, war er nicht. In letzter Zeit schlägt er ein bisschen über die Stränge.»

«Vor kurzem hat er seine Schwester vertrimmt», sagte Patterson. «Das haben Sie doch bestimmt in seinem Strafregister. Ist ein echter Scheißkerl, der Junge. Von dem kommt nichts Gutes.»

Grace gab keinen Ton von sich, aber ihr Missfallen teilte sich auch ohne Worte mit.

«Tut mir Leid», entschuldigte sich Patterson. Und er wirkte tatsächlich zerknirscht. Lena staunte über den Einfluss, den Grace anscheinend auf ihren Mann hatte. Innerhalb weniger Minuten hatte sie ihn gezähmt.

Patterson sagte: «Ich geh Mark holen.» Dann verließ er den Raum.

Lena erwischte sich dabei, dass sie wieder mit der Zunge über die Rückseite ihre Zähne tastete. Aus einem unerfindlichen Grund konnte sie nicht sprechen. Es gab Fragen zu stellen, und Lena wusste genau, dass Jeffrey sie von ihr hören wollte, aber sie war zu verstört, um sich darauf zu konzentrieren. Sie hatte nur eins im Sinn: so schnell wie möglich aus diesem Trailer zu verschwinden und von Teddy Patterson wegzukommen. Obwohl seine Frau nur einen Meter entfernt saß und Jeffrey direkt neben ihr, hatte Lena Angst. Mehr noch – sie fühlte sich bedroht.

Lena versuchte, sich von ihrer Klaustrophobie abzulenken. Sie blickte hinüber in die Küche, die zwar geräumig war, aber auch nicht groß. Sie war mit Erdbeermuster tapeziert, und auf dem Küchentisch stand sogar eine Uhr im Erdbeerdesign.

Grace räusperte sich. Sie nahm den Faden wieder auf und sagte: «Mark steckt seit kurzem in einer schlechten Phase. In der Schule hat er ständig Ärger.»

«Tut mir Leid, das hören zu müssen, Mrs. Patterson», sagte Jeffrey. Er setzte sich auf, wahrscheinlich um eine Verbindung mit ihr zu schaffen. «Und was ist mit Lacey?» «Lacey hat noch kein einziges Mal Ärger gemacht, seit sie auf der Welt ist», behauptete Grace. «Und das ist, bei Gott, die Wahrheit. Das Kind ist ein Engel.»

Jeffrey schmunzelte, und Lena ahnte, was er dachte. Gewöhnlich waren es gerade die Engel, die die grässlichsten Verbrechen begingen. «Geht sie schon mit Jungen?»

«Sie ist dreizehn», erwiderte Grace, als sei das Antwort genug. «Wir dulden nicht einmal, dass Jungen ins Haus kommen.»

«Und sie könnte sich nicht heimlich mit jemandem treffen?»

«Ich wüsste nicht, wie», antwortete Grace. «Sie kommt jeden Tag gleich nach der Schule heim, wie es sich gehört. Wenn sie mal ausgeht, dann immer mit Freundinnen, und sie kommt nie später zurück als ausgemacht.»

Lena spürte, dass Jeffrey Blickkontakt suchte, aber sie reagierte nicht.

«Wann muss sie denn zu Hause sein?»

«Wenn sie am nächsten Tag in die Schule muss, lassen wir sie natürlich gar nicht ausgehen. Freitags und sonnabends, neun Uhr.»

«Übernachtet sie manchmal woanders?»

Grace sah ihn an, als sei ihr eben erst klar geworden, dass hinter Jeffreys Interesse an Lacey mehr steckte, als sie ursprünglich angenommen hatte. Der Blick ähnelte sehr demjenigen, mit dem Dottie Weaver ein paar Stunden zuvor Lena bedacht hatte, aber Grace Patterson wirkte weit aus bedrohlicher als Dottie Weaver.

Sie fragte herausfordernd: «Warum stellen Sie so viele Fragen zu meiner Tochter? Es war Mark, auf den die Kleine ihre Waffe gerichtet hat.»

Jeffrey sagte: «Dottie hat uns erzählt, dass Lacey und Jenny Freundinnen waren.»

«Nun ja ...», fing sie an, noch immer zögernd, da sie offenbar versuchen wollte, Jeffreys Fragen einen Schritt voraus zu sein. Aber schließlich sagte sie: «Ja, die waren befreundet. Dann muss irgendwas passiert sein, und plötzlich war Schluss.» Sie zuckte die Achseln. «Das ist jetzt ein paar Monate her. Wir haben Jenny hier eine ganze Weile nicht mehr gesehen, und ich weiß auch, dass Lacey sie nicht mehr besucht hat.»

«Hat sie Ihnen den Grund dafür genannt?»

«Ich nahm an, dass es sich um einen albernem kleinen Streit handelte.»

«Aber gefragt haben Sie nicht?»

Grace zuckte wieder die Achseln. «Sie ist meine Tochter, Chief Tolliver, und nicht meine beste Freundin. Kleine Mädchen haben ihre Geheimnisse. Da können Sie Ihre Ex-frau fragen.»

Er nickte nur. «Sara hat gesagt, Lacey sei ein tolles Mädchen. Sehr gescheit.»

«Das ist sie», stimmte Grace zu und schien erfreut darüber, dass man ihre Tochter so lobte. «Aber es geht mich nichts an, wenn sie es nicht erzählen will.»

«Vielleicht hätte sie nichts dagegen, mit jemand anders darüber zu reden?»

«Was meinen Sie?»

«Hätten Sie etwas dagegen, wenn ich mit ihr sprechen würde?»

Wieder ein indignierter Blick von Grace. «Sie ist noch minderjährig. Wenn Sie keinen triftigen Grund vorzuweisen haben, dürfen Sie ohne meine Erlaubnis nicht mit ihr sprechen. Hab ich Recht?»

«Wir wollen Ihre Tochter doch nicht als Verdächtige verhören, Mrs. Patterson. Wir möchten nur herausfinden, in welcher seelischen Verfassung Jenny Weaver sich befand. Und dafür brauchen wir Ihre Einwilligung nicht.»

«Aber ich habe Ihnen doch gerade gesagt, dass Lacey und Jenny schon eine ganz Weile nicht mehr befreundet waren – so etwa seit Weihnachten nicht mehr. Sie würde also gar nichts dazu sagen können.» Grace lächelte höflich, aber kühl. «Ich will nicht, dass meine Tochter verhört wird, Chief Tolliver.» Sie hielt inne. «Weder von Ihnen noch von Dr. Linton.»

«Sie wird doch gar nicht verdächtigt, etwas Unrechtes getan zu haben.»

«Ich will, dass es dabei bleibt», sagte sie. «Muss ich in der Schule anrufen und dort ansagen, dass sie mit niemandem reden darf, es sei denn, entweder ihr Vater oder ich befinden uns im selben Raum?»

Jeffrey schwieg und dachte vermutlich, dass sie verdammt gut über ihre Rechte informiert war. Schulen verhielten sich den Gesetzeshütern gegenüber in der Regel stets kooperativ, und da die Verwaltungsbeamten der Schule an Stelle der Eltern fungierten, wenn die Kinder sich auf dem Schulgelände befanden, konnten sie Vernehmungen durchaus erlauben.

Jeffrey sagte: «Das ist nicht notwendig.»

«Habe ich darauf Ihr Wort?»

«Ja», sagte Jeffrey mit einem knappen Nicken, und Lena hörte die Enttäuschung in seiner Stimme.

«Trotzdem möchten wir uns gerne mit ihr unterhalten», fügte er hinzu. «Und Sie dürfen herzlich gerne dabei sein.»

«Darüber muss ich erst mit Teddy sprechen», sagte sie, «aber wir wissen doch beide, was er sagen wird.» Sie brachte beinahe ein Lächeln zustande, das die Feindseligkeit beendete. «Sie wissen doch, wie es ist mit Vätern und ihren kleinen Mädchen.»

Jeffrey seufzte und nickte wieder. Lena war klar, dass Teddy Patterson eher ins Sonntagskleid seiner Frau schlüpfen würde, als zu erlauben, dass seine Tochter mit einem Cop redete. Knackis lernten früh, der Polizei zu misstrauen, und obwohl er schon seit einiger Zeit aus dem Gefängnis raus war, schien Teddy das beibehalten zu haben.

Man musste es Jeffrey hoch anrechnen, dass er noch nicht kapitulierte. Er fragte: «Sie war in letzter Zeit nicht krank, oder?»

«Lacey?», fragte Grace ganz offensichtlich überrascht. «Natürlich nicht. Fragen Sie Dr. Linton, wenn Sie

wollen.» Betroffen legte sie die Hand auf die Brust. «Ich bin die Einzige in der Familie, die je etwas hatte.»

«Sie ging in die Kirche, Ihre Lacey?»

«Ja», sagte Grace. Sie lächelte wieder, und Lena sah, dass ihre Zähne leicht grau waren. «Mark auch. Eine Zeit lang jedenfalls.» Sie hielt inne und sah zum Kamin. Lena dachte, sie würde das Gemälde betrachten, aber dann entdeckte sie die Familienbilder auf dem Kaminsims, Schnappschüsse, wie sie bei jeder Familie stehen: Kinder und Eltern am Strand, in einem Vergnügungspark, beim Zelten im Wald. Die Grace Patterson auf diesen Fotos war etwas fülliger und sah nicht so eingefallen aus. Die Kinder waren noch jünger. Der Junge, bei dem es sich um Mark handeln musste, war ungefähr zehn oder elf Jahre alt, seine Schwester etwa acht. Allem Anschein nach eine glückliche Familie. Sogar Teddy Patterson schenkte auf den wenigen Fotos, die ihn zeigten, der Kamera ein Lächeln.

«Und sie gingen zu den Baptisten?», fragte Jeffrey.

«Crescent Baptist», antwortete Grace, und zum ersten Mal klang ihre Stimme lebhaft. «Mark schien dort eine Zeit lang sehr glücklich zu sein. Als würde ein Teil seiner nervösen Energie endlich in die richtigen Bahnen gelenkt. Sogar seine Schulleistungen verbesserten sich.»

«Und dann?»

«Und dann ...» Sie schüttelte langsam den Kopf und schien in sich zusammenzusacken. «Ich weiß nicht. Um die Weihnachtszeit wurde es dann wieder schlimm mit ihm.»

«Weihnachten vergangenes Jahr?», fragte Jeffrey.

«Ja», sagte sie. «Ich weiß wirklich nicht, was passiert ist, aber plötzlich war die Wut wieder da. Er schien so ...» Wieder brach sie ab. «Wir haben versucht, ihn zur Beratung zu schicken, aber er ist einfach nicht erschienen: Wir konnten ihn nicht zwingen, obwohl» – sie sah den

Flur hinunter, als wolle sie nachprüfen, ob sie auch allein waren – «sein Vater es versuchte. Teddy findet, dass die Menschen so sein sollten wie er. Das heißt die Jungen. Oder Männer, sollte ich wohl lieber sagen. Er hat recht strenge Ansichten darüber, was für einen Mann akzeptabel ist.»

«Zu Weihnachten gab es eine Kirchenfreizeit. War Mark mit dabei?»

«Nein.» Sie schüttelte den Kopf. «Das war ungefähr die Zeit, als er immer aufsässiger wurde. Er bekam Stubenarrest, und sein Vater gestattete nicht, dass er mitfuhr.»

«Aber Lacey durfte mit.»

«Ja.» Sie lächelte. «Sie war noch nie Skilaufen gewesen. Es hat ihr sehr gefallen.»

Sie verstummten, und Grace Patterson zupfte sich nicht vorhandene Fusseln vom Kleid. Offenbar wollte sie noch etwas sagen.

«Ich bin sehr krank», sagte sie mit leiser Stimme. «Meine Ärzte machen mir kaum noch Hoffnung.»

«Das tut mir sehr Leid», sagte Jeffrey, und das schien er ehrlich zu meinen.

«Brustkrebs», sagte Grace und legte die Hand auf die Brust. Lena fiel erst jetzt auf, dass der Oberkörper der Frau unter ihrer Bluse völlig flach war. «Lacey wird damit fertig werden. Sie landet immer auf den Füßen. Ich mag mir aber gar nicht vorstellen, was aus Mark werden soll, wenn ich mal nicht mehr bin. Trotz all seines Gehabes ist er doch ein lieber Junge.»

«Ich glaube bestimmt, dass er's schafft», versicherte ihr Jeffrey, aber in Lenas Ohren klang er nicht sehr überzeugend. Es musste schon ein Wunder geschehen, damit Jungs wie Mark sich änderten.

Grace ließ sich erst recht nicht täuschen. Sie lachte leise und wissend. «Oh, ich bin nicht dumm, Chief Tolliver, aber ich danke Ihnen trotzdem.»

Teddy Pattersons Schritte klangen schwer auf dem Flur, und der ganze Trailer schwankte leicht unter seinem Gewicht, als er den Raum betrat. Sein Sohn folgte ihm, das totale Gegenstück zu seinem Vater. Patterson packte den Jungen am Arm und zerrte ihn in Richtung Wohnzimmer.

Lenas erster Eindruck von Mark Patterson war, dass er unglaublich gut aussah. Am Abend zuvor hatte sie ihm nicht viel Aufmerksamkeit geschenkt, weil so viel auf einmal geschehen war. Hier im Trailer nahm sie sich Zeit, ihn genauer zu betrachten. Mark hatte das dunkelblonde Haar seiner Mutter, seines war aber voller und ein wenig kürzer. Seine Wimpern waren länger, als sie je welche bei einem Mann gesehen hatte, seine Augen stechend blau. Wie die meisten sechzehnjährigen Jungen hatte er einen Bartansatz am Kinn und die ersten Konturen eines Schnurrbarts über seinen vollen Lippen.

Lena fiel auf, wie er sein Haar hinter die Ohren strich. Sie musste sich eingestehen, dass diese Geste etwas Erotisches hatte. Und auch die Art, wie er ging und die Schultern hielt, gab ihm etwas Sinnliches. Seine verwaschenen Jeans hingen ziemlich tief auf den schmalen Hüften, und das enge weiße T-Shirt, das er trug, war ein kleines Stück nach oben gerutscht, sodass man die Konturen seiner Bauchmuskeln sah.

Aber trotz alledem hatte er auch etwas Geschlechtsloses. Mark Patterson war ein sechzehnjähriges Kind, kurz davor, ein Mann zu werden. Auf die androgyne Weise, die jetzt bei Teenagern so beliebt war, wirkte er jungenhaft. Als Lena zur High School ging, hatten die Jungen noch alles Mögliche angestellt, um männlicher zu wirken. Heutzutage gefiel es ihnen, die Geschlechterrollen zu verwischen.

«Hier ist er», bellte Patterson und stieß Mark mitten ins Zimmer. Der Mann wirkte noch wütender als vorher, und er hatte die Fäuste fest geballt, als würde er seinen Sohn

am liebsten verdreschen. Irgendwie erinnerte Patterson Lena an Hank. Die Grobheit, mit der er Mark herumstieß, und sein böser Ton hätten von Hank vor zwanzig Jahren kommen können.

«Wir fahren jetzt mal los», forderte Patterson seine Frau auf. «Holen deine Pillen aus der Apotheke.»

«Teddy», sagte Grace. Sein Name blieb ihr fast im Hals stecken. Aber auch Lena fragte sich, wie ein Mann mit geradezu angeborenem Misstrauen gegenüber der Polizei seinen einzigen Sohn mit zwei Bullen allein zurücklassen konnte. Von Gesetzes wegen hätte Teddy nämlich bei der Vernehmung anwesend sein dürfen. Da überließ er doch tatsächlich seinen Sohn Mark dem eigenen Schicksal.

Das wollte Jeffrey sich offenbar zunutze machen. «Mr. Patterson», begann er. «Haben Sie etwas dagegen, wenn wir für morgen einen Termin vereinbaren, um Mark eine Blutprobe zu entnehmen?»

Pattersons Augenbrauen wanderten in die Höhe, doch er nickte. «Sagen Sie nur, wann er kommen soll, und er wird da sein.»

Grace sagte: «Teddy.»

«Fahren wir», befahl Patterson seiner Frau. «Die Apotheke macht gleich zu.»

Egal wie viel Macht Grace vielleicht über ihren Mann hatte, so hatte sie doch gelernt, wann sie diese Macht tunlichst nicht einsetzte. Sie stand auf und reichte zuerst Jeffrey, dann Lena die Hand. Grace hatte die ganze Zeit über kein Wort mit Lena gewechselt, aber sie hielt deren Hand länger fest, als es einer höflichen Verabschiedung entsprach.

«Geben Sie auf sich Acht», mahnte sie Lena.

Bevor sie ihrem Mann nach draußen folgte, blieb Grace vor ihrem Sohn stehen und gab ihm einen Kuss auf die Wange. Sie war ein paar Zentimeter kleiner als er und musste sich dazu auf die Zehenspitzen stellen.

«Wiedersehen», sagte Grace zu ihm und tätschelte seine Schulter.

Mark sah ihr nach und berührte die Wange, auf die seine Mutter ihn geküsst hatte. Dann betrachtete er seine Finger, als sei der Kuss darauf zu sehen.

«Mark?», sagte Jeffrey, und der Junge reagierte.

«Sir?», sagte er, das Wort in die Länge ziehend. Er war zu schlaksig, um still stehen zu können, sodass er ein wenig schwankte.

«Bist du stoned?»

«Ja, Sir», antwortete er und stützte sich sicherheitshalber auf eine Stuhllehne. Lena fiel der große goldene Schulring an seinem Finger auf. Der rote Stein reflektierte das Licht, und sie vermutete, dass der Ring mit seinen Initialen verziert war. «Stecken Sie mich jetzt ins Gefängnis?»

«Nein», sagte Jeffrey. «Ich möchte mit dir darüber sprechen, was gestern Abend geschehen ist.»

«Was gestern Abend geschehen ist», wiederholte er nuschelnd. «Ich möchte mich bei Ihnen bedanken, dass Sie die Richtige erschossen haben.»

Jeffrey zog sein Notizbuch hervor und öffnete es bei einer leeren Seite. Lena sah zu, wie er seinen Stift nahm und Marks Namen oben auf die Seite schrieb. Dabei fragte er: «Hab ich das?»

Mark grinste träge. Er ging um den Stuhl herum und setzte sich. Dabei blies er Luft zwischen den Lippen hinaus. Sogar das hatte etwas Sexuelles, und statt abgestoßen zu sein, wie Lena eigentlich erwartet hätte, war sie eher fasziniert. Sie war noch keinem erwachsenen Mann begegnet, der sich so wohl in seiner Haut zu fühlen schien, geschweige denn einem Teenager.

Jeffrey fuhr gleich schweres Geschütz auf. «Bist du der Vater des Babys von gestern Abend?»

Mark hob seine Augenbrauen auf dieselbe Weise wie vorhin sein Vater. «Nein», sagte er lässig.

Jeffrey versuchte es anders: «War deine Schwester gestern Abend mit dir zusammen?»

«Nee, Mann», antwortete Mark. «Meine Mum, wissen Sie. Der geht es nicht so toll. Lacey blieb deswegen zu Hause.» Achselzuckend fuhr er fort: «Sie bittet nicht so oft darum, versteh'n Sie? Meine Mum hält uns lieber fern von der Tatsache, dass sie am Abkratzen ist.»

Er schluckte, drehte den Kopf zur Seite und sah aus dem Fenster. Sein Ringen um Fassung war offenbar erfolgreich gewesen, denn als er Jeffrey wieder anschaute, war auch das Grinsen zurückgekehrt. Es war nicht nur sein Aussehen, es war etwas Besonderes an dem Jungen. Ein Schatten schien auf ihm zu liegen, und das nicht nur wegen der Ereignisse des Abends zuvor. Er hatte die Ausstrahlung eines Menschen, der beschädigt worden war, und das kannte Lena. Er wirkte zerbrechlich, aber gleichzeitig auch leicht gefährlich. Keineswegs so bedrohlich wie sein Vater. Wenn überhaupt, schien Mark Patterson höchstens für sich selbst eine Gefahr zu sein.

Zum ersten Mal, seit sie im Trailer waren, fand Lena ihre Stimme wieder. «Magst du deine Schwester?», fragte sie.

«Sie ist eine Heilige», sagte Mark und drehte den Ring an seinem Finger. «Daddys kleines Mädchen.»

«Ging es ihr in letzter Zeit denn gut?», fragte Lena. «Sie war doch nicht krank, oder?»

Mark starrte Lena unverhohlen an. Aber es lag nichts Feindseliges in seinem Blick. Er schien nur neugierig auf sie zu sein. Er sagte: «Heute Morgen schien sie gut drauf zu sein. Sie müssen sie schon selbst fragen.»

«Warum war Jenny Weaver so wütend auf dich?»

Er hob die Schultern, hielt sie einen Moment so und ließ sie dann fallen. Lena schaute zu, wie er sein T-Shirt hochschob und sich gedankenverloren über den flachen Bauch strich. «Wissen Sie, auf mich sind viele Mädchen wütend.»

Jeffrey fragte: «Hattest du dich mit ihr eingelassen?»
«Was, etwa eine Beziehung?» Er schüttelte langsam den Kopf. «Nee. Ich hab sie ein paar Mal flachgelegt, aber es war nichts Ernstes.» Er hob die Hand, um die nächste Frage abzuwehren. «Das hat sich abgespielt, als ich fünfzehn war.»

Lena informierte ihn: «Es muss eine Altersdifferenz von mindestens fünf Jahren bestehen, damit es Unzucht mit Minderjährigen sein kann.»

Jeffrey rutschte auf der Couch hin und her, offenbar gar nicht angetan davon, dass Lena Mark diese Information geliefert hatte. Er hätte diese Drohung gebrauchen können, um Mark unter Druck zu setzen. Jetzt musste er sich etwas anderes einfallen lassen.

Er fragte: «Wann hattest du das letzte Mal Sex mit ihr?»

«Weißichnich», sagte Mark, der immer noch seinen Bauch streichelte. Auf der Haut zwischen Daumen und Zeigefinger hatte er eine kleine Tätowierung. Lena erkannte ein schwarzes Herz mit einem umgekehrten weißen Herz im Zentrum. Mark hatte sie sich offenbar selbst gemacht, denn das Symbol sah so stümperhaft aus wie die Kugelschreibertätowierungen, die sein Vater aus dem Knast mitgebracht hatte.

«Hattest du oft Sex mit ihr?», fragte Lena.

Achselzuckend sagte Mark: «Ziemlich oft.» Jetzt zupfte er an dem schmalen Haarstreifen zwischen Bauchnabel und Schamhaar. Dabei sah er Lena provozierend an. Sie wiederum schaute zu Jeffrey, denn sie fragte sich, was er von Marks Benehmen hielt. Aber Jeffrey sah gar nicht hin, sondern zeichnete die Tätowierung in sein Notizbuch.

«Na», sagte er, als er das schwarze Herz ausmalte. «Dann schätz doch mal.»

«Vielleicht vor einem Jahr oder so?», bot Mark an. «Sie wollte es, Mann. Sie hat mich angebettelt.»

Jeffrey stellte seine Zeichnung fertig und blickte auf. «Hier geht es nicht darum, dich wegen Vergewaltigung dranzukriegen, Mark. Und wenn du die Ziegen auf eurem Hinterhof bumst, das ist mir völlig egal. Du weißt, worum es hier geht.»

«Es geht darum, dass sie mich abknallen wollte», sagte er. «Und warum.»

«Genau», sagte Lena. «Wir wollen der Sache auf den Grund gehen, Mark. Es geht hier um Jenny und was für einen Grund sie hatte zu tun, was sie getan hat.»

Mark grinste Lena träge an. «Mensch, Detective, Sie sind richtig hübsch.»

Lena war peinlich berührt und fragte sich, was für Signale sie dem Jungen gegeben haben mochte. Sex war das Letzte, was sie im Sinn hatte, und sie fand Mark auch eher perfekt als attraktiv. Sein Aussehen war das eines Filmstars. Er war einfach zu schön, um wahr zu sein. Er erweckte dasselbe Interesse in ihr wie ein schönes Gemälde oder eine edle Skulptur.

«Du siehst auch nicht gerade schlecht aus, Mark», konterte sie mit schneidender Stimme. Teddy Patterson konnte vielleicht ein mieses Spiel mit ihr treiben, aber dieses frühreife Bürschchen bestimmt nicht. «Deswegen wundere ich mich ja auch wegen Jenny. Sie war ja nicht gerade von der Sorte, die zur Schönheitskönigin gewählt wird. Konntest du dir nicht was Heißeres angeln?»

Ihre Worte trafen ihn exakt dort, wo sie ihn hatte treffen wollen, nämlich in seinem Ego.

«Glauben Sie mir, Detective, ich hatte schon 'ne ganze Menge, die viel besser waren.»

«Tatsächlich?», fragte sie. «Und Jenny hast du also aus reiner Nächstenliebe gebumst?»

«Ich hab ihr ab und zu erlaubt, mir einen zu blasen», sagte er. Seine Finger wanderten noch weiter den Bauch hinunter, und dabei ließ er Lena nicht aus den Augen, weil

er offenbar wissen wollte, wie sie darauf reagieren würde, dass er sich berührte. Lena begriff. Wenn jemand so attraktiv war, setzte er sein gutes Aussehen gezielt ein.

Kein Wunder, dass sein Vater, ein Mann mit der physischen Präsenz eines Güterzugs, seinen Sohn so verabscheute.

Plötzlich tat er ihr Leid. Nervös rutschte Lena auf der Couch herum. Sie hatte sich so lange selbst bemitleidet, dass sie einen Moment lang nicht wusste, wie sie mit diesem neuen Gefühl umgehen sollte.

Mark sagte: «Sie hatte da so einen Trick mit der Zunge, als ob sie an einem Lutscher saugte. Keine Zähne. Echt toll.»

Lena spürte, wie ihr Herz raste, und zwang sich, nicht auf seine Worte zu reagieren. Wahrscheinlich hatte der Junge keine Ahnung, wer sie war oder was ihr angetan worden war.

Sie spürte, dass Jeffrey eingreifen wollte, und um ihn daran zu hindern, sagte sie laut, was ihr als Erstes in den Sinn kam. «Du hast dir also von ihr immer mal einen blasen lassen», sagte sie gewollt schnoddrig. Trotzdem presste sie die Zunge fest gegen die Innenseite ihrer provisorischen Zähne, während sie auf die Antwort wartete.

Er grinste und sah sie durchdringend an. In seinen blauen Augen tanzte der Schalk. «Stimmt.»

«Hier? In diesem Haus?»

Mark lachte glucksend. «Gleich hinten im Flur.»

«Während deine Mama zu Hause war?»

Er hielt inne, anscheinend eher ängstlich als wütend.

«Lassen Sie meine Mum aus dem Spiel.»

Lena lächelte. «Können wir aber nicht, Mark, denn du hast dich jetzt eben selbst reingelegt. Du würdest so etwas doch nicht im Haus deiner Mutter tun?»

Er verzog den Mund und überlegte sich die Sache anscheinend genauer. «Vielleicht haben wir es auch bei ihr zu Hause getrieben, vielleicht auch im Auto.»

«Du bist also mit Jenny ausgegangen. Hast dich mit ihr getroffen?»

«Scheiße, nein», entgegnete er scharf. «Manchmal sind wir zusammen mit meiner Schwester rumgefahren.» Er zuckte die Achseln, und erfreulicherweise ließ er auch seine Hand ruhen. «Ins Einkaufszentrum, ins Kino. Mal dies und das eben.»

«Und da hast du es dir auch von ihr besorgen lassen? Bei diesen Ausflügen?»

Mit einem Achselzucken bejahte er es.

«Und deine Schwester war wo? Auf dem Vordersitz?»

Mark wurde blass. Er schien ständig zwischen Kind, Teenager und Mann zu schwanken. Wenn jemand sie gefragt hätte, wie alt Mark Patterson war, hätte sie ihn irgendwo zwischen zehn und zwanzig geschätzt.

Lena räusperte sich und fragte dann: «Wo war Lacey, wenn du es dir von Jenny hast besorgen lassen, Mark?»

Mark starrte auf die Blumen, die auf dem Couchtisch standen. Er schwieg scheinbar endlos lange. Schließlich eröffnete er ihnen: «Wir haben uns in der Kirche getroffen.»

«Du hattest in der Kirche Sex mit ihr», sagte Lena, und es war keine Frage.

«Im Keller», sagte er ihnen. «Auf die Fenster achtet keiner. Wir haben uns zu Hause rausgeschlichen.»

«Das klingt ziemlich ausgeklügelt», sagte Lena. «Was soll denn das heißen?»

Lena überlegte, wie sie ihm am besten antworten sollte. «Es hat sich nicht einfach ergeben, Mark. Verstehst du, was ich meine?»

«Ich bin ja nicht blöd.»

«Sie mal mitzunehmen ins Einkaufscenter, zusammen mit deiner Schwester ...» Lena machte eine Pause, um sicherzugehen, dass er ihr auch zuhörte. «So was klingt für mich nach einer spontanen Handlung. Sie war da, du warst da, und da ist es eben einfach so passiert.»

«Genau», sagte er. «So ist es gewesen.»

«Aber in der Kirche», entgegnete Lena. «In der Kirche, das erscheint mir schon vorsätzlicher. Das waren keine plötzlichen Gelegenheiten, sondern geplante Treffen.»

Mark nickte, bremste sich aber sofort. Er sagte: «Also?»

«Also», nahm Lena den Faden auf, «wenn es nur eine Gelegenheitsbeziehung war, wieso dann diese sorgfältig arrangierten Treffen spätabends?»

Mark wandte den Kopf etwas zur Seite und sah aus dem Fenster. Offenbar überlegte er, was er auf diese Frage antworten sollte, aber es fiel ihm nichts ein.

Lena sagte: «Sie ist tot, Mark.»

«Das weiß ich», flüsterte er. Sein Blick huschte zu Jeffrey, aber dann sah er gleich wieder zu Boden. «Ich hab's ja selbst gesehen.»

«Willst du über sie sprechen, als ob sie eine Nutte war?», fragte ihn Lena. «Willst du sie wirklich so in den Dreck ziehen?»

Marks Kehlkopf hüpfte, als er wiederholt schluckte. Nach ein paar Minuten murmelte er etwas, das sie nicht verstand.

«Was?», fragte sie.

«Sie war nicht übel», sagte er und sah aus dem Augenwinkel zu Lena. Eine Träne lief ihm übers Gesicht, und er sah wieder hinüber zum Fenster. «Okay?»

Lena nickte. «Okay.»

«Sie hat mir immer zugehört», fing er an. Seine Stimme war so leise, dass Lena sich anstrengen musste, um ihn zu verstehen. «Sie war klug, verstehen Sie? Sie las und so, und sie half mir manchmal mit der Schule.»

Lena lehnte sich auf der Couch zurück und ließ ihn weiterreden.

«Die Leute denken Sachen über mich», sagte er, sein Tonfall fast freundlich. «Sie denken, sie wissen Bescheid, aber vielleicht bin ich ja nicht so. Vielleicht steckt mehr in mir. Vielleicht bin ich ein Mensch.»

«Natürlich bist du das», versicherte ihm Lena, die dabei dachte, dass sie Mark wahrscheinlich besser verstand, als er ahnen konnte. Wann immer sie sich in der Öffentlichkeit bewegte, hatte Lena das Gefühl, die Person, die sie wirklich war, sei ausradiert worden. Sie war dann einzig und allein die junge Frau, die man vergewaltigt hatte. Manchmal fragte sich Lena, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn sie gestorben wäre. Wenigstens würden die Leute sie dann nicht mehr nur als das Vergewaltigungsopfer sehen.

Mark strich über seinen Bartansatz und holte Lena in die Vernehmung zurück. Er sagte: «Es gibt da Sachen, die ich gemacht hab, ja? Die ich vielleicht gar nicht machen wollte und sie vielleicht auch nicht ...» Er schüttelte den Kopf, die Augen fest zusammengekniffen. «Manche Sachen, die sie gemacht hat ...» Seine Stimme verlor sich. «Ich weiß, sie war dick. Aber sie war mehr als das.»

«Was war sie, Mark?»

Er trommelte auf der Stuhllehne. Als er sprach, schien er die Kontrolle zurückgewonnen zu haben. «Sie hat mir zugehört. Wegen meiner Mum, verstehen Sie?» Er lachte traurig. «Zum Beispiel, als meine Mum uns gesagt hat, dass sie diesmal die beschissene Chemo nicht mitmachen würde, sondern lieber endlich sterben möchte. Jenny hat das verstanden.» Er fand einen losen Faden an der Stuhllehne und zupfte so lange daran, bis er ihn herausgezogen hatte. Mark war so auf den Faden konzentriert, dass Lena sich fragte, ob er ihre und Jeffreys Anwesenheit vergessen hatte.

Lena warf einen Blick auf Jeffrey. Auch er hatte sich auf der Couch zurückgelehnt. Sie beide sahen jetzt Mark an und warteten darauf, dass er weiterredete.

«Sie hat mir auch Nachhilfe gegeben, manchmal», sagte er und drehte wieder an seinem Ring. «Sie war jünger als ich, aber sie wusste viel. Sie hat gerne gelesen.» Er lächelte, als sei eine Erinnerung aus weiter Ferne wiedergekehrt. Mit dem Handrücken rieb er sich unter der Nase.

«Dann freundete sie sich mit Lacey an. Sie hatten wohl viel gemeinsam. Sie war so lieb zu mir.» Er schüttelte den Kopf, als wolle er ihn frei bekommen. «Ich mochte sie einfach, weil sie so nett zu mir war.» Seine Lippen bebten. Er begann: «Als Mama krank wurde ...» Wieder verstummte er. «Wir dachten, sie hätte es überstanden. Und dann ging es wieder los, rein ins Krankenhaus, raus aus dem Krankenhaus, und die ganze Zeit ging es ihr dreckig, so dreckig, dass sie manchmal gar nicht mehr gehen konnte. So dreckig, dass Daddy sie stützen musste, damit sie mal duschen konnte.» Er hielt inne. «Und dann sagte sie, sie würde das nicht mehr mitmachen, könnte die Chemo nicht mehr ertragen, könnte es nicht mehr aushalten, sich immerzu krank zu fühlen. Sagte, wir sollten sie nicht mehr in dem Zustand sehen müssen, aber wie meinte sie denn, dass wir sie sehen sollten, Mann? Tot?»

Mark legte die Hände vor die Augen. «Jenny war einfach da, verstehen Sie? Sie war eben für mich da, nicht für jemand anders ...» Er hielt inne. «Sie war so lieb, und sie interessierte sich für mich, und sie redete mit mir, und sie kapierte, was ich durchmachte, klar? Ihr ging es nicht darum, Cheerleader zu sein oder meinen Schulring zu tragen. Ihr ging es nur darum, für mich da zu sein.» Er ließ die Hände sinken und sah Lena in die Augen. «Es ging ihr nicht um Lacey oder um Dad. Sie hielt mich für gut. Sie

fand, dass ich etwas wert war.» Er ließ den Kopf in die Hände sinken und weinte.

Auf einmal registrierte Lena die Uhr an der Wand. Sie tickte so laut, dass es in den Ohren wehtat. Jeffrey saß völlig regungslos und stumm neben ihr. Er verstand sich darauf, sich völlig im Hintergrund zu halten und die Initiative ganz und gar ihr zu überlassen. Es war wie früher, Lena an der Seite von Jeffrey. Das war die Lena, die genau wusste, wie sie ihren Job anpacken musste, die Lena, die die Lage im Griff hatte. Sie atmete tief durch, zog die Schultern hoch, bis die Lungen sich mit Luft gefüllt hatten. In diesem Augenblick, in diesem Raum war sie wieder sie selbst. Zum ersten Mal seit Monaten war sie wieder Lena.

Sie ließ eine ganze Minute verstreichen, bevor sie fragte: «Erzähl mir, was geschehen ist.»

Er schüttelte den Kopf. «Es ist zu schlimm», sagte er. «Zu schlimm schief gelaufen.» Er beugte sich vor, bis sein Brustkorb fast die Knie berührte, das Gesicht vor Schmerz verzerrt, als habe ihn jemand getreten. Dann bedeckte er wieder das Gesicht mit den Händen und schluchzte.

Bevor ihr klar wurde, was sie tat, kniete Lena schon auf dem Fußboden neben dem Jungen und hielt seine Hand. Tröstend strich sie ihm über den Rücken. «Alles in Ordnung», beruhigte sie ihn.

«Ich liebe sie», flüsterte er. «Auch nach dem, was sie getan hat, liebe ich sie noch immer.»

«Ich weiß», sagte Lena und rieb ihm den Rücken.

«Sie war wütend auf mich», sagte Mark, noch immer schluchzend. Lena zog ein Kleenex aus der Schachtel und gab es ihm. Er putzte sich die Nase und flüsterte: «Ich hab ihr doch gesagt, dass wir aufhören müssen.»

«Warum musstet ihr aufhören?», flüsterte Lena zurück.

«Ich hätte nie gedacht, dass sie mich brauchen würde, verstehen Sie? Ich dachte, sie wäre stärker als ich. Stärker

als alle anderen.» Seine Stimme versagte. «Aber das war sie nicht.»

Lena streichelte ihm den Nacken, versuchte, ihn zu beruhigen. «Was ist passiert, Mark? Warum hat sie dich so gehasst?»

«Sie glauben, dass sie mich hasst?», fragte er und suchte die Antwort in ihren Augen. «Sie glauben wirklich, dass sie mich hasst?»

«Nein, Mark», sagte Lena und schob ihm die Haartolle aus dem Gesicht. Er war in die Gegenwartsform gewechselt, wie es viele Menschen tun, wenn sie nicht akzeptieren können, dass eine geliebte Person gestorben ist. Lena hatte festgestellt, dass sie häufig dasselbe tat, wenn sie von Sibyl sprach. «Natürlich hasst sie dich nicht.»

«Ich hab ihr doch gesagt, dass ich es nicht mehr machen würde.»

«Was?»

Er schüttelte abweisend den Kopf. «Es ist alles so sinnlos», sagte er und schüttelte weiter den Kopf.

«Was soll sinnlos sein?», fragte Lena. Sie wollte ihn dazu bringen, sie anzusehen. Das tat er auch, und einen erschreckenden Moment lang dachte sie, er würde versuchen sie zu küssen. Schnell setzte sie sich zurück auf die Fersen und hielt sich an der Stuhllehne fest, um nicht zu fallen. Mark musste wohl ihre erschreckte Miene gesehen haben, denn er wandte sich von ihr ab und nahm sich noch ein Papiertaschentuch. Während er sich die Nase putzte, schaute er zu Jeffrey hinüber. Lena sah keinen von beiden an. Ihr ging nur durch den Kopf, dass sie eine Grenze überschritten hatte, aber was für eine Grenze und wo sie gezogen war – sie hatte keine Ahnung.

Mark sprach mit Jeffrey, und seine Stimme klang wieder selbstbewusster. Das Kind, das gerade noch zusammengebrochen war, existierte nicht mehr. Der trotzig-

Teenager war wieder zum Vorschein gekommen. «Noch was?»

«Jenny hat gerne gelernt?», fragte Jeffrey.

Mark zuckte die Achseln.

Lena sagte: «Hat sie sich für andere Kulturen interessiert oder für andere Religionen?»

«Weswegen sollte sie wohl?», antwortete Mark zornig.

«Wir wären doch eh nie aus dieser Scheißstadt rausgekommen.»

«Das heißt also nein?», sagte Lena.

Mark schürzte die Lippen, fast als wolle er ihr einen Kuss zuwerfen, und sagte: «Heißt es.»

Jeffrey verschränkte die Arme vor der Brust und übernahm wieder. «So um Weihnachten herum hast du die Freundschaft mit Jenny beendet. Warum?»

«Hatte sie satt», erwiderte er achselzuckend.

«Mit wem sonst verbrachte Jenny ihre Zeit?»

«Mit mir», sagte Mark. «Mit Lacey. Das war's.»

«Andere Freunde hatte sie nicht?»

«Nein», antwortete Mark. «Und wir waren eigentlich keine richtigen Freunde.» Er lachte leise. «Sie war wohl ganz allein. Ist das nicht traurig, Chief Tolliver?» Jeffrey starrte Mark an, ohne zu antworten.

«Wenn Sie keine Fragen mehr haben», fing Mark an, «dann möchte ich gern, dass Sie jetzt gehen.»

«Kennst du Dr. Linton?», fragte Jeffrey.

Er hob die Schultern. «Klar.»

«Ich will, dass du morgen früh um zehn in der Kinderklinik erscheinst, um deine Blutprobe abzugeben.» Jeffrey deutete mit dem Finger auf Mark. «Und wehe, ich muss dich holen kommen!»

Mark stand auf und wischte sich die Hände an der Hose ab. «Yeah, schon gut.» Er sah hinunter auf Lena, die noch immer auf dem Boden hockte. Ihr Gesicht war auf Höhe seines Schritts, und er feixte, als er das merkte.

Er zog eine Augenbraue in die Höhe, und seine Lippen öffneten sich ein winziges Stück zu demselben verschlagenen Lächeln, mit dem er sie schon einmal angesehen hatte.

Dann verließ er den Raum.

MONTAG

ACHT

Gegen sechs Uhr morgens fiel Jeffrey aus dem Bett. Er setzte sich auf, hielt sich stöhnend den Kopf und wußte kaum, wo er eigentlich war. Für die Fahrt nach Sylacauga hatte er gestern Nacht sechs lange Stunden gebraucht, und danach hatte er sich, ohne sich auch nur auszuziehen, auf das breite Bett fallen lassen. Sein Oberhemd war völlig zerknittert, seine Hosen hatten Falten, die in vier verschiedene Richtungen wiesen.

Gähnend sah Jeffrey sich im Zimmer seiner Jugend um. Seine Mutter hatte auch nicht das Geringste verändert, seit er vor über zwanzig Jahren nach Auburn gegangen war. Das Poster von dem kirschroten 1967er Mustang-Cabrio mit weißem Top hing auf der Innenseite der Tür. Sechs Paar abgetragener Turnschuhe standen auf dem Boden des Wandschranks. Sein Football-Trikot von der Sylacauga High war an der Wand überm Bett befestigt. Ein Karton voller Musikkassetten stand unter dem einzigen Fenster des Zimmers.

Er hob die Matratze an, und da war er, der Stapel Playboy-Hefte, die er mit vierzehn zu sammeln begonnen hatte. Ein heiß geliebtes Exemplar Penthouse, das er im Laden unten an der Straße hatte mitgehen lassen, lag noch immer ganz oben. Jeffrey hockte sich hin und blätterte in dem Heft. Es hatte eine Zeit in seinem Leben gegeben, da kannte er jede Seite dieses Penthouse auswendig, von den Cartoons und den Artikeln bis zu den hübschen Ladys in den aufreizenden Posen, die monatelang die Objekte seiner sexuellen Phantasien gewesen waren.

«Mein Gott», seufzte er, als ihm der Gedanke kam, dass manche dieser Frauen womöglich inzwischen Großmütter

waren. Himmel, manche waren wahrscheinlich sogar auf Sozialhilfe angewiesen.

Jeffrey bemühte sich, die Matratze so zurechtzurücken, dass die Magazine sich nicht auf der anderen Seite wieder hervorschoben. Er fragte sich, ob seine Mutter wohl je das Versteck gefunden hatte. Fragte sich auch, was sie wohl davon gehalten hatte. Wie er May Tolliver kannte, hatte sie die Zeitschriften einfach nicht beachtet oder die Tatsache verdrängt, dass ihr Sohn unter seiner Matratze genügend anstößige Bilder verwahrte, um damit das gesamte Haus zu tapezieren. Wie die meisten Mütter verstand sich auch seine Mutter bestens darauf, nur zu sehen, was sie sehen wollte.

Jeffrey musste an Dottie Weaver denken und daran, dass sie bei ihrer Tochter alle Anzeichen übersehen hatte. Er presste eine Hand auf den Magen, als er an Jenny auf dem Parkplatz von Skatie's dachte. Wie eine Momentaufnahme, die sich in seine Lider geätzt hatte, stand das Bild vor ihm, wie das kleine Mädchen dort stand und die Waffe auf Mark Patterson richtete. Marks Konturen waren jetzt deutlicher geworden, und Jeffrey konnte sich Einzelheiten vor Augen rufen: die Art, wie der Junge mit gespreizten Armen dort stand, die leicht eingeknickten Knie, als er Jenny fixierte. Die ganze Zeit hatte Mark eigentlich nie Jeffrey angeschaut. Sogar nachdem sie von Jeffrey erschossen worden war, hatte Mark nur dagestanden und auf den Boden gestarrt, wo sie lag.

Jeffrey rieb sich die Augen, um das Bild zu vertreiben. Er ließ den Blick wieder zum Mustang schweifen, um sich an ihm zu weiden, wie er es an jedem Morgen seines Teenagerlebens getan hatte. In seiner Jugend verkörperte dieses Auto so vieles für ihn, nicht zuletzt Freiheit. Manchmal hatte er mit geschlossenen Augen im Bett gegessen und sich vorgestellt, einfach in den Wagen zu steigen und dann quer durchs Land zu fahren. Jeffrey hatte sich so unbändig

gewünscht wegzukommen, Sylacauga und das Haus seiner Mutter hinter sich zu lassen, etwas anderes zu sein als der Sohn seines Vaters.

Jimmy Tolliver war im wahrsten Sinne des Wortes ein Gelegenheitsdieb gewesen. Er ließ keine Gelegenheit aus, stahl aber auch nie in großem Stil, was letztlich zu seinen Gunsten ausgelegt wurde, wenn sie ihn erwischten. Und erwischt wurde er immer. Jeffreys Mutter sagte, dass Jimmy in einem Gebäude voller Menschen nicht mal einen Furz lassen konnte, ohne sofort erwischt zu werden. Man sah ihm das schlechte Gewissen schon von weitem an, und er quatschte gern. Jimmys Mundwerk war sein Verhängnis: Er musste einfach für die Dinger, die er drehte, Anerkennung einheimsen. Es überraschte niemanden außer Jimmy Tolliver selbst, dass er am Ende im Gefängnis starb, wo er schließlich eine lebenslange Strafe wegen bewaffneten Raubüberfalls absaß.

Schon mit zehn Jahren kannte Jeffrey beinahe jeden Mann bei der Polizei von Sylacauga mit Namen, denn immer wieder mal war einer von ihnen oder waren gar alle an der Haustür erschienen, weil sie Jimmy suchten. Die Streifenpolizisten kannten daher Jeffrey ebenfalls und unterhielten sich mit ihm, wenn sie ihn trafen. Damals hatte es Jeffrey schwer genervt, von der Polizei so behandelt zu werden. Er hatte es für reine Schikane gehalten. Inzwischen aber, selber Cop, wusste er, dass für die Polizisten diese Aktionen eine Art Präventivmaßnahme gewesen waren. Sie wollten ihre Zeit nicht damit verschwenden, noch einem Tolliver hinterherzujagen, weil er Rasenmäher und Häcksler aus Nachbars Garten geklaut hatte.

Jeffrey verdankte diesen Cops eine ganze Menge, nicht zuletzt seine berufliche Karriere. Als die Cops jenes letzte Mal ins Haus gekommen waren und Jimmy in Handschellen gelegt hatten, sah er die Furcht in den Augen seines

Vaters und hatte an Ort und Stelle beschlossen, Polizist zu werden. Jimmy Tolliver war ein Trunkenbold gewesen und ein aggressiver obendrein. In den Augen der Mitmenschen in der Stadt war er nur ein glückloser Ganove und ein heruntergekommener Säufer. Für Jeffrey und seine Mutter aber war er ein gewalttätiges Arschloch, das seine Familie terrorisierte.

Jeffrey zwang sich aufzustehen. Er reckte die Arme hinauf an die Decke, bis die Handflächen das warme Holz berührten. Als er ins Bad latschte, fiel ihm auf, dass sogar seine Socken zerknautscht waren. Irgendwann im Laufe der Nacht war das Fersenteil nach vorn gerutscht. Jeffrey hüpfte gerade auf einem Fuß, um die Ferse wieder an die richtige Stelle zu schieben, als er das Handy in seinem Zimmer klingeln hörte.

«Mist», schimpfte er. Als er um die Ecke rannte, prallte er mit der Schulter gegen die Wand. Das Haus schien erheblich geschrumpft zu sein, seit er hier aufgewachsen war.

«Hallo.» Er nahm beim vierten Läuten ab, eben noch bevor die Mailbox ansprang.

«Jeff?», fragte Sara leicht besorgt.

Er ließ es im Ohr nachklingen, bevor er sagte: «He, Babe.»

Sie lachte, weil er sie so nannte. «Noch keine zehn Stunden in Alabama, und schon nennst du mich <Babe>?» Sie wartete einen Augenblick. «Bist du allein?»

Er war ein wenig verärgert, denn er wusste, dass ihre Frage nicht unbedingt ein Scherz war. «Natürlich bin ich allein», blaffte er zurück. «Du lieber Himmel, Sara!»

«Ich meinte deine Mutter», sagte sie, aber es klang wenig überzeugend, und er ahnte, dass es eine Ausrede war.

Er ging nicht weiter darauf ein. «Nein, man hat sie über Nacht im Krankenhaus behalten.» Er setzte sich aufs Bett,

um sich die Socke richtig anzuziehen. «Sie ist irgendwie gefallen. Hat sich den Fuß gebrochen.»

«Ist sie zu Hause hingefallen?», fragte Sara. Das war keine reine Neugier. Er wusste, worauf sie hinauswollte. Sie fragte aus demselben Grund, weswegen er mitten in einem Fall persönlich nach Alabama gefahren war, statt nur zu telefonieren. Er hatte nur in Erfahrung bringen wollen, ob die Trinkerei seiner Mutter endgültig außer Kontrolle geraten war. May Tolliver war schon immer das gewesen, was höflich formuliert «noch funktionsfähige Alkoholikerin» hieß. Wenn sie jetzt hoffnungslos versackt war, würde Jeffrey etwas unternehmen müssen. Er hatte keine Ahnung, was, aber er wusste instinktiv, dass es nicht leicht sein würde.

Jeffrey versuchte, Saras Fragen auszuweichen. «Ich hab mit dem Arzt gesprochen. Persönlich hab ich sie aber noch nicht fragen können, was denn nun wirklich passiert ist.» Er hoffte, sie würde die Botschaft begreifen. «Ich besuche sie heute, um herauszufinden, was eigentlich los ist.»

«Sie wird wahrscheinlich auf Krücken gehen müssen», sagte Sara. Er hörte ein Klopfgeräusch und nahm an, dass sie sich im Büro befand. Er sah auf die Uhr und wunderte sich, warum sie schon so früh bei der Arbeit war, aber dann fiel ihm der Zeitunterschied ein. Sara war ihm eine Stunde voraus.

«Ms. Harris von gegenüber wird nach ihr sehen», erklärte Jeffrey. Er wusste genau, dass Jean Harris alles in ihren Kräften Stehende tun würde, um einer Nachbarin zu helfen. Sie arbeitete als Diätikerin am städtischen Krankenhaus und hatte Jeffrey oft nach der Schule zu sich gewinkt, damit er auf jeden Fall eine warme Mahlzeit bekam. Mit ihren drei hübschen Töchtern am Tisch sitzen zu dürfen war reizvoller gewesen als Ms. Harris' Hühner Eintopf, aber irgendwie hatte Jeffrey doch beides genossen.

Sara sagte: «Du musst ihr unbedingt sagen, dass sie wegen der Schmerzmittel keinen Tropfen Alkohol trinken darf. Oder richte das ihrem Arzt aus. Ja?»

Er betrachtete seine Socke und stellte fest, dass sie immer noch falsch herum am Fuß saß. Er drehte sie und fragte dabei: «Hast du deswegen angerufen?»

«Ich hab deine Nachricht wegen Mark Patterson abgehört. Weswegen soll ich ihm Blut abnehmen?»

«Vaterschaftstest», informierte er sie. Das Bild, welches durch dieses Wort heraufbeschworen wurde, gefiel ihm ganz und gar nicht.

Sara blieb einen Moment stumm und fragte dann: «Bist du sicher?»

«Nein», antwortete er. «Ganz und gar nicht. Ich dachte mir nur, ich müsste einfach alle Möglichkeiten überprüfen.»

«Wie hast du denn so schnell eine gerichtliche Anordnung bekommen?»

«Keine Anordnung. Sein Vater schickt ihn freiwillig.» Sie traute noch immer ihren Ohren nicht. «Ohne einen Anwalt?»

Jeffrey seufzte. «Sara, ich hab das alles gestern Abend auf deinen Anrufbeantworter gesprochen. Ist sonst was?»

«Nein», antwortete sie etwas weniger brüsk. Dann: «Ja, eigentlich schon.»

Er wartete. «Und?»

«Ich wollte nur hören, ob es dir gut geht.»

Auf diese Frage konnte er nur mit Sarkasmus reagieren.

«Abgesehen davon, dass ich in dem Bewusstsein aufgewacht bin, ein dreizehnjähriges Mädchen erschossen zu haben, geht es mir richtig prima.»

Sie schwieg, und er ließ das Schweigen andauern, weil er nicht wusste, was er ihr hätte sagen sollen. Sara hatte ihn schon sehr lange nicht mehr angerufen, nicht einmal in Angelegenheiten, die das County betrafen. In der Vergangenheit hatte sie ihm die Schriftstücke, die für seine

Fälle wichtig waren, gefaxt oder Carlos, ihren Assistenten, geschickt, wenn es sich um vertrauliche Informationen handelte. Seit ihrer Scheidung kamen persönliche Gespräche nicht infrage, und auch als sie angefangen hatten, sich wieder miteinander zu verabreden, war es immer Jeffrey gewesen, der zum Telefon griff.

«Jeff?», fragte Sara.

«Ich war gerade in Gedanken», sagte er, um aber das Thema zu wechseln, bat er: «Erzähl mir doch noch ein bisschen mehr über Lacey.»

«Hab ich doch schon gestern getan. Sie ist ein gutes Kind», sagte Sara, und er hörte, dass ihr Ton nicht so ganz echt klang. Er wusste, dass auch sie sich für Jenny Weavers Tod verantwortlich fühlte, aber er konnte daran nichts mehr ändern.

Sara fuhr fort: «Sie ist gescheit, lustig. In vielem genau wie Jenny.»

«Stehst du ihr nahe?»

«So nahe, wie man einem Mädchen stehen kann, das man nur ein paar Mal im Jahr sieht.» Sara hielt inne und fügte dann hinzu: «Ja. Einigen von ihnen kommt man näher. Ich fand Zugang zu Lacey. Ich glaube, sie hatte sich ein bisschen in mich verknallt.»

«Das klingt seltsam», kommentierte er.

«Ist es aber eigentlich gar nicht», klärte Sara ihn auf. «Eine Menge Kinder verlieben sich in Erwachsene. Das ist nichts Sexuelles, sondern sie wollen sie nur beeindrucken oder zum Lachen bringen.»

«Ich kann dir immer noch nicht folgen.»

«Sie kommen in ein gewisses Alter und können dann ihre Eltern absolut nicht mehr cool finden. Manche von den Kids, nicht alle, übertragen ihre Gefühle auf einen anderen Erwachsenen. Das ist absolut natürlich. Sie suchen nur jemanden, zu dem sie aufblicken können, und in dieser

Phase ihres Lebens sind das ganz bestimmt nicht die Eltern.»

«Also hat sie zu dir aufgeblickt?»

«So kam es mir vor», sagte Sara, und er hörte Traurigkeit in ihrer Stimme.

«Du meinst also, sie hätte es dir erzählt, wenn etwas gewesen wäre?»

«Wer weiß?», erwiderte Sara. «Die Kinder verändern sich, wenn sie in die Mittelstufe kommen. Sie werden viel stiller.»

«Das hat ja auch Grace Patterson gesagt. Dass sie anfangen, Geheimnisse zu hüten.»

«Richtig», stimmte Sara zu. «Ich hab die Veränderung der Pubertät zugeschrieben. All die vielen Hormone, all diese neuen Gefühle. Sie haben an vielen Dingen zu knacken und wissen dabei nur eins, nämlich dass die Erwachsenen völlig unfähig sind, sie zu verstehen.»

«Trotzdem», wandte Jeffrey ein, «glaubst du nicht, dass sie mit dir gesprochen hätte, wenn sie ein solches Problem gehabt hätte?»

«Das würde ich ja gern glauben, aber ihre Mutter hätte sie hierher fahren müssen. Und ich kann die Mutter nicht einfach rausschicken, ohne dass sie misstrauisch wird.»

«Meinst du, Grace hätte etwas dagegen gehabt, euch allein zu lassen?»

«Ich glaube, sie hätte sich Gedanken gemacht. Sie ist eine gute Mutter. Sie kümmert sich um ihre Kinder und interessiert sich dafür, was sie treiben.»

«Das hat Brad auch gesagt.»

«Was hat denn Brad mit dieser Sache zu tun?»

«Er ist der Jugendpfarrer der Crescent Baptist.»

«Oh, stimmt ja», schaltete Sara. «Dann muss er bei der Freizeit dabei gewesen sein.»

«Ja», stimmte Jeffrey zu. «Acht aus der Kirche haben mitgemacht: drei Jungen und fünf Mädchen.»

«Das hört sich nicht gerade nach reger Beteiligung an.»

«Ist ja auch nur eine kleine Gemeinde», erinnerte sie Jeffrey. «Außerdem ist Skilaufen teuer. Nicht viele Leute haben überhaupt das Geld dafür, und schon gar nicht in der Weihnachtszeit.»

«Das stimmt», sagte sie. «Aber war Brad denn der einzige Begleiter?»

«Die Sekretärin der Kirche sollte für die Mädchen zuständig sein, aber sie wurde in letzter Minute krank.»

«Hast du mit ihr gesprochen?»

«Sie hatte so eine Art Schlaganfall. Dabei war sie erst achtundfünfzig Jahre alt», sagte er und entsann sich, dass er als Junge achtundfünfzig für steinalt gehalten hatte. «Sie ist nach Florida gezogen, damit ihre Kinder sich um sie kümmern können.»

«Und was hat Brad nun über Jenny und Lacey gesagt?»

«Nichts Besonderes. Nur, dass Lacey und Jenny meistens zusammengeglückt haben, während die anderen Kids beim Skilaufen waren und ihren Spaß hatten.»

«Das ist nichts Ungewöhnliches für Mädchen in dem Alter. Sie neigen dazu, kleine Cliquen zu bilden.»

«Ja», seufzte Jeffrey. Die Frustrationen des gestrigen Tages schlugen ihm immer mehr auf den Magen. «Brad ist bei Jenny zu Hause erschienen, als sie aufhörte, in die Kirche zu kommen. Sie ist fast augenblicklich in Tränen ausgebrochen, als sie ihn sah, und weigerte sich, mit ihm zu reden.»

«Und was hat er getan?»

«Hat seinen Hut genommen und ist wieder gegangen. Dann hat er Dave Fine gebeten, mal nach ihr zu sehen, aber bei dem hat sie auch nicht anders reagiert.»

«Hast du schon mit Dave darüber gesprochen?»

«Nur kurz. Er musste zu einer Therapiesitzung.» Plötzlich überkamen ihn Schuldgefühle, weil er an Lena denken musste. Er hätte ihr nicht erlauben dürfen, den

Therapietermin zu benutzen, um Fine auszuhorchen. Jeffrey hatte zu schnell nachgegeben, weil es so bequem erschien.

«Jeffrey?», sagte Sara. Ihrem Tonfall war zu entnehmen, dass sie eine Antwort auf ihre Frage erwartete.

«Ja, Entschuldigung.»

«Was hat Fine denn nun gesagt?»

«Dasselbe wie Brad. Dann hat er mir auch noch angeboten, morgen wieder bei ihm vorbeizuschauen, um sich weiter zu unterhalten, aber keiner von beiden scheint mir sonderlich hilfreich zu sein.» Jeffrey rieb sich die Augen und suchte verzweifelt nach einem Strohalm, nach dem er hätte greifen können. «Was ist mit Mark Patterson?», fragte er. «Kommt er dir irgendwie komisch vor?»

«Komisch wie?»

«Komisch wie ...» Jeffrey fand nicht die richtigen Worte. Er wollte Sara nicht zu viel von der Vernehmung von Mark erzählen, hauptsächlich wegen Lenas Verhalten. Etwas war zwischen ihr und dem Jungen vorgegangen, etwas, das ihm Kopfzerbrechen bereitete. Irgendwie hatte es zwischen den beiden eine emotionale Verbindung gegeben. «Komisch wie ... ich weiß auch nicht.»

Sara lachte. «Ich glaube, das kann ich nicht beantworten.»

«Sexuell», sagte er, denn das war ein gutes Wort, um Mark Patterson zu beschreiben. «Er wirkte stark sexualisiert.»

«Na ja», reagierte Sara, und er hörte Bestürzung in ihrer Stimme. «Er ist ein gut aussehender Junge. Und ich kann mir gut vorstellen, dass er schon lange sexuell aktiv ist.»

«Er ist doch gerade erst sechzehn geworden.»

«Jeffrey», sagte Sara, als spräche sie mit einem geistig Zurückgebliebenen. «Zu mir kommen zehnjährige Mädchen, die noch nicht einmal ihre erste Periode hatten, und fragen mich über Verhütung aus.»

«Gütiger Himmel», seufzte er. «Es ist noch viel zu früh am Morgen, um sich solche Sachen anzuhören.»
«Willkommen in meiner Welt.»

«Ja.» Er sah auf das Trikot an der Wand und versuchte sich daran zu erinnern, wie er sich in Mark Pattersons Alter gefühlt hatte, als man noch glaubte, die ganze Welt läge einem zu Füßen. Nur dass Mark Patterson sich allem Anschein nach gar nicht so vorkam.

Jeffrey hasste es, sich so hilflos zu fühlen. Er sollte jetzt in Grant sein, um der Sache auf den Grund zu gehen. Und sei es nur, um ein Auge auf Lena zu haben. Schon eine ganze Weile hatte Jeffrey den Eindruck, dass sie am Abgrund stand, aber erst gestern war ihm klar geworden, dass sie tatsächlich zu fallen drohte.

«Jeff», unterbrach Sara seine Gedanken. «Was ist los?»

«Ich mache mir Sorgen um Lena», gestand er. Dieser Satz war ihm nur zu vertraut. Seit er sie vor zehn Jahren eingestellt hatte, hatte er sich immer wieder wegen Lena Sorgen gemacht. Anfangs bereitete es ihm Kummer, dass sie auf Streife so aggressiv und auf jede Festnahme erpicht war, als hinge ihr Leben davon ab. Dann machte es ihm Sorgen, dass sie sich als Detective zu oft in Gefahr begab, Verdächtige so malträtierte, dass sie fast zusammenbrachen, und sich selbst auch an den Rand des Zusammenbruchs trieb. Und jetzt hatte er Angst, dass sie ausrastete. Er war sogar eigentlich fest davon überzeugt, dass sie demnächst explodieren würde. Die Frage war nur, wann. Erschreckt verstand er plötzlich, dass er von Anfang an dieselbe Angst gehabt hatte: Wann würde Lena endgültig zerbrechen?

«Ich denke auch, du solltest dir ihretwegen Gedanken machen», sagte Sara. «Warum stellst du sie nicht frei?»

«Weil sie das umbringen würde», antwortete er, und er wusste genau, das es stimmte. Lena brauchte ihren Job wie andere Leute die Luft zum Atmen.

«Ist irgendwas Besonderes gewesen?»

Jeffrey dachte an sein Gespräch mit Lena im Auto. Sie war sich nicht völlig sicher gewesen, als sie gesagt hatte, er habe schießen müssen. «Ich, äh», begann er, wusste aber wieder nicht, was er sagen sollte. «Als ich gestern mit Lena gesprochen habe», sagte er.

«Ja?»

«Da schien sie nicht ganz sicher zu sein, was passiert ist.»

«Was deinen Schuss betrifft?», fragte Sara irritiert. «Was hat sie denn genau gesagt?»

«Es war nicht das, was sie gesagt hat, sondern wie sie es gesagt hat.»

Sara murmelte etwas, das nach einem Schimpfwort klang.

«Sie treibt nur ihre Spielchen mit dir, um es mir heimzuzahlen.»

«So ist Lena nicht.»

«Und ob sie so ist», gab Sara zurück. «Sie ist schon immer so gewesen.»

Jeffrey schüttelte den Kopf, denn das wollte er so nicht hinnehmen. «Ich denke, sie ist einfach unsicher.»

Sara fluchte wieder leise vor sich hin. «Ist ja toll.»

«Sara.» Jeffrey war bemüht, sie zu beruhigen. «Sag ihr bitte nichts, ja? Dadurch würde es nur noch schlimmer.»

«Warum sollte ich überhaupt mit ihr reden?»

«Sara ...» Er rieb sich den Schlaf aus den Augen und dachte, dass er im Moment einfach nicht darüber sprechen wollte. «Hör mal, ich wollte mich gerade auf den Weg ins Krankenhaus machen —»

«Das bringt mich einfach auf die Palme.»

«Ich weiß», sagte er. «Du hast es ja deutlich genug gemacht.»

«Ich wollte nur —»

«Sara», unterbrach er. «Ich muss jetzt wirklich los.»

«Eigentlich», sagte sie in etwas sanfterem Ton, «hab ich ja aus einem ganz anderen Grund angerufen. Hast du noch einen Moment Zeit?»

Erwartungsvoll fragte er. «Was gibt's denn?»

Er hörte sie tief durchatmen, als wolle sie gleich von einer Klippe springen. «Ich hab mich gefragt, ob du wohl heute Abend zurück bist.»

«Wahrscheinlich, aber sehr spät.»

«Gut, also dann morgen Abend?»

«Wenn ich heute Abend zurück bin, brauch ich doch nicht morgen nochmal zurückzukommen.»

«Bist du absichtlich so begriffsstutzig?»

Er spulte in Gedanken noch einmal ihr Gespräch ab und musste grinsen, als ihm klar wurde, dass Sara ihn zu sich einladen wollte.

Er sagte: «Ich war noch nie ein helles Kerlchen.»

«Richtig», stimmte sie zu und seufzte.

«Und?»

«Und ...», fing Sara an. Er hörte sie murmeln. «Also, das ist doch zu bescheuert.»

«Was?»

«Ich wollte sagen ...», begann sie noch einmal, hielt dann aber gleich inne. «Ich hab morgen Abend nichts vor.»

Jeffrey strich über seine Koteletten und merkte sehr wohl, dass er grinste. Er fragte sich, ob er in diesem Raum jemals glücklicher gewesen war als jetzt. Vielleicht damals, als er den Anruf aus Auburn bekommen hatte, er könne dort gratis das College besuchen, wenn er einverstanden war, dafür jeden Sonnabend auf dem Footballfeld gnadenlos Prügel zu beziehen.

Er sagte: «He, ich auch nicht.»

«Also ...» Sara hoffte offenbar, dass er ihr die Worte aus dem Mund nehmen würde. Jeffrey lehnte sich jedoch auf dem Bett zurück: Da müsste erst die Hölle zufrieren, bevor er ihr half.

«Dann komm mich doch besuchen», sagte sie schließlich.

«Gegen sieben oder so. Ja?»

«Warum?» Er hörte ihren Bürostuhl quietschen, als sie sich zurücklehnte. Jeffrey stellte sich vor, dass sie die Hand über die Augen gelegt hatte.

«Mein Gott, du machst es mir nicht gerade leicht, oder?»

«Warum sollte ich auch?»

«Ich möchte dich sehen», gestand sie ihm. «Komm um sieben. Ich mach uns was zu essen.»

«Moment mal ...»

Offenbar hatte sie geahnt, dass er davon nicht so begeistert wäre. Sara war keine besonders gute Köchin. Also bot sie an: «Ich bestell uns was bei Alfredo's.»

Jeffrey grinste in sich hinein. «Ich komme um sieben.»

Als Junge hatte Jeffrey ein gehöriges Maß an Dummheiten angestellt. Seine beiden besten Freunde von der Grundschule bis zur High School, Jerry Long und Bobby Blankenship, hatten in derselben Straße gewohnt. Jerry, der sich sehr für Feuerwerkskörper interessierte, Bobby, der nichts lieber hörte als deren Detonationen, und er hatten es geschafft, unzählige Male ihr Leben zu riskieren, bis sie in die Pubertät kamen und Mädchen wichtiger wurden als Explosionen.

Mit elf hatten die drei das Riesenvergnügen entdeckt, Flaschenbomben in einer Blechtonne hinter Jeffreys Haus losgehen zu lassen. Ein Jahr später war die Tonne so verbeult und pockennarbig wie das Gesicht von Bobby «Spot» Blankenship. Mit dreizehn bekam Jerry Long dann den Beinamen «Possum», denn die Tonne war schließlich explodiert und ein Stück Schrapnell hatte ihm fast ein Stück vom Kopf abrasiert. Er hatte wie eine tote Beutelratte auf Jeffreys Hinterhof gelegen, bis Jean Harris einen Unfallwagen gerufen hatte, der ihn ins Krankenhaus

brachte. Die Polizei hatte Jeffrey und Spot unbarmherzig die Leviten gelesen.

Jeffrey hatte sich seinen Spitznamen erst später verdient, als ihm langsam auffiel, dass es Mädchen gab, und den Mädchen auffiel, dass es ihn gab. Wie Possum und Spot war er in der Footballmannschaft, und sie waren ziemlich beliebt in der Schule, denn in jenem Jahr gewann ihr Team. Jeffrey war der Erste in ihrem Trio, der ein Mädchen küsste, der Erste, der einem Mädchen unter die Bluse ging, und dann auch der Erste, der seine Jungfräulichkeit verlor. Wegen dieser Leistungen verlieh man ihm den Spitznamen «Slick».

Als Jeffrey Sara zum ersten Mal nach Sylacauga mitgenommen hatte, war er so nervös gewesen, dass seine Hände nicht aufhören wollten zu schwitzen. Sie waren gerade erst ein Paar geworden, und Jeffrey fürchtete, dass Sara gesellschaftlich für Possum und Spot auf einer zu hohen Stufe stand – und wahrscheinlich für den alten Slick auch. Sylacauga war der Inbegriff einer Kleinstadt in den Südstaaten. Anders als in Heartsdale gab es kein College gleich um die Ecke, und es trieben sich in der Stadt auch keine Professoren herum, die etwas Würze in den Bevölkerungsbrei gebracht hätten. Die meisten Menschen, die hier wohnten, arbeiteten entweder in der Textilfabrik oder im Marmorabbau. Natürlich waren sie keine rückständigen, debilen Hinterwäldler, aber sie zählten seiner Meinung nach nicht zu den Leuten, unter denen Sara sich wohl fühlen würde.

Sara war nicht nur, was die Einheimischen einen «Bücherwurm» nannten, sondern auch Doktor der Medizin. Sie mochte aus einer Handwerkerfamilie kommen, aber ihr Vater, Eddie Linton, wusste, wie man seine Dollars anlegte. Die Familie besaß Land überall am See und darüber hinaus sogar Mietwohnungen in Florida. Sara war scharfsinnig, schlagfertig und ganz und gar nicht die Frau,

die Hausschuhe und eine warme Mahlzeit für ihren Mann bereithielt, wenn er von der Arbeit heimkam. Eher noch würde Sara erwarten, dass Jeffrey solche Dinge für sie tat. In ungefähr sechs Meilen Entfernung vom Haus der Tollivers hatte es ein Geschäft namens Cat's gegeben, in dem Jeffrey und alle anderen Kids auch einkauften. Es war einer von jenen Läden, in denen es Milch, Tabak, Benzin und Köder gab. Der Fußboden bestand aus grob behauenen Bohlen, über deren Spalten und Risse man ständig stolperte, wenn man nicht genau hinschaute, wohin man die Füße setzte. Die Decke war niedrig und braun von Nikotin und Wasserflecken. Kühltruhen, voll mit Eis und Coca-Cola-Flaschen, säumten den Eingang, und eine übergroße Reklametafel für Moon Pie stand an der Kasse. Die Benzinpumpen vor der Tür läuteten nach jeder abgegebenen Gallone.

Während Jeffrey in Auburn war, hatte Cat das Zeitliche gesegnet, und Possum, der im Laden arbeitete, hatte das Geschäft für Cats Witwe weitergeführt. Sechs Jahre später hatte er die Witwe ausgezahlt und den Laden in Possum's Cat's umgetauft. Als Sara das Namensschild an dem baufälligen Geschäft sah, war sie begeistert und wies auf das Gedicht von T. S. Eliot hin. Jeffrey hätte sich am liebsten unter seinem Auto versteckt, aber Sara hatte nur gelacht, als sie die Wahrheit erfuhr. Und insgesamt hatte sie sich an jenem Wochenende gut amüsiert und schon am zweiten Tag mit Possum und seiner Frau am Pool gelegen und sich Jeffreys Jugendsünden erzählen lassen.

Heute konnte Jeffrey darüber schmunzeln, aber damals war er doch ein wenig verärgert darüber gewesen, die Zielscheibe ihrer Witze zu sein. Sara war die erste Frau, die sich auf diese Weise über ihn lustig gemacht hatte, und – um der Wahrheit die Ehre zu geben – genau das war es wohl gewesen, womit sie ihn geangelt hatte. Seine Mutter

hatte immer schon gesagt, dass er die Herausforderung liebte.

Als er auf den Parkplatz von Possum's Cat's einbog, fiel Jeffrey all das wieder ein, und er dachte, dass Sara auf jeden Fall eine Herausforderung war. Es hatte sich seit Cats Tagen viel verändert, und noch mehr, seit Jeffrey das letzte Mal in der Stadt gewesen war. Das Einzige, was immer gleich blieb, war das große Emblem der Auburn University über der Tür. Alabama war ein Staat, der durch seine beiden Universitäten geteilt wurde: Auburn und Alabama. Es gab nur eine wichtige Frage, die ein Einheimischer dem anderen stellte: «Für wen bist du?» Jeffrey hatte erlebt, dass Raufereien ausbrachen, wenn jemand im falschen Teil der Stadt die falsche Antwort gab. Rechts vom Laden befand sich eine Kindertagesstätte, die nach Jeffreys letztem Besuch entstanden war. Zur Linken lag Madam Bell's, wo Possums Frau Darnell residierte. Wie Cat war auch Madam Bell schon vor langer Zeit gestorben. Jeffrey vermutete, dass Nell dort nur weitermachte, um etwas zu tun zu haben, während die Kinder in der Schule waren. Er hatte während der High-School-Zeit immer mal wieder was mit Nell gehabt, bis Possum ernsthaft um sie geworben hatte. Jeffrey konnte sich kaum vorstellen, dass das rastlose Mädchen von damals mit diesem Leben glücklich war, aber es gab ja die merkwürdigsten Dinge. Außerdem war Nell im dritten Monat schwanger gewesen, als sie alle von der Schule abgingen. Eine große Wahl hatte sie wohl kaum gehabt.

Um nicht einen der Parkplätze zu blockieren, stand Jeffrey mit laufendem Motor vor Bell's. Lynyrd Skynyrd's «Sweet Home Alabama» klang leise aus den Lautsprechern. Er hatte die Kassette in dem Karton unterm Fenster seines Zimmers gefunden und war jäh von Nostalgie überfallen worden, als die ersten Takte eines seiner damaligen Lieblingssongs an sein Ohr drangen. Es war schon eigen-

artig, dass man etwas so lieben, aber doch auch vergessen konnte, sobald man es nicht mehr direkt vor der Nase hatte. So ging es ihm auch mit dieser Stadt und den Freunden, die er hier hatte. Wieder mit Possum und Nell zusammen zu sein würde ihm vorgaukeln, als sei in den vergangenen zwanzig Jahren nicht das Geringste geschehen. Jeffrey wusste nicht, was er davon halten sollte.

Er wusste jedoch, dass der Besuch vor zehn Minuten bei seiner Mutter im Krankenhaus in ihm den Wunsch geweckt hatte, so schnell wie möglich nach Grant zurückzukehren. Er hatte keine Luft mehr bekommen, als sie sich bei der Umarmung an ihn klammerte. Und dann ihre Art, Sätze nicht zu beenden, um Dinge zu sagen, indem sie sie nicht aussprach. May Tolliver war nie eine glückliche Frau gewesen, und manchmal glaubte Jeffrey fast, dass sein Vater die Gaunereien auch deswegen vermasselt hatte, um gefasst und ins Gefängnis gesteckt zu werden, wo seine missgelaunte Frau nicht jeden Tag an ihm herumnörgeln und ihm sagen konnte, was für eine Enttäuschung er doch sei. Wie Jimmy wurde auch May böseartig, wenn sie trank, und obwohl sie nie die Hand gegen Jeffrey erhoben hatte, konnte sie ihn mit Worten verletzen wie sonst niemand auf der Welt. Erfreulicherweise schien sie noch lebensstüchtig zu sein, obwohl sie so abgefüllt war, dass es für einen Tankwagen gereicht hätte. Wenn man May glauben wollte, hatte sie ein streunender Kater, der unter dem Nachbarhaus hervorkam, so erschreckt, dass sie die Treppen hinuntergestürzt war. Da Jeffrey an diesem Morgen drüben tatsächlich ein paar Katzen gehört hatte, musste er diese Möglichkeit wenigstens in Betracht ziehen. Er wollte zudem niemandem, am allerwenigsten sich selbst, eingestehen, wie extrem dankbar er war, dass er im Moment noch keine größere Verantwortung für seine Mutter übernehmen musste.

Jeffrey stieg aus dem Wagen und wäre beinahe auf dem Kies ausgerutscht. Im Haus seiner Mutter hatte er sich Jeans und ein Poloshirt angezogen, und er kam sich etwas seltsam vor, mitten in der Woche in Freizeitkleidung herumzulaufen. Er hatte erwogen, seine Straßenschuhe anzuziehen, sich aber dagegen entschieden, nachdem er einen Blick in den Spiegel geworfen hatte. Er setzte seine Sonnenbrille auf und sah sich um, als er zu Madam Bell's schlenderte.

Das Haus der Wahrsagerin war nur eine Hütte, und die Fliegentür ächzte, als Jeffrey sie öffnete. Er klopfte an die Eingangstür und betrat dann einen kleinen Vorflur. Hier sah es noch immer so aus wie in seiner Jugend. Spot hatte Jeffrey einmal herausgefordert, hineinzugehen und sich von Madam Bell aus der Hand lesen zu lassen. Ihm hatte nicht gefallen, was sie voraussagte, und daher hatte er nie wieder einen Fuß in ihr Etablissement gesetzt.

Jeffrey streckte den Kopf um die Tür herum und schaute in den einzigen anderen Raum der Hütte. Nell saß an einem Tisch, die Tarotkarten vor sich. Der Fernseher war entweder leise eingestellt, außerdem übertönte die Klimaanlage am Fenster Jeffreys Kommen. Nell strickte und sah sich dabei eine Show an. Als wolle sie sichergehen, kein Wort zu verpassen, hatte sie sich weit nach vorn gebeugt.

Jeffrey machte: «Buuuh!»

«Oh, mein Gott», schreckte sie hoch und ließ ihr Strickzeug fallen. Sie stand hinter dem Tisch auf und schlug sich mit einer Hand leicht auf die Brust. «Slick, du hast mich halb zu Tode erschreckt.»

«Dann erschrick dich bloß nicht ganz.» Er lachte und zog sie in die Arme. Sie war zierlich, aber wohl gerundet. Er trat zurück, um sie genauer anzuschauen. Seit der High School hatte Nell sich nicht sehr verändert. Ihr schwarzes Haar war vielleicht ein wenig grau geworden, aber immer

noch glatt und lang bis zur Taille. Wahrscheinlich wegen der Hitze hatte sie es zu einem Pferdeschwanz gebunden.

«Warst du schon drüben bei Possum's?», fragte sie, als sie sich wieder an den Tisch setzte. «Was treibst du denn hier? Ist es wegen deiner Mama?»

Jeffrey schmunzelte und setzte sich Nell gegenüber. Sie hatte schon immer geredet wie ein Wasserfall. «Ja und nein.»

«Sie war betrunken», sagte Nell auf gewohnt direkte Weise. Ihre Direktheit war ein Grund gewesen, warum Jeffrey aufgehört hatte, sich mit ihr zu verabreden. Sie nannte die Dinge beim Namen, und mit achtzehn war Jeffrey das zu anstrengend. «Ihre Schnapsrechnung hat uns letzten Winter über Wasser gehalten.»

«Ich weiß», antwortete Jeffrey und schlug die Arme übereinander. Er beglich seit geraumer Zeit die Strom-, Gas- und Wasserrechnungen seiner Mutter und sorgte damit wohl dafür, dass sie sich ihren Alkoholkonsum leisten konnte. Es war zwecklos, mit der alten Dame darüber zu diskutieren, aber zumindest wusste er, dass sie unter diesen Umständen zu Hause trinken würde, statt unterwegs zu sein, um irgendwie Schnaps zu schnorren.

Er sagte: «Ich komme gerade aus dem Krankenhaus. Die haben ihr doch tatsächlich in meiner Gegenwart einen Wodka eingeflößt.»

Nell nahm die Karten in die Hand und mischte sie. «Die alte Schnapsdrossel würde doch sonst glatt ins Delirium fallen.»

Jeffrey zuckte die Achseln. Die Ärzte im Krankenhaus hatten dasselbe gesagt.

«Was guckst du so?», fragte Nell, und Jeffrey schmunzelte, als ihm bewusst wurde, dass er sie angestarrt hatte. Er hatte daran gedacht, wie viel leichter es war, mit Nell über den Alkoholismus seiner Mutter zu sprechen, als mit Sara. Er hatte keine Ahnung, warum das so war. Vielleicht

lag es ja daran, dass Nell damit aufgewachsen war. Sara gegenüber neigte Jeffrey dazu, verlegen zu werden, sich zu schämen und dann herumzuwüten.

«Wie kann es angehen, dass du jedes Mal hübscher geworden bist, wenn ich dich besuche?», neckte er sie.

«Slick, Slick, Slick.» Nell schnalzte mit der Zunge. Sie legte ein paar Karten aufgedeckt vor sich auf den Tisch und fragte: «Und, warum hat sich Sara von dir scheiden lassen?»

Verdutzt fragte Jeffrey. «Das siehst du in den Karten?»

Sie lächelte hintergründig. «Weihnachtskarten. Als Absender stand dort <Linton>.» Sie legte noch eine Karte auf den Tisch. «Was hast du gemacht? Sie betrogen?»

Er deutete auf die Karten. «Sag du es mir.»

Sie nickte und legte noch einige Karten aus. «Ich vermute, du hast sie betrogen und bist erwischt worden.»

«Was?»

Neil lachte. «Wenn sie nicht mit dir spricht, bedeutet es noch lange nicht, dass sie auch nicht mit mir spricht.» Verständnislos schüttelte er den Kopf.

«Wir haben auch Telefon, Blödian», sagte sie. «Ab und zu telefoniere ich mal mit Sara, um auf dem Laufenden zu bleiben.»

«Na ja, dann müsstest du ja wissen, dass wir uns wieder treffen», sagte er und merkte sehr wohl, dass er wieder fast so klang wie der großspurige Slick von damals. Er konnte einfach nicht anders. «Was haben deine Karten denn dazu zu sagen?»

Sie drehte noch einige weitere um und studierte sie ein paar Sekunden. Dann runzelte sie die Stirn und zog die Mundwinkel nach unten. Schließlich schob sie die Karten wieder zu einem Stapel zusammen. «Diese dämlichen Dinger verraten einem doch sowieso nichts», murrte sie. «Gehen wir rüber zu Possum. Er wird sich freuen, dich zu sehen.»

Sie streckte ihm die Hand entgegen, und er zögerte kurz, ob er nicht bohren sollte, was in den Karten gestanden hatte. Nicht dass Jeffrey glaubte, Neil würde über diese Gabe verfügen, oder überhaupt jemand, aber es wurmte ihn, dass sie sich nicht wenigstens etwas ausdachte, um ihn aufzuheitern.

«Na, komm», sagte sie und zog ihn am Ärmel.

Er gab nach, ließ sich von ihr aus der Hütte in die erbarungslose Alabama-Hitze schleifen. Auf dem gekiesten Parkplatz gab es keine Bäume, und Jeffrey spürte, wie die Sonne sein Hirn briet, als sie zur Tankstelle hinübergingen.

Nell hakte sich bei ihm unter und sagte: «Ich mag Sara.»

«Ich auch», schloss er sich an.

«Damit mein ich, ich mag sie wirklich sehr, Jeffrey.»

Er blieb stehen, denn sie nannte ihn nur ganz selten «Jeffrey».

Sie sagte: «Wenn sie dir noch eine Chance gibt, dann versau das bloß nicht.»

«Hab ich auch nicht vor.»

«Ich mein's ernst, Slick», sagte sie und schob ihn in Richtung Laden. «Sie ist zu gut für dich, und sie ist weiß Gott zu gescheit.» Sie wartete an der Tür, damit er sie ihr öffnen konnte. «Versau es bloß nicht.»

«Dein Vertrauen tut mir gut.»

«Ich möchte nur nicht, dass der kleine Jeffrey wieder streunt und dir alles verdirbt.»

«Kleiner?», wiederholte er und öffnete die Tür. «Lässt dich dein Gedächtnis im Stich?»

Jeffrey merkte, dass sie ihm antworten wollte, aber Possums dröhnende Stimme übertönte alles.

«Slick, bist du es?», polterte er, als hätte Jeffrey nur einen kleinen Spaziergang gemacht und sei nicht Jahre fort gewesen. Jeffrey schaute zu, wie sich der andere Mann über den Verkaufstresen hievte. Sein Bauch kam ihm zwar

in die Quere, aber wider alle Gesetze der Physik landete er auf den Füßen.

«Mann», sagte Jeffrey und rieb den Kugelbauch seines Freundes. «Neil, warum hast du mir nicht gesagt, dass schon wieder eins unterwegs ist?»

Possum lachte fröhlich und rieb sich ebenfalls den dicken Bauch. «Wir woll'n ihn Bud nennen, wenn's 'n Junge wird, und Dewar, sollte ein Mädels dabei rauskommen.» Er legte den Arm um Jeffreys Schulter und führte ihn weiter in den Laden hinein. «Wie geht's dir so, Junge?»

Ohne nachzudenken, reagierte Jeffrey mit seiner Standardantwort: «Seit ich so groß war wie du, bin ich kein Junge mehr.»

Possum lachte laut und warf den Kopf in den Nacken. «Jetzt fehlt nur noch Spot. Wie lange bleibst du in der Stadt?»

«Nicht lange», entgegnete Jeffrey. «Ich bin eigentlich schon auf dem Rückweg.» Er drehte sich um und musste feststellen, dass Nell sie allein gelassen hatte.

«Gute Frau», sagte Possum.

«Ich fass es gar nicht, dass sie noch immer mit dir zusammen ist.»

«Bevor ich schlafen gehe, nimm ich ihr die Hausschlüssel weg», sagte er augenzwinkernd. «Möchtest du 'n Bier?»

Jeffrey sah auf die Uhr an der Wand. «Gewöhnlich trinke ich nicht vor Mittag.»

«Oh, richtig, richtig, richtig», antwortete er. «Wie wär's mit 'ner Cola?» Er angelte zwei aus der Kühltruhe, ohne die Antwort abzuwarten.

«Heiß draußen», sagte Jeffrey.

«Du sagst es», stimmte Possum zu und öffnete die Flaschen am Rand der Truhe. «Du bist wahrscheinlich vorbeigekommen, um mich zu bitten, ein Auge auf deine Mama zu haben.»

«Ich habe zu Hause gerade einen dringenden Fall», sagte er und war froh, mit zu Hause jetzt Grant zu meinen. «Wenn es dir nichts ausmacht.»

«Quatsch», winkte Possum ab. Er reichte Jeffrey eine Coke. «Mach dir keine Sorgen. Sie wohnt doch ganz in der Nähe.»

«Danke», sagte Jeffrey. Er sah zu, wie Possum eine Packung Erdnüsse vom Regal nahm und sie mit den Zähnen aufriss. Er bot Jeffrey welche an, aber der lehnte dankend ab.

«Schlimm, dass sie gestürzt ist», sagte Possum. Er ließ einige Erdnüsse in den offenen Flaschenhals seiner Coke rutschen. «War in letzter Zeit auch echt heiß. Da ist ihr wohl vor Hitze einfach schwindlig geworden.»

Jeffrey nahm einen Schluck Coke. Possum tat, was er schon immer getan hatte: Er nahm May Tolliver in Schutz. Jerry Long hatte seinen Spitznamen nämlich nicht nur deswegen bekommen, weil er sich an jenem Tag auf Jeffreys Hof tot gestellt hatte. Wenn sich Possum auf eins gut verstand, dann darauf, das zu ignorieren, was sich direkt vor seiner Nase befand.

Die dumpfen Bässe eines Rapsongs ließen die Schau- fensterscheiben vorne vibrieren, und als Jeffrey sich umdrehte, sah er einen großen burgunderfarbenen Pick-up vor dem Laden vorfahren. Rapmusik lärmte, eine Kakophonie aus synkopierten Beats, bevor der Motor abgestellt wurde und ein mürrisch aussehender Teenager ausstieg und in den Laden kam.

Er trug ein T-Shirt in derselben Farbe wie sein Truck mit der Aufschrift ROLL TIDE über einem wütenden Elefanten. Seine Frisur war es, die sofort Jeffreys Aufmerksamkeit erregte. Sie bestand aus über der Kopfhaut geflochtenen Zöpfen, so genannten Corn Rows, mit kleinen dunkelroten Glasperlen an den Enden, die beim Gehen aneinander schlugen. Dazu trug der Junge schwarz-graue Hosen,

die den Tarnanzügen des Militärs nachempfunden und an den Knien abgeschnitten waren. Seine Socken und Turnschuhe waren wieder purpurrot. Jeffrey wurde schockartig bewusst, dass der Bengel von Kopf bis Fuß in den Farben der Alabama University gekleidet war.

«He, Dad», sagte er und meinte damit Possum.

Jeffrey tauschte einen Blick mit seinem Freund aus und wandte sich dann wieder dem Jungen zu. «Jared?», fragte er, überzeugt, dass dies nicht Possums und Nells süßer kleiner Sohn sein konnte. Er sah nämlich aus wie ein krimineller Biker, der sich in die Kluft einer Alabama-Gang geworfen hatte.

«He, Onkel Slick», grummelte er vor sich hin und schlurfte über den Boden. Er ging schnurstracks an Jeffrey und seinem Vater vorbei in den Raum hinter dem Verkaufstresen.

«Mann», sagte Jeffrey, «das muss dir aber peinlich sein.»

Possum nickte. «Wir hoffen, dass er seine Meinung noch ändert», sagte er achselzuckend. «Er mag Tiere. Und jeder weiß, dass Auburn für Tiermedizin besser ist als Alabama.»

Jeffrey biss die Zähne zusammen, um nicht zu lachen.

«Bin gleich wieder da», sagte Possum und folgte dem Jungen. «Bedien dich.»

Jeffrey leerte die Cola in einem Zug und ging dann weiter in den Laden hinein, um zu sehen, was für Köder Possum führte. In Maschendrahtkäfigen veranstalteten Grillen ein Wahnsinnskonzert, in einer großen Plastiktonne mit nasser Erde tummelten sich wahrscheinlich Tausende Würmer. Ein kleines Becken mit Elritzen stand über den Grillenkäfigen, zusammen mit einem Kescher und einigen Eimern, um die Köderfische zu transportieren. Sara angelte gerne, und Jeffrey erwog kurz, ihr ein paar Würmer mitzubringen, bevor ihm einfiel, dass es doch reichlich kompliziert sein würde, lebendige Köder im

Auto nach Hause zu transportieren. Er würde wahrscheinlich hinter Atlanta eine Rast machen, um etwas zu essen, und dann konnte er doch die armen Würmer nicht in der Hitze seines Wagens braten lassen. Und außerdem gab es in Grant überall Verkaufsstände mit Ködern.

Er ließ die leere Cokeflasche in einen Behälter fallen, der so aussah, als würde er zum Recyceln benutzt, und sah dann aus dem Fenster hinüber zur Kindertagesstätte neben dem Shop. Offenbar war gerade Pause, denn die Kinder rannten umher und schrien sich die Seele aus dem Leib. Jeffrey überlegte, ob Jenny Weaver sich wohl jemals so unbefangen gefühlt hatte. Er konnte sich gar nicht vorstellen, dass sie bei ihrem Übergewicht je richtig gerannt war. Sie war wohl eher eines jener Mädchen gewesen, die im Schatten sitzen, in einem Buch lesen und nur darauf warten, dass es läutet und sie wieder in den Unterricht gehen können, wo sie sich weitaus wohler fühlen.

«Arbeiten Sie hier?», fragte jemand.

Verdutzt drehte Jeffrey sich um. Ein Mann, der aussah, als sei er um die dreißig, stand hinter ihm bei den Ködern. Für Jeffreys Gefühl war er ein typischer Redneck: dünn, weichlich wirkend und voller kleiner Schnitte im Gesicht, weil er beim Rasieren zu scharf rangegangen war. Seine Arme sahen kräftig aus und waren wahrscheinlich von der Arbeit auf dem Bau so muskulös. Eine Zigarette hing zwischen seinen Lippen.

«Nein», sagte Jeffrey, dem es ein wenig peinlich war, dabei überrascht worden zu sein, wie er gedankenverloren aus dem Fenster schaute. «Ich hab nur den Kids zugesehen.»

«Ja», sagte der Mann und ging einen Schritt auf Jeffrey zu.

«Um diese Zeit sind sie gewöhnlich draußen.»

«Ist eines davon Ihres?», fragte Jeffrey.

Der Mann schaute ihn abschätzend an. Er hob die Hand an den Mund und rieb sich nachdenklich das Kinn. Verblüfft bemerkte Jeffrey die Tätowierung auf der Haut zwischen Daumen und Zeigefinger des Mannes. Es war die gleiche, die auch Mark Patterson auf seiner Hand hatte.

Jeffrey wandte sich ab und dachte über diesen Zufall nach. Er blickte starr aus dem Fenster, konnte dabei aber das Spiegelbild des Mannes in der Scheibe sehen.

«Hübsche Tätowierung», sagte Jeffrey.

Die Stimme des Mannes klang gedämpft, war fast schon wie ein verschwörerisches Flüstern. «Haben Sie auch eine?»

Jeffrey hielt die Lippen fest geschlossen und schüttelte nur den Kopf.

«Und warum nicht?», fragte der Mann.

Jeffrey murmelte was von «Job» und versuchte, gleichmütig zu klingen. Er hatte ein komisches Gefühl bei dieser Sache, als würde sein Verstand etwas ausbrüten, es aber noch vor ihm geheim halten.

«Nicht viele Leute wissen, was sie bedeutet», sagte der Mann und ballte seine Hand zur Faust. Er betrachtete die Tätowierung, ein feines Lächeln auf den Lippen.

«Ich hab sie bei einem Jungen gesehen», sagte Jeffrey zu ihm. «Nicht bei so einem wie denen», deutete er mit dem Kopf auf die Kindertagesstätte. «Älter.»

Das Lächeln des Mannes wurde breiter. «Sie mögen sie älter?»

Jeffrey blickte dem Mann über die Schulter, um nach Possum Ausschau zu halten.

«Der kommt so schnell nicht wieder», versicherte ihm der Mann. «Es vergeht kein Tag, ohne dass sein Junge irgendwelchen Ärger macht.»

«Ach, wirklich?»

«Ja», sagte der Mann.

Jeffrey wandte sich wieder dem Fenster zu und sah die Kinder, die auf dem Pausenhof tollten, in einem anderen Licht. Sie wirkten auf ihn nicht mehr länger jung und sorglos. Sie erschienen ihm eher verletzlich und gefährdet. Der Mann trat einen Schritt vor und wies mit seiner tätowierten Hand zum Fenster hinaus. «Sehen Sie die Kleine da?», fragte er. «Die mit dem Buch?»

Jeffrey blickte in die angegebene Richtung und entdeckte ein kleines Mädchen, das unter dem Baum mitten auf dem Hof saß. Sie las ein Buch, fast so, wie Jeffrey sich Jenny Weaver vorgestellt hatte.

Der Mann sagte: «Das ist meine.»

Jeffrey sträubten sich die Nackenhaare. Der Tonfall des Mannes machte deutlich, dass das Mädchen nicht seine Tochter war. Es lag etwas Besitzerisches und etwas unmissverständlich Sexuelles darin.

Der Mann sagte: «Aus der Entfernung kann man es nicht erkennen, aber von nahem sieht man, dass sie den allerliebsten kleinen Mund hat.»

Jeffrey drehte sich langsam um. Er gab sich größte Mühe, seinen Ekel zu verbergen. Er sagte: «Warum gehen wir nicht woanders hin, wo wir uns unterhalten können?»

Die Augen des Mannes verengten sich. «Was passt Ihnen hier nicht?»

«Hier werd ich nervös», sagte Jeffrey. Er musste sich zu einem Lächeln zwingen.

Der Mann sah ihn lange durchdringend an und nickte dann fast unmerklich. «Ja, gut», sagte er und ging in Richtung Tür. Immer wieder sah er über die Schulter, um sich zu überzeugen, ob Jeffrey noch da war.

Hinter dem Gebäude wollte der Mann sich umdrehen, aber Jeffrey trat ihm in die Kniekehlen, sodass er zu Boden ging.

«Oh, Scheiße», sagte der Mann und rollte sich zusammen.

«Schnauze», befahl Jeffrey. Er hob den Fuß und trat dem Mann mit Wucht gegen den Oberschenkel, damit ihm klar wurde, dass es keinen Sinn hatte aufzustehen.

Der Mann blieb zusammengerollt liegen und wartete darauf, dass Jeffrey ihn verprügelte. Sein Verhalten war so jämmerlich wie widerlich, als wisse er sehr wohl, warum jemand so mit ihm umging, und als würde er seine Bestrafung hinnehmen wollen.

Jeffrey vergewisserte sich, dass niemand sie beobachtete. Er wollte diesen Mann grün und blau dafür prügeln, dass er das Mädchen bedrohte, aber er merkte, wie seine Entschlossenheit angesichts dieses heulenden Jammerlappens vor ihm auf dem Boden schwand.

Es war eine Sache, jemandem, der sich wehrte, jeden Knochen zu brechen, aber eine ganz andere, jemandem wehzutun, der letztlich wehrlos war.

«Steh auf», sagte Jeffrey.

Der Mann linste zwischen seinen verschränkten Armen hervor, weil er einen Trick befürchtete. Als Jeffrey aber einen Schritt zurücktrat, löste sich der Mann langsam aus seiner Stellung und kam auf die Beine. Staub stieg um sie herum auf, und Jeffrey hustete.

«Was wollen Sie?», fragte der Mann und zog ein Päckchen Zigaretten aus der Hemdtasche. Sie waren zerknautscht, und die, die er zwischen die Lippen schob, hatte einen Knick. Seine Hände zitterten, als er sie anzustecken versuchte.

Jeffrey spürte das Verlangen, ihm die Kippe aus dem Mund zu schlagen. «Was hat die Tätowierung zu bedeuten?»

Der Mann zuckte die Achseln, und Aufmüpfigkeit stahl sich wieder in seine Haltung.

Jeffrey fragte: «Deutet das auf einen Club, in dem du Mitglied bist?»

«Ja, der Perverso-Club», sagte der Mann. «Der Club, der kleine Mädchen mag. Sind Sie darauf aus?»

«Also haben auch andere Leute diese Tätowierung?»

«Weiß nicht», sagte er. «Namen weiß ich keine, wenn Sie die wollen. Ist aus dem Internet. Wir sind alle anonym.»

Jeffrey stieß einen Seufzer aus. Unter anderem bediente das Internet auch Kinderschänder und Pädophile, vernetzte sie und ermöglichte ihnen dadurch, dass sie Geschichten, Phantasien und manchmal auch Kinder miteinander teilen konnten. Jeffrey hatte bei der Polizei ein Seminar zu ebendiesem Thema besucht. Es hatte in letzter Zeit einige spektakuläre Verhaftungen gegeben, aber nicht einmal das FBI war schnell genug, diese Leute aufzuspüren.

«Was hat es zu bedeuten?», fragte Jeffrey.

Der Mann sah ihn grimmig an. «Scheiße, was denken Sie wohl, hat es zu bedeuten?»

«Sag es mir», herrschte Jeffrey ihn durch zusammengebissene Zähne an, «wenn du nicht gleich wieder auf dem Boden liegen und dich diesmal wundern willst, warum dir die Gedärme zum Arschloch rauskommen.»

Der Mann nickte und zog an seiner Zigarette. Dann ließ er den Rauch betont langsam aus Mund und Nase wieder ausströmen.

«Das Herz», fing er an und wies auf seine Hand. «Das große Herz ist schwarz.»

Jeffrey nickte.

«Aber innen drin, da ist dies kleine Herz, nicht wahr?» Fast verliebt betrachtete der Mann seine Tätowierung.

«Das kleine Herz ist weiß. Es ist rein.»

«Rein?», fragte Jeffrey. Woran erinnerte ihn das? «Was soll das heißen – rein?»

«So wie ein Kind rein ist, Mann.» Er riskierte ein Grinsen.

«Das weiße Herz macht eben einen kleinen Teil des schwarzen Herzens rein, verstehen Sie? Ist Liebe, Mann. Nichts als Liebe.»

Jeffrey versuchte mit seinen Händen etwas anderes anzustellen, als den Mann zu verdreschen. Er streckte die eine aus und sagte: «Gib mir deine Brieftasche.»

Der Mann zögerte keine Sekunde und tat, was ihm befohlen wurde. Er protestierte auch nicht, als Jeffrey ein kleines Notizbuch aus der Tasche zog und sich die Personalien aufschrieb.

«Hier», sagte Jeffrey und schleuderte dem Mann die Brieftasche so heftig entgegen, dass sie von seiner Brust abprallte, bevor er sie auffangen konnte. «Ich hab jetzt deinen Namen und deine Adresse. Wenn du je wieder in diesem Laden auftauchst oder auch nur daran denkst, in der Nähe der Kindertagesstätte rumzuhängen, wird mein Freund hier dich windelweich prügeln.» Jeffrey wartete einen Moment. «Hast du mich verstanden?»

«Ja, Sir», sagte der Mann mit gesenktem Blick.

«Was ist das für eine Website?», fragte Jeffrey.

Der Mann starrte weiterhin zu Boden. Jeffrey ging auf ihn los, aber der Mann wich zurück und hob abwehrend die Hände.

«Eine Newsgroup für Liebhaber kleiner Mädchen», sagte er. «Manchmal wechselt sie die Webadresse. Man muss sie immer wieder neu suchen.»

Jeffrey machte sich Notizen, obwohl er durch das Seminar mit der Vorgehensweise vertraut war.

Der Mann zog noch einmal an seiner Zigarette und behielt den Rauch einen Moment in der Lunge. Schließlich ließ er ihn entweichen und fragte: «Wär das alles?»

«Das kleine Mädchen da draußen», sagte Jeffrey mühsam beherrscht. «Wenn du ihr je etwas antun solltest ...»

Der Mann sagte: «Ich hab nie was mit einer gemacht. Ich schau sie nur gerne an.» Er trat nach einem Stein.

«Verstehen Sie, die sind doch so süß. Ich meine, wie könnte ich einem so süßen Wesen denn etwas antun?»

Ohne zu überlegen, ließ Jeffrey dem Mann die Faust ins Gesicht krachen. Ein Zahn flog ihm aus dem Mund, gefolgt von einem Blutstrom. Der Mann sackte wieder zu Boden und wartete darauf, verprügelt zu werden. Jeffrey ging zurück in den Laden. Ihm war speiübel.

NEUN

Die Robert E. Lee High School hieß bei den Einheimischen die «Superschule». Das Gebäude war für ungefähr fünfzehnhundert Schüler aus den drei Städten des Grant County konzipiert worden. Doch die Schule war mittlerweile nicht mehr groß genug, und provisorische Klassenzimmer – die andere Leute schlicht «Trailer» nennen würden – waren hinter dem Schulgebäude eingerichtet worden und nahmen inzwischen das halbe Baseballfeld in Beschlag. Die Klassen von neun bis zwölf wurden in Lee High unterrichtet, und zwei Mittelschulen lieferten die Schüler. Es gab vier stellvertretende Direktoren und einen Direktor, der George Clay hieß und die meiste Zeit damit verbrachte, hinter seinem Schreibtisch zu sitzen und die Papierberge zu bewältigen, die das innovative Bildungsprogramm des Gouverneurs verursachte – das dafür sorgte, dass die Lehrer mehr Zeit damit verbrachten, Formulare auszufüllen und Fortbildungsprogramme zu absolvieren, als den Kindern etwas beizubringen.

Brad hielt seine Mütze in der Hand, als sie den Flur entlanggingen, und in den von der Polizei gestellten Turnschuhen stapfte er neben Lena her. Unwillkürlich hatte sie angefangen, seine Schritte zu zählen, als sie durch den von Schließfächern gesäumten Korridor wanderten. Es handelte sich um ein typisches öffentliches Gebäude ohne klare architektonische Gestaltung. Der Boden war weiß gefliest, und die Wände bestanden aus unauffälligen Betonblöcken. Damit sie zu den Schulfarben passten, waren die Schließfächer dunkelrot gestrichen, die Wände

dunkelgrau. An jeder verfügbaren Stelle pappten Plakate, auf denen ein Sieg der Rebels beschworen wurde, aber insgesamt wirkte die verwirrende Vielzahl von Parolen eher unordentlich als ermunternd. Auf weiteren Anschlagbrettern wurden die Schüler aufgefordert, nein zu sagen: nein zu Drogen, Zigaretten und Sex.

«Kommt mir alles jetzt so klein vor», sagte Brad im Flüsterton.

Obwohl es ihr sehr schwer fiel, verdrehte Lena bei dieser Bemerkung nicht die Augen. Seit sie mit George Clay gesprochen hatten, war Brad kein Cop mehr, sondern wieder ein Neuntklässler. Mit seinem runden Gesicht und den blonden Haarsträhnen, die ihm alle drei Sekunden in die Augen fielen, hatte Brad auch noch das passende Aussehen für diese Rolle.

«Das hier ist Miss Macs Schulzimmer», sagte er und deutete auf eine geschlossene Tür. Er warf einen Blick durchs Fenster, als sie vorbeigingen. «Bei ihr hatte ich Englisch», sagte er und strich sein Haar zurück.

«Hmm», antwortete Lena, ohne hinzuschauen.

Alle Türen zum Flur waren während der Pause nicht nur geschlossen, sondern sogar abgeschlossen. Wie in den meisten Kleinstadtschulen hatte man sich auch an der Lee High gegen unbefugte Eindringlinge abgesichert. Lehrer patrouillierten auf den Fluren, und zwei Beamte, die Jeffrey seine «Hilfsschnüffler» nannte, waren an die Schule beordert und residierten im vorderen Büro für den Fall, dass etwas passierte. Als Streifenpolizistin hatte Lena mehr als einmal eingreifen müssen, um Drogendealer oder Raufbolde festzunehmen. Aus dieser Erfahrung wusste sie, dass mit jungen Kriminellen, die in der Schule aufgegriffen wurden, weitaus schwerer umzugehen war als mit Erwachsenen gleicher Art. Jugendliche Gewohnheits-täter kannten die Gesetze, nach denen sie verhaftet werden

durften, besser als die meisten Cops, und Angst war ihnen ohnehin fremd.

«Es hat sich alles so verändert», sagte Brad und verlieh ihren Gedanken Ausdruck. «Ich weiß gar nicht, wie die Lehrer damit fertig werden.»

«Genauso wie wir», knurrte Lena, um die Unterhaltung abzuwürgen. Sie hatte die Schule nie gemocht, und auch jetzt war ihr hier sehr unwohl. Seit der Vernehmung von Mark Patterson war Lena neben der Spur. Sie empfand eine eigentümliche Mischung aus Selbstzufriedenheit, weil sie es geschafft hatte, an den Jungen heranzukommen, und einer irritierenden Ahnung, dass sie ihm dabei zu nahe gekommen war. Und das Allerschlimmste: Jeffrey hatte das sehr wohl mitbekommen.

«Da wären wir», sagte Brad und blieb vor Jenny Weavers Schließfach stehen. Er zog ein Stück Papier aus der Tasche und faltete es auseinander. «Die Kombination lautet –», begann er, als Lena den Daumen unter den Riegel hakte und die Tür aufsprang.

«Wie haben Sie das bloß gemacht?», fragte Brad.

«Nur Bekenntnisse benutzen die Kombinationen.»

Brad wurde rot, lenkte aber davon ab, indem er Jenny Weavers Schrank ausräumte. «Drei Lehrbücher», sagte er und reichte sie Lena, damit sie drin blättern konnte. «Ein Notizheft», fuhr er fort. «Zwei Bleistifte und ein Päckchen Kaugummi.»

Lena sah forschend in das schmale Schließfach. Jenny Weaver war weitaus ordentlicher gewesen als sie selbst damals. Nicht einmal Bilder klebten an der Innenseite der Tür. «Ist das alles?», fragte sie, obwohl sie es doch selbst sah.

«Alles», antwortete Brad und blätterte nochmal in den Büchern, die Lena sich bereits angesehen hatte.

Jetzt öffnete Lena das Notizheft, auf dessen Umschlag das Bild eines Hundebabys prangte. Sechs verschiedene

Farbmarkierungen, eine für jede Stunde, gliederten die Seiten. Fast jede Seite war mit Notizen gefüllt, aber soweit Lena sehen konnte, bezogen sie sich ausschließlich auf Unterrichtsstoff. Jenny hatte noch nicht mal am Seitenrand Männchen gemalt.

«Sie muss eine gute Schülerin gewesen sein», sagte Lena.

«Sie war dreizehn und schon in der neunten Klasse.»

«Ist das ungewöhnlich?»

«Das heißt, dass sie eine Klasse übersprungen hatte», erklärte Brad und verstaute die Bücher wieder so im Schrank, wie er sie vorgefunden hatte. Er sah sich das Kaugummipäckchen genauer an, um sicherzugehen, dass es auch wirklich Kaugummi war. «Auf jeden Fall war sie ordentlich.»

«Ja», stimmte Lena zu und gab Brad das Notizheft. Sie wartete ab, ob er beim Durchblättern vielleicht etwas fand, das sie übersehen hatte.

«Sie hatte auch eine sehr saubere Schrift», sagte Brad traurig.

«Was ist Ihnen bei der Skifreizeit an ihr aufgefallen?»

Brad strich sich das Haar aus den Augen. «Sie war still. Ich sag nur ungern, dass ich sie kaum bemerkt habe, aber die Mädchen blieben ziemlich unter sich. Mrs. Gray sollte mich ja eigentlich unterstützen, aber sie wurde in letzter Minute krank. Ich wollte natürlich niemanden enttäuschen, und die Anzahlungen konnten auch nicht erstattet werden...» Er schüttelte den Kopf. «Die Jungs waren ein wilder Haufen. Die meiste Zeit habe ich damit verbracht, sie unter Kontrolle zu halten.»

«Und Jenny und Lacey?»

«Na ja ...» Brads Stirn legte sich in Falten. «Eigentlich machten sie fast gar nichts. Die anderen Kids liefen Ski und hatten viel Spaß. Jenny und Lacey blieben unter sich. Sie hatten ihr eigenes Zimmer, und ich hab sie eigentlich nur zum Abendessen gesehen.»

«Wie verhielten sie sich denn?»

«Irgendwie, als hätten sie ihre eigene Sprache. Sie sahen mich an, und schon kicherten sie los, verstehen Sie, wie Mädchen eben so sind.» Er trat von einem Bein aufs andere, und Lena konnte verstehen, warum die Mädchen gekichert hatten. Brad verstand anscheinend genauso viel von jungen Mädchen wie ein Ziegenbock.

«Verhielten sie sich seltsam?»

«Außer grundlos zu kichern?»

«Ach, Brad ...», sagte Lena. Sie hätte ihm beinahe erklärt, warum die Mädchen über ihn lachten, hielt sich aber noch zurück. Wenn sie ihm erklärte, die Mädchen hätten ihn wahrscheinlich für einen Trottel gehalten, wäre er bestimmt eingeschnappt, und das wollte Lena sich ersparen. Er sah sie mit großen erwartungsvollen Augen an.

«Es ist nur ...», fing Lena an und hielt wieder inne.

«Machte Jenny einen kranken Eindruck?»

«Das hat der Chief auch gefragt», sagte Brad, und anscheinend wollte er Lena damit ein Kompliment machen. «Er hat eine ganze Menge Fragen über Jenny gestellt. Wie sie aussah und mit wem sie ihre Zeit verbrachte.»

Lena machte das Schließfach zu und bedeutete Brad, mit ihr weiterzugehen.

«Auf mich hat sie nicht krank gewirkt», sagte er. «Wie gesagt, die beiden blieben unter sich. Schienen auch die anderen Kids nicht zu mögen. Ganz ehrlich, ich weiß gar nicht, warum sie überhaupt mitgekommen sind. Irgendwie passten sie nicht zu der Gruppe.»

«Und das soll heißen?»

Achselzuckend erwiderte er: «Waren nicht beliebt, mein ich. Lacey hätte es sein können. Sie ist richtig niedlich, eben ein Cheerleader.» Er schüttelte den Kopf, als versuche er, es zu verstehen. «Jenny war aber absolut nicht beliebt. Ich hab zwar niemanden dabei erwischt, dass

er sie gepiesackt hat – da hätte ich auch sofort eingegriffen –, aber übermäßig nett waren sie auch nicht zu ihr.»

«War es nicht Ihre Aufgabe, sie zu betreuen?»

Er ging sofort in die Defensive. «Ich hab sie im Auge behalten, so gut es ging, aber ich war ja allein, und die Jungs haben viel mehr Ärger gemacht als die Mädchen.»

Lena biss sich auf die Zunge und fragte sich, wie ein so beschränkter Kerl wie Brad in den Polizeidienst geraten war.

«Da wären wir», sagte er und blieb vor der Bibliothek stehen. Er hielt Lena die Tür auf, wie seine Mama es ihm von kleinauf beigebracht hatte. Nach der Arbeit mit Frank und dann Jeffrey fiel es Lena schon gar nicht mehr auf, wenn ihr ein Mann die Tür aufhielt.

Die Bibliothek hatte eine schlichte, aber doch freundliche Atmosphäre. An den Wänden standen Schülerprojekte angeschlagen, und die unzähligen Regale waren randvoll mit Büchern. Ungefähr zwanzig Computer – eine Bildungsinitiative, die durch Georgias Lotterie finanziert worden war – ruhten unbenutzt mit dunklen Monitoren, weil die elektrischen Leitungen der Schule die zusätzliche Belastung nicht ausgehalten hätten. An der hinteren Wand erstreckte sich eine Balustrade mit offenem Geländer, und Lena überfiel der Gedanke, dass irgendeiner von den Schülern vielleicht schon mal dort oben gesessen und sich vorgestellt hatte, das Feuer auf seine Schulkameraden zu eröffnen.

Brad sah sie erwartungsvoll an. «Das sind sie», sagte er und deutete auf drei Jungen und drei Mädchen, die beim Pult der Bibliothekarin saßen. Lena begriff sofort, wovon Brad gesprochen hatte. Das hier waren die beliebten Kids. Man erkannte es allein schon an der Art, wie sie dort saßen, miteinander redeten und lachten. Sie sahen allesamt gut aus und waren nach der neuesten Mode gekleidet.

Zudem gaben sie sich betont lässig, wie es nur Kids tun, die es gewohnt sind, von Gleichaltrigen hofiert zu werden. «Bringen wir es hinter uns», forderte Lena Brad auf und steuerte zielbewusst auf den Tisch zu. Sie stand ein paar Sekunden da, aber niemand nahm von ihrer Anwesenheit Notiz. Lena sah Brad fragend an und räusperte sich. Als das auch noch nicht wirkte, klopfte sie auf den Tisch. In der Gruppe wurde es stiller, aber zwei der Mädchen beendeten erst ihre Unterhaltung, bevor sie aufblickten.

Lena sagte: «Ich bin Detective Adams, und das hier ist Officer Stephens.»

Zwei der Mädchen giggelten, als hätten sie das tollste Geheimnis. Lena wusste, warum sie keine Kids mochte und am allerwenigsten Mädchen dieses Alters. Es gab nichts Gemeineres als einen weiblichen Teenager. Vielleicht hatte es damit zu tun, dass Jungen eher in der Lage waren, Meinungsverschiedenheiten mit den Fäusten auszutragen. Die Mädchen waren jedenfalls hinterhältiger und nachtragender, als man ahnen konnte.

Eins der kichernden Mädchen ließ eine Kaugummiblaste platzen, während das andere sagte: «Wir kennen Brad.»

Lena gab sich alle Mühe, nicht feindselig zu wirken, als Brad ihr die Kids vorstellte. «Heather, Brittany und Shanna», sagte er und deutete jeweils auf eine von ihnen. Dann wies er auf die Jungen, die so in ihren Stühlen hingen, dass sie mit dem Hintern fast den Boden berührten: «Carson, Rory und Cooper.» Lena fragte sich, wann Eltern aufgehört hatten, ihren Kindern normale Namen zu geben. Wahrscheinlich, seit sie es aufgegeben hatten, ihnen vernünftiges Benehmen beizubringen.

«Gut.» Lena setzte sich ihnen gegenüber. «Machen wir das hier kurz, damit ihr alle wieder in den Unterricht gehen könnt.»

«Warum sind wir überhaupt hier?», fragte Brittany. Ihr Ton war ebenso abweisend wie ihre Körperhaltung.

«Ihr wart auf der Skifreizeit mit Officer Stephens», sagte Lena zu ihnen. «Jenny Weaver war auch dabei. Wisst ihr, was mit dem Mädchen am Sonabend passiert ist?»

«Ja», sagte Shanna, an ihrem Kaugummi schmatzend. «Abgeknallt habt ihr sie.»

Lena atmete tief durch und beließ es dabei. Wie scheiß-frech sie in diesem Alter auch gewesen mochte, mit einem Cop hätte Lena nie so gesprochen. Sie sagte: «Wir wollen nur ein paar Routinefragen über Jenny beantwortet haben, weil wir herauszufinden versuchen, warum sie das getan hat.»

Einer der Jungen sagte etwas. Lena konnte sich nicht an seinen Namen erinnern, aber das war auch kaum wichtig, denn sie sahen alle drei gleich aus. «Ist mein Vater darüber informiert worden, dass Sie mit mir reden?»

«Wie heißt du?», schnauzte Lena.

«Carson.»

«Carson», wiederholte sie und sah ihn genauso finster an wie er sie. Seine Augen waren blutunterlaufen, die Pupillen geweitet.

«Was?», sagte er und hörte auf, sie so anzustarren. Er verschränkte die Arme und sah sich im Raum um, als sei er fürchterlich gelangweilt.

«Eine Klassenkameradin von euch ist tot», erinnerte sie Lena. «Habt ihr denn kein Interesse daran, uns zu helfen, den Grund dafür herauszufinden?»

«Der Grund ist, dass sie von Ihnen erschossen wurde», antwortete Carson und griff nach seinem Rucksack. «Kann ich jetzt gehen?»

«Klar», sagte Lena. «Warum bitten wir Dr. Clay nicht, mal einen Blick in deinen Rucksack zu werfen?»

Carson grinste spöttisch. «Sie haben gar keinen hinreichenden Verdacht.»

«Nein», gab Lena zu. «Aber Dr. Clay braucht den auch gar nicht.»

Carson wusste, dass sie Recht hatte. Er ließ den Rucksack zu Boden fallen. «Was wollen Sie wissen?»

Lena atmete langsam aus. «Erzähl mir was über Jenny Weaver.»

Er machte eine abwehrende Handbewegung. «Ich kannte sie gar nicht, klar? Sie war mit auf der Freizeit und so, aber sie und Lacey haben sich eher zurückgezogen.»

Die anderen Jungen nickten. Einer von ihnen sagte: «Sie hatten keinen Bock auf Party.»

Lena nahm an, dass er unter «Party» Doperauchen verstand. Obwohl sie nur wenig über Jenny Weaver wusste, erschien ihr das nicht weiter verwunderlich.

«Sie war jünger als wir», fügte Carson hinzu. «Wir geben uns doch nicht mit Babys ab.»

Lena wandte sich an die Mädchen. «Und was habt ihr zu sagen?»

Brittany ergriff als Erste das Wort. Ihre Körperhaltung war ebenso schlaksig wie die der anderen, und ihr Rückgrat schien extrem biegsam zu sein, denn sie klebte im Stuhl wie aufgeweichte Knetmasse. Sie redete, wie Lena es sich vorgestellt hatte: maulig und weinerlich. Irgendwas stimmte nicht mit einer Gesellschaft, die es duldete, dass Kinder so mit Erwachsenen sprachen.

Brittany sagte: «Jenny war seltsam.»

Um sie aus der Reserve zu locken, fragte Lena: «Ich dachte, ihr wärt alle Freunde gewesen.»

«Das waren wir ganz bestimmt nicht», ergriff Shanna das Wort. «Ich für meinen Teil konnte sie nicht ausstehen.»

Sie sagte es, als sei sie stolz darauf.

«Tatsächlich?», fragte Lena.

Shannas Großspurigkeit schrumpfte sofort, als sie merkte, dass Lena sie ernst nahm. Es klang erheblich weniger selbstsicher, als sie sagte: «Wir waren keine Freundinnen.»

«Keine von uns war mit ihr befreundet», sagte Heather. Sie schien die Klarste von allen zu sein. Sie hielt die Arme nicht mehr vor der Brust verschränkt, und sie war auch die Einzige, die anscheinend so etwas wie Bedauern empfand. Heather erinnerte Lena ein wenig an sich selbst in jenen Jugendjahren: eher am Rand der Ereignisse, weit mehr an Sport interessiert als an Schulklatsch.

Heather sagte: «Jenny war meistens still. Auch schon damals in der Mittelschule.»

«Ihr habt alle dieselbe Schule besucht?»

Sie nickten.

Heather deutete auf die anderen Mädchen. «Wir wohnen alle hier in der Nähe. Eine Zeit lang sind wir zusammen mit dem Schulbus gefahren.»

«Aber ihr wart nicht befreundet?»

«Sie hatte kaum Freundinnen.» Heather schwieg einen Moment und sagte dann: «Als sie hierher zog, hab ich sie angesprochen. Ich hab sie ein paar Mal eingeladen, mit mir loszuziehen, aber sie wollte nicht. Sie mochte lieber zu Hause bleiben und lesen. Und dann hab ich es gelassen.»

«Niemand mochte sie», steuerte Brittany bei. «Sie war echt — wie sagt man noch dazu — introvertiert.»

Shanna hielt sich kichernd die Hand vor den Mund. «Ja, stimmt», sagte sie.

«Sie war mit Lacey Patterson befreundet», gab Lena ihnen zu bedenken.

Die Mädchen tauschten Blicke aus.

«Was?», fragte Lena.

Sie zuckten gleichzeitig die Achseln. Die Jungen waren entweder ins Koma gefallen oder desinteressiert.

Lena seufzte und lehnte sich zurück. «Wir bleiben hier die ganze Nacht sitzen, bis ihr mir erzählt, was ich wissen muss.»

Sie schienen ihr das abzunehmen, auch wenn Lena eigentlich nur aus dieser Schule wegkommen wollte.

Britanny sprach als Erste: «Lacey war nur wegen Mark mit ihr befreundet.»

«Mark Patterson, Laceys Bruder?»

«Na gut», sagte Shanna und hob die offene Hand. Ihre Stimme klang aufgeregt, als hätte Lena sie mit ihrer unbarmherzigen Verhörtaktik klein bekommen und sei jetzt froh, alles ausplaudern zu dürfen. «Sie war eine Nutte.»

«Shanna!» Heather bekam den Mund nicht wieder zu.

«Du weißt doch auch, dass es wahr ist», entgegnete Shanna. «Die hat es mit vielen gemacht, nicht nur mit Mark.»

Brad wurde unruhig und sah betretener aus, als Lena ihn je gesehen hatte.

«Mit wem hat sie geschlafen?», fragte Lena und sah die Jungen an. Keiner von ihnen sah ihr in die Augen.

«Ganz sicher weiß ich nur das mit Mark», sagte Shanna, als würde sie beim Mittagessen mit ihren Freundinnen schwatzen. «Aber es gab da allerhand Gerüchte, dass sie den Jungs jederzeit einen blasen ...»

«Mensch», unterbrach Heather. «Sie ist tot. Warum musst du so was sagen?»

«Weil es die Wahrheit ist!», entgegnete Shanna mit hoher und erregter Stimme.

Heather wirkte erbost. «Es waren doch nur Gerüchte. Niemand weiß, ob es stimmte oder nicht.»

Lena fragte: «Was waren denn das für Gerüchte?»

Shanna war überglücklich, loslegen zu können: «Nach der fünften Stunde hatte sie mit manchen Jungs hinter der Sporthalle Sex.»

«Verkehr oder nur Blasen?», fragte Lena, die Jungen immer noch im Auge. Shanna zuckte die Achseln und warf Heather einen Seitenblick zu. «Ich war nicht dabei.»

«Heather aber?»

«Heather mag keine Jungs», posaunte Shanna hinaus.

«Schnauze!», kommandierte Heather alarmiert.

Lena fragte sich, ob sie wohl ebenso schockiert dreinschaute wie Brad. Es kam ihr so vor, als seien sie Gäste in ihrer eigenen perversen Talkshow, live aus der Schulbibliothek.

«Es reicht», sagte Lena und hob die Hand, um für Ruhe zu sorgen. «Welche Beweise habt ihr dafür, dass Jenny rumgehurt hat?»

Die Mädchen blieben stumm und sahen einander an.

«Keine, stimmt's?», sagte Lena. «Ihr könnt mir also keinen Jungen nennen, mit dem sie zusammen war?»

Carson regte sich auf seinem Stuhl, aber freiwillig äußerte er sich nicht.

«Mark», sagte Shanna achselzuckend. «Aber Mark, der hat doch mit jeder.»

«In echt», murmelte Brittany, und es klang irgendwie bedauernd.

Lena seufzte. Sie rieb sich den Nasenrücken. Kopfschmerzen meldeten sich an, die wohl den ganzen Tag bleiben würden. «Also, wer hat das Gerücht verbreitet?»

Sie stellten sich allesamt ahnungslos und zuckten die Achseln. Aber das schien generell die Reaktion der Teenager auf jede Frage zu sein.

«Pansy Davis hat es mir erzählt», sagte Shanna.

«Sie hat mir auch erzählt, dass sie Donnerstagabend mit Ron Wilson geschlafen hat», mischte sich Brittany ein.

«Und dabei wissen wir doch, dass Ron an jenem Abend mit bei Frank zu Hause war.»

«Frank sagte aber, er hat sich weggeschlichen!», quäkte Shanna.

«Halt, halt!» Lena hob beide Hände. Es kam ihr vor, als solle sie von einem Schwarm Enten zu Tode geknabbert

werden. «Keine von euch erinnert sich also, woher sie das Gerücht hat?»

«Es war eben allgemein bekannt», sagte Heather zu Lena. «Ich mein, ich weiß nicht mehr, wer's mir gesagt hat, aber Jenny hat sich eben total komisch benommen, klar? Sie ist mit Jungs losgezogen, die sie überhaupt nicht kannte. Jungs, will ich mal sagen, aus der zwölften Klasse.»

«Und du weißt nicht, wie die heißen?»

Heather schüttelte den Kopf. «Die waren aus den Abschlussklassen.»

«Keine von den besonders beliebten Schülern?», fragte Lena.

«Manche waren echt ätzend», erläuterte Brittany. «Mit denen würde ich mich gar nicht abgeben. Nicht beliebt. Irrendwie so wie Jenny.»

«Ist sie mit denen im Bus nach Hause gefahren?»

«Die hatten Autos», sagte Heather. «Die dürfen doch schon fahren.»

«Erinnert ihr euch an irgendeinen dieser Wagen?»

Heather schüttelte den Kopf, aber Brittany schnippte mit den Fingern und wandte sich an Shanna: «Erinnerst du dich an den coolen schwarzen Thunderbird?»

«Einen neuen oder alten?», fragte Lena.

«Einer von den alten, die hinten echt riesig sind», sagte Shanna. «Machte richtig Lärm, die Karre, als wenn irgendwas mit dem Motor war oder so.»

«Geht der Fahrer hier zur Schule?»

Sie tauschten wieder Blicke aus. «Kann sein», sagte Brittany.

«Glaub ich nicht», fügte Shanna hinzu.

Heather zuckte die Achseln. «Ich achte nicht auf Autos. Kommt mir nicht bekannt vor.»

Lena sah die Jungen an. «Kennt einer von euch den Wagen?»

Nichts als Achselzucken und Kopfschütteln.

Lena versuchte es mit einer anderen Fragestellung.

«Hat einer von euch eine Ahnung, warum Jenny Mark erschießen wollte?»

Die Mädchen blieben stumm, bis Brittany schließlich sagte: «Mindestens einmal wollten wir das alle.»

Lena lehnte sich zurück und schlug die Arme übereinander. Sie schaute die Jungen an und überlegte, warum sie wohl nichts sagten. «Okay», sagte sie. Als sie jedoch alle aufstanden, gebot sie ihnen Einhalt. «Carson, Cory, Roper—»

«Rory und Cooper», korrigierte Brad.

«Richtig», sagte Lena. «Wie auch immer. Ihr Jungs bleibt. Die Mädchen können gehen.» Sie wandte sich an Brad. «Lassen Sie sich deren Adressen und Telefonnummern geben.»

Brad nickte. Er wusste, dass sie ihn dadurch loswerden wollte, aber das schien ihm nichts auszumachen.

Lena setzte sich den Jungen gegenüber an den Tisch und sagte nichts, bis sie anfangen, nervös auf ihren Stühlen hin und her zu rutschen.

«Nun ...?», fragte sie.

Carson sprach als Erster. «Ja, sie hat es gemacht.» Die anderen Jungen nickten.

«Ihr habt alle mit ihr geschlafen?»

Keine Antwort.

«Hat sie euch einen geblasen? Oder einen runtergeholt?», fragte Lena.

«Sex eben», stellte Carson klar.

Lena spürte, dass ihr die Röte ins Gesicht stieg, wenn auch nicht vor Verlegenheit. «Und wann war das?»

«Mark hat sie mal mit zu mir nach Hause gebracht. Da haben wir Party gemacht.»

«Ich dachte, du hast gesagt, Jenny mochte keine Partys.»

«Mochte sie ja auch nicht», sagte Carson. «Normalerweise nicht, aber Mark hat ihr gesagt, sie soll was nehmen, damit

sie ein bisschen relaxter wird.» Er lachte verächtlich. «Die hat doch alles getan, was Mark ihr gesagt hat.»

«Also», fragte Lena, um alles richtig zu verstehen, «waren Mark und Jenny dabei und ihr drei?»

Sie nickten.

Carson sagte: «Sie hat was getrunken und sich dann an uns rangemacht.»

Lena presste die Lippen aufeinander.

«Mark hat uns gesagt, sie würde alles tun, was wir wollten.»

Einer der Burschen grinste. «Und das tat sie dann auch.»

«Ihr hattet alle Sex mit ihr?», fragte Lena.

Carson zuckte die Achseln und sagte höhnisch: «Sie war ziemlich besoffen.»

Lena konzentrierte sich auf die Tischplatte, um nicht die Fassung zu verlieren. «Sie hat sich also betrunken und mit euch allen Sex gehabt, einschließlich Mark?»

«Mark hat nur zugesehen», warf einer von ihnen ein und fuhr fast wütend fort: «Sie hat uns alles machen lassen, was wir wollten. Sie war eben eine Nutte. Warum geben Sie sich da überhaupt so viel Mühe?»

Lena war verblüfft über den Hass in seiner Stimme, als sei es ganz allein Jennys Schuld, dass sie es so getrieben hatten. Sie fragte: «Wie war noch dein Name?»

Er blickte zu Boden und nuschelte: «Rory.»

«Also schön, Rory», sagte Lena. «Hatte sie auch bei der Skifreizeit mit einem von euch Sex?»

«Scheiße, nein.» Erbost verschränkte Carson die Arme. «Das war's ja. Warum hätten wir denn sonst auf so 'ne bekackte Kirchenfreizeit mitfahren sollen?»

«Also du hattest keinen Sex mit ihr?», fragte Lena.

«Nein», sagte er, noch immer sauer. «Sie hat sich von uns fern gehalten. Bei der Party, da war alles bestens. Da konnte sie gar nicht genug hiervon kriegen.» Er packte sich zwischen die Beine, als würde Lena eine optische

Verständnishilfe brauchen. «Aber über Weihnachten hat sie total dichtgemacht. Wollte nicht mal mit uns reden.» Er schürzte verächtlich die Lippen. «Die Schlampe.»

Lena biss sich auf die Zunge.

«Sie hat uns angemacht und dann abblitzen lassen», sagte Carson. «Die hätte auch einen Hund gebumst, wenn Mark es gewollt hätte, aber in der Skifreizeit hat sie so getan, als wär sie was Besseres.»

«Was, meint ihr, hat diese Veränderung bewirkt?» «Mann, wen interessiert das schon?»

«Habt ihr euch bei der Skifreizeit an sie rangemacht, oder hat sie euch ganz einfach ignoriert?»

Wieder warf er die Lippen auf. «Es ging so ab, klar? Wir haben ihr 'n bisschen was angeboten, damit sie locker wird, und haben auch gesagt, dass wir Bock auf Party haben, aber sie war wie ein Eisblock.»

«Genau», sagte Rory. «Als wenn wir ihr plötzlich nicht mehr gut genug wären.»

«Scheiße, ja», stimmte Carson zu. «Sie tat so, als wäre nichts gewesen, und ich hab zu ihr gesagt: <He, du weißt doch bestimmt noch, was du gemacht hast, du kleine Nutte.>»

«Hättest ihr Geld anbieten sollen», schlug Rory vor. «Nee, hättest Mark Geld dafür anbieten sollen.»

«Genau», raunte Lena. Sie versuchte sich an den Namen des dritten Burschen zu erinnern. Er war die ganze Zeit recht wortkarg gewesen und nicht so aggressiv wie die beiden anderen. «Cooper?», riet sie. Er sah auf, und sie fragte: «Hast du dich mal gefragt, wieso ein dreizehnjähriges Mädchen diese Dinge überhaupt getan hat?»

«Sie hatte Spaß dran», vermutete Cooper und zuckte die Achseln, wie sie alle immer wieder die Achseln zuckten.

«Wieso sollte sie sonst so was machen?» Er sah zu seinen Freunden hin, und sein Verhalten änderte sich schlagartig. Er klang kalt und genauso hasserfüllt wie sie, als er mit

Nachdruck behauptete: «Sie war eine Nutte, und es gefiel ihr.»

«Ja», sagte Rory voller Verachtung. «Jeder sah doch, dass sie drauf stand.»

Lena warf ein: «Obwohl sie so betrunken war?» Sie antworteten nicht.

«Woran habt ihr denn gemerkt, dass es ihr gefiel?»

«Scheiße, Mann», sagte Rory. «Wer weiß das schon. Ihr Gesicht war doch die ganze Zeit in der Couch vergraben.»

«Bingo, Alter!» Carson lachte und reckte die Hand zum Abklatschen in die Höhe.

Blitzschnell ergriff Lena sein Handgelenk und drückte so fest zu, dass sie die Knochen spürte. Vor Schmerzen verzog er das Gesicht.

Sie sagte: «Du meinst also, ihr hat es gefallen, hm?»

«Ey», sagte Carson und sah sich nach Hilfe um. «Kommen Sie, wir haben doch nur Spaß gemacht.»

«Spaß?», fragte Lena und riss an seinem Arm, als wollte sie ihn auskugeln. «Bei mir zu Hause nennen wir das Vergewaltigung, du kleiner Wichser.» Sie ließ ihn los, was blieb ihr anderes übrig. Am liebsten hätte sie ihm ihre Waffe über den Schädel gezogen, angesichts des höhnischen Grinsens, das er aufsetzte, kaum dass er sich wieder auf seinem Stuhl flegelte.

Es läutete zur nächsten Unterrichtsstunde, und Lena musste sich beherrschen, um bei dem lauten Geräusch nicht zusammenzuzucken. Die Jungen reagierten mit dem Pawlow'schen Reflex: Sie griffen nach den Rucksäcken mit ihren Schulbüchern und warteten gar nicht darauf, dass Lena sie entließ.

Sie trug ihnen auf: «Gebt Officer Stephens eure Telefonnummern und Adressen für den Fall, dass wir noch Fragen haben.» Sie sah sie durchdringend an. «Ich werde dafür sorgen, dass jeder Cop im Revier eure Namen kennt.»

«Klar», sagte Rory. «Uns doch egal.»

Sie schlurften davon, aber Carson hielt inne und fragte: «Werden Sie Dr. Clay auffordern, mich zu durchsuchen, oder was?»

«Ich werde alles Menschenmögliche tun, um dich ins Gefängnis zu bringen, bevor du alt genug bist, um wählen zu dürfen.»

«Scheiße», murmelte er und trollte sich.

Lena stand auf, weil sie so schnell wie möglich von dem Tisch weg wollte, an dem sie sich das abstoßende Gerede hatte anhören müssen. Sie ging hinüber zum Computerbereich und stützte sich auf einen der Monitore. Am ganzen Körper brach ihr kalter Schweiß aus, und ihr wurde kotzübel bei dem Gedanken, dass Jungs schon in diesem Alter lernten, so über Frauen zu denken. Lena konnte sich vorstellen, dass auch er in dem Alter bereits der Meinung gewesen war, Mädchen seien so was wie Gebrauchsware — ex und hopp. Sie wollten es eben alle. Denn sie waren ja allesamt Nutten.

«Lena?» Brad holte sie aus ihren Gedanken. Sie blickte zum Tisch zurück und sah, dass zwei ältere Frauen und ein Mann dort Platz nahmen. «Jennys Lehrer», erläuterte Brad.

Von Klaustrophobie erfasst, griff sich Lena an die Brust. Brad stand zu dicht neben ihr, und sie hatte das Gefühl, der Raum würde schrumpfen. «Fangen Sie doch schon an», schlug sie vor, denn sie musste hier raus, um Luft zu holen. Aber er hielt sie zurück.

«Ich allein?», fragte er und kam ihr schon wieder zu nahe. Sie roch sein Aftershave, und dann war da noch der Pfefferminzgeruch von irgendwelchen Atemfrischpastillen. Sie durfte hier nicht die Kontrolle verlieren. Lena war klar, wenn sie sich vor Brad übergeben würde, könnte sie nie wieder mit ihm zusammenarbeiten.

Sie trat einen Schritt zurück und deutete auf ihr Handy: «Ich rufe im Revier an und höre mal, was anliegt, und vielleicht kriegen die ja gleich heraus, wer hier in der Gegend einen schwarzen Thunderbird fährt.»

«Ich wette, der Direktor weiß das», sagte Brad und machte wieder einen Schritt vorwärts. «Darüber führen die doch Listen, oder? Man darf hier gar nicht parken, wenn man keinen entsprechenden Ausweis hat.»

«Gute Überlegung», sagte Lena und wich noch einen Schritt zurück. Sie wusste genau, dass sie gleich hyperventilieren würde, wenn sie ihre Atmung nicht unter Kontrolle bekäme. «Ich kümmere mich darum, während Sie die Lehrer befragen. Vergessen Sie nicht, auch das anzusprechen, was die Mädchen gesagt haben.»

Er sah sie leicht verwirrt an. «Geht es Ihnen gut?»

«Klar», sagte sie. Plötzlich war es im Raum unerträglich heiß. Sie spürte, wie das T-Shirt an ihrem Rücken klebte. «Sammeln Sie einfach Material, gewinnen Sie einen Eindruck, wie Jenny so war. Ich muss nur ein paar Anrufe erledigen, dann komme ich gleich zurück.»

Er biss die Zähne aufeinander und nickte kurz. «In Ordnung», sagte er, und ihr entging nicht, dass er sie am liebsten nochmal gefragt hätte, ob es ihr auch wirklich gut ging.

Sie hastete auf den Flur hinaus und atmete tief durch, um sich zu beruhigen. Da sie immer noch schwitzte, zog sie ihre Jacke aus. Ein Schüler, der sich offenbar verspätet hatte, rannte zur nächsten Unterrichtsstunde. Er verlangsamte sein Tempo, als er an ihr vorbeisprintete und die Waffe in ihrem Schulterhalfter sah.

Lena schlüpfte wieder in ihre Jacke und lehnte den Kopf an die Wand. Sie schloss die Augen, bis die Übelkeit nachließ. Nach einigen tiefen Atemzügen fühlte sie sich schon besser, wenn auch nicht hundertprozentig.

Lena klappte ihr Handy auf, damit sie etwas zu tun hatte. Sie wählte die Nummer des Reviers und sprach mit Maria über den Wagen. Sie war froh, dass Frank nicht dran war. Es fiel Lena noch immer schwer, mit Frank zu sprechen, denn irgendwie hatte sie das Gefühl, dass er ihr die Schuld dafür gab, was ihr passiert war. Und ein Teil von ihr stimmte ihm zu. Wie dumm war sie gewesen.

Obwohl sie weniger als fünfzig Meter vom vorderen Büro entfernt stand, rief Lena den Direktor an und fragte auch ihn nach dem schwarzen Wagen. Er ging seine Unterlagen durch, während sie am Telefon wartete, und gab ihr schließlich die Antwort, mit der sie ohnehin gerechnet hatte: Niemand in der Schule hatte ein Auto angemeldet, auf das die Beschreibung passte. Lena bedankte sich bei ihm, beendete das Gespräch und dachte, wie gut es doch tat, Dinge zu erledigen, statt nur auf der Stelle zu treten. Doch je mehr Zeit bei diesem Fall verstrich, desto mehr schienen sie sich davon zu entfernen, ihn zu lösen. Sie musste nochmal mit Mark sprechen und sehen, wie er auf die neuesten Informationen reagierte. Aber nach dem, was beim letzten Mal geschehen war, würde Jeffrey sie nicht wieder in die Nähe von Mark lassen.

Lena klappte ihr Handy nochmal auf und hörte ihre Nachrichten ab. Die erste stammte vom Videoverleih in der Stadt und wies darauf hin, dass sie mit einigen Filmen in Verzug war. Die zweite war von Nan Thomas, Sibyls Liebhaberin.

«Lena», sagte Nan. Ihre tiefe Stimme klang ungeduldig und gereizt. «Ich hab noch immer dies ganze Zeug, Sibbys Sachen. Wenn du sie möchtest, sag mir Bescheid. Ich will sie nicht ...» Sie stockte, und dann: «Es ist nur ...»

Lena sah auf ihre Uhr, denn sie fragte sich, wie viel Nans Gestotter sie kostete.

«Ich werde heute Abend gegen acht bei Suddy's sein», sagte Nan. «Ich bringe die Kartons in meinem Auto mit,

wenn du die Sachen möchtest. Triff mich dort, wenn du ...
Sonst, na ja ...» Wieder hielt sie inne.

Lena drückte den Rest der Nachricht weg. Suddy's war eine Lesbenkneipe am Rande von Heartsdale. Einen Teufel würde sie tun, sich mit der Liebhaberin ihrer Schwester in einer Lesbenkneipe zu treffen.

Lena blieb fast das Herz stehen, als sie die nächste Nachricht hörte. Hank sagte: «Lee, Barry ist krank. Also muss ich hier heute Abend übernehmen und morgen vielleicht auch.»

Sie schloss die Augen und lehnte sich mit dem Rücken an die Wand, während Hank ihr mitteilte, dass es für ihn einfacher wäre, in Reece zu bleiben, da er am nächsten Morgen eine Bierlieferung erwartete. Sie bekam eine neue Panikattacke, die in Zorn überging, weil er so feige gewesen war, eine Nachricht zu hinterlassen, statt es ihr persönlich am Handy zu erklären.

Lena ging auf die andere Seite des Flurs und schaute aus dem Fenster. In der Mitte des Schulgebäudes befand sich ein Atrium, und gegenüber sah sie das Kantinenpersonal die Tische decken. So versunken sah sie den Leuten zu, dass sie einen Teil der letzten Nachricht überhörte. Sie hörte sie sich noch einmal an.

«Hier spricht Pastor Fine, Lena», begann die Nachricht. «Ich möchte mich entschuldigen, aber ich muss unser Treffen heute Abend absagen. Ein Mitglied unserer Gemeinde ist plötzlich erkrankt, und ich muss seiner Familie Beistand leisten.»

Lena klappte das Handy zu, als er um Rückruf bat, damit sie einen neuen Termin vereinbaren könnten. Sie würde das von Jeffrey erledigen lassen. Eigentlich war es nicht ihre Art, zu weit im Voraus zu planen, aber auf das Treffen mit Fine an diesem Abend hatte sie sich eingerichtet. Blitzartig sah sie sich in ihr leeres Haus

zurückkehren. Sie würde ganz allein sein. Panik erfasste sie.

Sie griff sich an die Brust und spürte das Herz gegen die Rippen schlagen. Sie schwitzte, und ihre Kniekehlen fühlten sich heiß und klebrig an. Sie wollte sich Hanks Nachricht nochmal anhören, denn vielleicht gab es da eine Nuance in seiner Stimme, die ihr entgangen war. Vielleicht hatte er eine Möglichkeit offen gelassen. Vielleicht war es ja auch nur ein Trick, damit sie ihn darum bitten müsste, bei ihr zu bleiben.

Die Schlussglocke läutete laut und so schrill, dass es in Lena in den Ohren vibrierte. Sie sah sich auf dem leeren Flur um und vergaß für einen Augenblick, wo sie war und warum. Wie eine Traumgestalt tauchte eine Frau auf und kam auf sie zu. Vor ihren Augen flimmerte es, dann schrak sie zusammen, als ihr bewusst wurde, dass sie sich in Jenny Weavers Schule befand und die Traumgestalt niemand anders war als Dottie Weaver.

«Scheiße», murmelte Lena. Sie starrte auf ihr Handy, wollte es durch reine Willenskraft zum Klingeln bringen. Sie klappte es auf, als würde sie telefonieren wollen, aber es war schon zu spät. Dottie Weaver war keine drei Meter mehr von ihr entfernt, und in der Hand hielt sie ein dickes Lehrbuch.

Die Weaver blieb mitten auf dem Flur stehen. In ihrem zornigen Gesicht war der Mund nur noch ein schmaler Strich. Ihre Augen waren blutunterlaufen, als hätte sie ein Jahr lang nur geweint. Ihr Gesicht war voller roter Flecken.

«Mrs. Weaver», sagte Lena und klappte ihr Handy zu. Dottie schüttelte den Kopf, als sei sie zu wütend, um einen Ton herauszubekommen.

«Wir sprechen gerade mit einigen Klassenkameraden und Lehrern, um uns ein Bild zu machen, was ...»

«Warum könnt ihr sie denn nicht zufrieden lassen?», flehte Dottie. «Warum gönnt ihr Jenny nicht ihren Frieden?»

«Es tut mir Leid», sagte Lena der Frau, und sie meinte es ehrlich.

«Sie war mein Kind.»

«Das weiß ich doch», entgegnete Lena und blickte auf ihr Handy.

«Sie ziehen ihren Namen in den Dreck und wollen sie als einen schlechten Menschen hinstellen.»

«Das ist nicht unsere Absicht.»

«Sie lügen!», schrie Dottie und warf das Buch nach Lena. Die ließ ihr Handy fallen, um das Buch abzufangen, griff aber daneben. Der Buchrücken traf sie in der Magengrube, und sie zuckte zusammen, bevor es zu Boden fiel.

«Mrs. Weaver», begann Lena und hielt inne, um das Buch aufzuheben.

«Die Schule wollte das Buch zurückhaben», sagte Dottie. Ihre Unterlippe zitterte, als sie fortfuhr: «Da haben Sie es. Nehmen Sie es und richten Sie denen aus, sie sollen alle zur Hölle fahren!»

Lena bemühte sich, das Buch zu schließen, ohne die Seiten zu verknicken. Dann hob sie ihr Handy auf, das anscheinend heil geblieben war.

Dottie trocknete sich die Augen mit einem Papiertuch und putzte sich dann die Nase. Sie ging aber nicht fort, was Lena erst verstand, als sie wieder etwas sagte.

«Jenny hat diese Schule geliebt», klagte die Mutter und verschränkte die Arme vor dem Unterleib, als verursachte es ihr Schmerzen, an diesem Ort zu sein. «Sie ist so gerne hier hingegangen.»

Lena hielt den richtigen Zeitpunkt für gekommen, etwas zu klären. «Ist sie mit jemandem gegangen, Mrs. Weaver?»

«Nein», schnauzte Dottie. «Natürlich nicht. Sie war doch noch ein Kind.»

Lena, der immer unbehaglicher wurde, nickte. «Einige von den Mädchen haben aber gesagt ...»

«Welche Mädchen?», fragte Dottie und sah sich suchend um.

«Mädchen eben», antwortete Lena. «Schulfreundinnen.»

«Sie hatte keine Freundinnen», behauptete Dottie. Sie kniff argwöhnisch die Augen zusammen, weil sie anscheinend einen Trick befürchtete. «Was sagen die über meine Tochter?»

Lena überlegte krampfhaft, wie sie es am besten ausdrücken sollte. «Dass sie ...»

«Dass sie was?» Dottie blieb hartnäckig.

Lena antwortete: «Dass sie sich mit einer Menge Jungen traf. Dass sie mit vielen Jungen zusammen war.»

Der Schlag kam urplötzlich und war so heftig, dass Lenas rechte Gesichtshälfte sich schon Sekunden später taub anfühlte. Aber bevor sie noch einen Gedanken fassen, geschweige denn reagieren konnte, sah sie nur noch den Rücken von Dottie Weaver, die aus der Schule lief.

Die Bibliothekstür wurde aufgestoßen, und Brad hielt sie für die Gruppe Lehrer auf, die er befragt hatte. Sie sahen müde aus und vielleicht auch ein wenig gereizt, aber soweit Lena sich erinnerte, war das um die Mittagszeit die normale Stimmung von Lehrern. Eine der Lehrerinnen sah sie an, und Lena konnte an deren abschätzendem Blick erkennen, dass sie etwas ahnte. Die Frau hob fragend eine Augenbraue, aber Lena war noch zu perplex, um zu reden.

«Lena?» Brad versuchte sie herzuholen. Sie gab ihm durch ein Nicken zu verstehen, dass alles in Ordnung sei, und fragte sich gleichzeitig, ob ihr Gesicht wohl durch Dotties Ohrfeige gerötet war.

Brad stellte sie den Lehrern vor, deren Namen Lena aber sofort wieder vergaß. Er sagte: «Sie kannten das Gerücht.» Lena blinzelte verständnislos.

«Das Gerücht über Jenny», klärte Brad sie auf. «Sie sagten, dass sie es gehört haben.»

«Niemand hier hat es geglaubt», sagte eine der Lehrerinnen, und ihrer Stimme war anzumerken, dass sie sich schon vor langer Zeit mit der Gewissheit abgefunden hatte, dass in der Schule Dinge vorgingen, von denen kein Lehrer je erfahren würde.

«Sie war eine gute Schülerin», sagte ein Lehrer. «Sehr still, hat ihre Hausaufgaben immer pünktlich gemacht. Ihre Mutter hat sich da wohl auch gekümmert.»

Die anderen Lehrer nickten beifällig, und Lena nickte auch, denn sie war immer noch zu geschockt, um angemessen zu reagieren.

«Danke, dass Sie Ihre Zeit geopfert haben», sagte Brad, um zu Ende zu kommen. Er schüttelte allen die Hände und erntete ohne Ausnahme von allen ermutigende Blicke.

«Tut mir Leid, dass wir nicht weiterhelfen konnten», sagte eine von ihnen.

Eine andere versprach: «Wenn uns etwas einfällt, melden wir uns.»

Die Frau, die Lena so fragend angesehen hatte, verabschiedete sich als Letzte und sagte zu Brad: «Das war ausgezeichnete Arbeit, Bradley. Ich bin beeindruckt.»

Brad strahlte. «Vielen Dank auch, Ma'am», sagte er und senkte den Kopf wie ein glückliches Hündchen. Er wartete, bis alle gegangen waren, bevor er Lena fragte: «Wessen Buch?»

«Gehörte Jenny Weaver», antwortete sie ihm und blätterte darin, um festzustellen, ob vielleicht irgendwelche Notizzettel zu finden waren. Doch es war leer, genau wie die anderen auch.

«Woher haben Sie es?»

Lena konnte ihm nicht antworten. «Hier», sagte sie und reichte es ihm. «Geben Sie es bitte vorn im Büro ab, und dann treffen wir uns am Wagen.»

Der Parkplatz von Suddy's war recht leer, obwohl es schon acht war. Nach Sibyls und Nans Leben zu urteilen, saßen die meisten Lesben der Stadt jetzt daheim auf dem Sofa und schauten sich im Fernsehen Sitcoms an. Nicht dass Sibyl etwa hätte zuschauen können, sie war blind gewesen, aber manchmal hatte es ihr gefallen zuzuhören, und Nan erzählte ihr dann, was sich abspielte.

Lena verschränkte die Arme. Sie dachte an Sibyl und wie sie ausgesehen hatte, als Lena sie zum letzten Mal sah; nicht im Leichenschauhaus, sondern am Tag vor ihrem Tod. Wie gewöhnlich hatte Sibyl vor Energie gesprüht und über etwas gelacht, das in einer ihrer Unterrichtsstunden vorgefallen war. Sibyl liebte es über alles, Lehrerin zu sein, und es machte ihr die größte Freude, vor einer Klasse zu stehen. Vielleicht hatte Lena deswegen so negativ darauf reagiert, heute in diese Schule zu müssen.

Bevor sie es sich noch anders überlegen konnte, stieg sie aus. Verglichen mit anderen Bars war Suddy's ganz nett. Im Gegensatz zu Hanks Bar in Reece, die Hut hieß, war Suddy's sogar ein Palast. Die Außendekoration war recht spärlich, wahrscheinlich weil eine solche Lokalität nicht gerade Aufmerksamkeit erregen wollte. Abgesehen von einem Budweiser-Schild, in dessen Logo eine Neonfahne in Regenbogenfarben integriert worden war, hatte das Gebäude nichts Auffälliges an sich.

Drinnen ging es fröhlich zu, aber das Licht war sehr gedämpft, und dadurch wurde die Atmosphäre für Lenas Geschmack etwas zu intim. Die Musikbox spielte einen langsamen Titel, und eine Spiegelkugel drehte sich gemächlich

über dem, was wohl eine Tanzfläche sein sollte. Lena hatte sich immer mit dieser Seite Sibyls schwer getan und nie verstanden, warum jemand, der so hübsch war, so offen und voller Elan, sich für diese Lebensweise entscheiden konnte. Sibyl hatte Kinder gewollt und sich immer gewünscht, umsorgt und geliebt zu werden. Lena wäre von allein nicht im Traum darauf gekommen.

Als Sibyl sich vor fünfzehn Jahren gegenüber Lena geoutet hatte, konnte Lena nur entgeistert ausrufen: «Das kann nicht sein!» Und noch nachdem Sibyl zu Nan gezogen war, wollte Lena immer noch nicht wahr haben, dass Sibyl lesbisch war. Es klang vielleicht abgedroschen, aber im Hinterkopf hatte Lena immer noch die Vorstellung gehabt, dass es sich nur um eine Phase handelte und Sibyl eines Tages über ihre Verirrung lachen, heiraten und Kinder haben würde. Dass sie Sibyls Zwillingschwester war, machte die Sache noch komplizierter, denn Lena hatte immer das Gefühl gehabt, ein Stück von ihr lebe auch in Sibyl und ein Stück von Sibyl in ihr. Es war für Lena ein beunruhigender Gedanke, dass Sibyls sexuelle Neigungen vielleicht auch irgendwo tief in ihr schlummerten.

Lena verscheuchte diese Gedanken, als sie den Raum durchquerte. Zwei Frauen an einem Ecktisch schenkten ihr nicht die geringste Beachtung. Sie waren zu erpicht darauf, einander die Zungen so tief wie möglich in den Hals zu stecken, als sich darum zu kümmern, wer zur Tür hereinkam. Die Barfrau las gerade in einer Zeitung, als Lena näher kam, und die Verwirrung stand ihr ins Gesicht geschrieben.

Sie sagte: «Sie müssen ihre Schwester sein.»

Lena setzte sich ein Stück entfernt von ihr auf einen Hocker. «Ich bin hier verabredet.»

Die Frau faltete die Zeitung zusammen. Sie kam zu Lena und streckte die Hand aus. «Ich bin Judy», sagte sie.

Lena starrte lang auf die angebotene Hand und schüttelte sie schließlich widerstrebend. Die Frau war hoch gewachsen, hatte langes dunkles Haar und ein herzförmiges Gesicht. Ihre Augen waren von einem intensiven Haselnussbraun, was Lena schon deswegen bemerkte, weil die Barfrau sie weiter forschend ansah.

«Bier, bitte», sagte Lena und korrigierte sich gleich: «Oder geben Sie mir lieber einen Jim Beam.»

Judy blieb kurz stehen und ging dann zu den aufgereihten Flaschen hinter der Bar. «Sibyl hat nie getrunken», sagte sie, als hieße das, Lena, ihre Zwillingsschwester, würde auch keinen Alkohol trinken.

Lena gab zu bedenken: «Sie hat auch nicht mit Männern gefickt.»

Judy beugte sich diesem Argument. «Also Jim Beam?»

«Ja», antwortete Lena, die sich bemühte, gelangweilt zu klingen, als sie Geld aus ihrer Hosentasche fischte. Bevor sie hergekommen war, hatte sie zu Hause Jeans und ein T-Shirt angezogen, eine Entscheidung, die sie jetzt bereute. Wahrscheinlich sah sie jetzt lesbischer aus als die Frauen in der Ecke.

Judy sagte: «Sie hat gern Preiselbeersaft getrunken.»

«Würden Sie bitte einen Doppelten draus machen?», bat Lena und legte einen Zwanziger auf den Tresen.

Judy warf ihr einen Blick zu, bevor sie die Bestellung ausführte. «Uns allen fehlt sie sehr.»

«Kann ich mir vorstellen», erwiderte Lena und merkte, wie unbeteiligt ihre Reaktion klang. Sie starrte in die dunkle Flüssigkeit vor sich im Glas und erinnerte sich daran, dass sie zum letzten Mal an jenem Abend getrunken hatte, als Sibyl umgekommen war. Lena mochte keinen Alkohol, weil sie das Gefühl hasste, die Kontrolle über sich zu verlieren. Nicht dass sie in letzter Zeit etwa Kontrolle über irgendetwas gehabt hätte.

Lena sah auf die Uhr über der Bar. Sie zeigte fünf nach acht.

Judy fragte: «Mit wem treffen Sie sich denn hier?» Lena kippte den Whiskey in einem Schluck hinunter.

«Jim Beam», sagte sie und klopfte auffordernd ans Glas. Judy schaute sie wieder schräg an, nahm dann aber die Flasche vom Regal.

Um jede Unterhaltung abzublocken, drehte Lena sich auf dem Barhocker in Richtung Tanzfläche um. Eine Frau stand dort, allein, und wiegte sich im Takt. Etwas an ihr kam Lena vertraut vor, aber die Beleuchtung war schlecht, und Lenas Gedächtnis versagte den Dienst. Doch sie sah weiter zu und sann darüber nach, wie man so selbstvergessen tanzen konnte, als befände sich niemand sonst im Raum. Und als sei auch nichts anderes von Bedeutung.

Neue Musik begann, und noch bevor Beck von «Debra» zu singen begann, hatte Lena den Song schon erkannt. Sie musste an Mark Patterson denken. Die Bewegungen der Tänzerin waren sinnlich, aber auch beunruhigend, und das erinnerte sie an den jungen Mann. Sie beobachtete die Tänzerin und fragte sich, was um Himmels willen mit Jenny Weaver los gewesen sein mochte. Wieso hatte Mark diese Macht über sie gehabt? Was hatte er an sich, dass sich ein dreizehnjähriges Mädchen für ihn prostituierte? Das passte doch hinten und vorne nicht zusammen.

Lena überlegte, ob Mark wohl auch auf diese Weise tanzte, obwohl sie sich kaum vorstellen konnte, dass der Junge so mutig wäre, sich in die Mitte einer leeren Tanzfläche zu stellen. Diese Gedanken überraschten Lena, denn sie merkte, dass sie anfang, Vermutungen über Marks Persönlichkeit anzustellen. Sie wusste nur so wenig über ihn, und doch hatte ihr Unterbewusstsein ihm bereits bestimmte Charaktereigenschaften zugewiesen.

Um sich aus dem Gedankengespinnst zu befreien, drehte Lena sich um. Judy las wieder in ihrer Zeitung und hatte Lenas Drink zusammen mit dem Wechselgeld auf dem Tresen gelassen. Lena überlegte, wie viel Trinkgeld sie geben sollte, als sie sich im Spiegel sah. Ganz kurz erschrak sie und verstand dann, was Judy gesehen hatte, als sie in die Bar gekommen war. Für einen Sekundenbruchteil war Sibyl da, und bei deren Anblick drohte ihr Herz stillzustehen.

Plötzlich ertönte von draußen Lärm, und eine ganze Horde stürmte herein. Sie trugen alle ähnliche Softball-Sportkleidung, lachten und machten derbe Scherze. Ihre Hosen waren schwarz mit weißen Streifen an den Seiten, ihre Hemden weiß mit dem Wort BUSHWHACKERS auf der Brust.

«Ach, du Scheiße», stöhnte Lena, als sie mit Verzögerung diese Anspielung verstand. Sie stand auf, als sie Nan Thomas mitten in der Gruppe erkannte. Die unscheinbare Bibliothekarin hatte ein neonrosa Band an ihrer Brille, und die Vorderseite ihres Hemds war so verdreckt, als sei sie mit Schwung über das Spielfeld gerutscht. Im Gegensatz zu einigen anderen in der Gruppe war bei Nan nicht das geringste Anzeichen zu bemerken, dass sie Lena etwa mit ihrer Schwester verwechselt hätte. Sie runzelte nur die Stirn.

Jemand klopfte Lena sanft auf den Rücken, und als sie sich umdrehte, sah sie zu ihrer Überraschung Hare Earnshaw neben sich stehen. Er trug Jeans und auch eines dieser Bushwhackers-Shirts, dazu eine Mütze mit einem großen B.

«Wie geht's denn, Lena?», fragte er.

Vielleicht lag es am Alkohol – jedenfalls platzte Lena mit einem überraschten «Was, du bist auch schwul?» heraus. Hare war Arzt in ihrer Stadt, und vor ein, zwei Jahren war

Lena einmal wegen einer hartnäckigen Erkältung in seiner Sprechstunde gewesen.

Hare lachte, weil sie so verblüfft war. «Das hier ist mein Team», sagte er und deutete auf sein Hemd. Dann beugte er sich näher zu ihr und sagte augenzwinkernd: «Ich bin der Catcher.»

Lena wich zurück und prallte prompt gegen Nan. Ringsherum redeten alle über das Spiel, das sie gerade hinter sich hatten. Lena zupfte am Halsbündchen ihres T-Shirts. Klaustrophobie ergriff sie, und sie entfernte sich von der Spielergruppe in Richtung Vordertür.

«Lee?», sagte Nan, korrigierte sich aber, noch bevor Lena es tun konnte: «Lena.»

«Ich hab dir doch gesagt, du sollst mich nicht so nennen», schnauzte Lena und verschränkte die Arme.

«Ich weiß.» Nan hob abwehrend beide Hände. «Tut mir Leid. Es liegt daran, dass Sibby dich immer so genannt hat.»

Lena stoppte sie. «Können wir bitte die Sachen holen? Ich muss dringend nach Hause.» Ihre Stimme sank bei «nach Hause», weil sie an das leere Haus denken musste. Hank war nicht ans Telefon gegangen, als sie in seiner Bar angerufen hatte, um mit ihm zu sprechen. Der Mistkerl! Es war so typisch für ihn, sie ausgerechnet dann im Stich zu lassen, wenn sie ihn am meisten brauchte.

«Die Sachen sind draußen auf dem Parkplatz», sagte Nan und hielt Lena die Tür auf. Die blieb jedoch stehen, um Nan vorausgehen zu lassen. Sie hatte nichts dagegen, sich von Brad Stephens die Tür aufhalten zu lassen, aber bei einer Frau kam das für Lena absolut nicht infrage.

Nan berichtete ihr auf dem Weg zum Parkplatz: «Ich hab versucht, es alles so aufzubewahren, wie sie es hinterlassen hat.» Sie klang dabei angestrengt unbeschwert. «Du weißt ja, wie gern Sibby immer alles ganz ordentlich hatte.»

«Das musste sie ja wohl», gab Lena unwirsch zurück. Eine Blinde war schließlich darauf angewiesen, nach einem strengen System zu leben, um sich stets orientieren zu können.

Wenn Nan die Schärfe in Lenas Ton bemerkt hatte, ließ sie sich nichts anmerken.

«Hier», sagte sie und blieb vor einem weißen Toyota Camry stehen. Das Fenster auf der Fahrerseite war offen, und Nan griff hinein, um den Kofferraum zu öffnen.

«Du solltest deinen Wagen lieber abschließen», riet Lena.

«Warum?», fragte Nan und schien wirklich nicht zu wissen, worauf Lena hinauswollte.

«Dein Wagen steht direkt vor einer Schwulenbar. Du solltest wirklich etwas vorsichtiger sein.»

Nan stützte die Hände in die Hüften. «Sibyl wurde am helllichten Tage in einem Diner ermordet. Glaubst du wirklich, dass ich in Sicherheit bin, wenn ich mein Auto abschließe?»

Sie hatte Recht, aber Lena ließ nicht locker. «Ich hab ja nicht gesagt, dass du ermordet werden könntest. Aber jemand könnte das Innere des Wagens mutwillig ruinieren oder so.»

«Na ja ...» Nan zuckte die Achseln, und für einen kurzen Augenblick wirkte sie haargenau wie Sibyl. Nicht dass sie äußerlich auch nur im Geringsten Sibyl glich, nein, es war diese gleichmütige «Es kommt, wie's kommen muss»-Haltung.

«Hier sind ein paar von ihren Kassetten», sagte Nan und reichte Lena einen quadratischen Karton. «Sie hat sie in Braille beschriftet, aber die meisten haben auch noch ihren eigenen Titel.»

Lena nahm den Karton und war überrascht, wie schwer er war.

«Das hier sind Fotos», sagte Nan und stellte einen zweiten Karton auf den in Lenas Händen. «Ich weiß auch nicht, warum sie die aufbewahrt hat.»

«Ich hab sie gebeten, sie für mich zu verwahren», erklärte Lena. Sie wusste noch genau, wann sie Sibyl den Karton mit den Bildern gebracht hatte. Greg Mitchell, Lenas letzter Freund, hatte sie gerade verlassen, und Lena wollte die Fotos von ihm nicht bei sich im Haus haben.

«Ich nehm den hier», erbot sich Nan. Sie hob den letzten Karton, der größer war als die beiden anderen, heraus und stützte ihn mit dem Knie, um den Kofferraum zu schließen. «Hier sind nur Sachen drin, die sie im Wand-schrank hatte. Ein paar Urkunden und Preise aus der High School, ein Zielband, das dir gehört, nehme ich an.»

Lena nickte und ging zu ihrem Celica.

«Ich hab ein Strandfoto von euch beiden gefunden», sagte Nan lachend. «Sibby hat einen Sonnenbrand und sieht ganz unglücklich aus.»

Weil sie vor Nan ging, gestattete sich Lena ein Lächeln. Sie erinnerte sich an den Tag und daran, dass Sibyl darauf bestanden hatte, im Freien zu bleiben, obwohl sie von Hank gewarnt worden war, die Sonne sei zu stark. Die dunkle Brille, die Sibyl stets trug, schützte ihre Augen, und als sie sie absetzte, war ihr ganzes Gesicht krebsrot bis auf die Stellen, die von der Brille verdeckt gewesen waren. Noch tagelang sah sie aus wie ein Waschbär.

«... Sonnabend vorbeikommen und all die anderen Dinge durchgehen. Ich möchte ihren Computer und das gesamte Zubehör der Blindenschule drüben in Augusta überlassen.»

«Welche anderen Dinge?», fragte Lena in der Furcht, Nan habe vor, Sibyls Sachen wegzuworfen.

«Papierkram», sagte Nan. Sie setzte den Karton zu ihren Füßen ab. «Hauptsächlich Schulzeugs. Ihre Dissertation, ein paar Aufsätze. Eben so was.»

«Und das willst du einfach wegwerfen?», fragte Lena.
«Weggeben. Es ist ja nichts wirklich Wertvolles», sagte Nan, als spräche sie zu einem Kind.

«Für Sibyl war es aber wertvoll», entgegnete Lena, die durchaus merkte, dass sie immer lauter wurde. «Wie kannst du überhaupt auf den Gedanken kommen, das wegzugeben?»

Nan blickte zu Boden und sah dann Lena an. Ihr leicht gönnerhafter Ton verschwand nicht. «Ich habe dir doch gesagt, du kannst das gern alles haben, wenn du es denn möchtest. Aber es ist alles in Braille. Und das wirst du ja wohl kaum lesen können.»

Lena lachte verächtlich. «Eine schöne Geliebte warst du.»

«Was zum Teufel soll das denn heißen?»

«Ganz offensichtlich haben diese Sachen ihr doch etwas bedeutet, denn sonst hätte sie das alles ja wohl nicht aufgehoben», sagte Lena. «Aber nur zu, gib doch einfach alles weg.»

«Entschuldige mal», sagte Nan und zeigte auf die Kartons. «Wie oft habe ich dich anrufen und bitten müssen, das Zeug hier abzuholen?»

«Das ist was ganz anderes», entgegnete sie und kramte in der Tasche nach ihren Schlüsseln.

«Und wieso?», kam die Frage von Nan. «Weil du im Krankenhaus warst?»

Lena warf einen Blick hinter sich zur Bar. «Nicht so laut.»

«Ich rede so laut, wie ich will», antwortete Nan und wurde noch lauter. «Du kannst gar nicht beurteilen, ob ich deine Schwester geliebt habe oder nicht. Verstanden?»

«Ich hab ja gar nichts beurteilt», antwortete Lena und fragte sich, wieso sich die Situation so schnell hochgeschaukelt hatte. Sie konnte sich noch nicht einmal erinnern, wie es eigentlich angefangen hatte, aber Nan war stinksauer.

«Und ob du das hast», schnauzte sie. «Du denkst wohl, du bist hier der einzige Mensch, der Sibyl geliebt hat? Ich habe mein Leben mit ihr geteilt.» Sie senkte die Stimme. «Ich habe mein Bett mit ihr geteilt.»

Lena zuckte zusammen. «Ist mir durchaus klar.»

«Wirklich?», sagte Nan. «Ich will dir nämlich was sagen, Lena, ich hab es langsam satt, von dir wie eine Aussätzige behandelt zu werden.»

«He», unterbrach Lena. «Ich bin nicht diejenige, die im Team von Suddy's Softball spielt.»

«Ich versteh nicht, wie sie das aushalten konnte», sagte Nan leise, fast wie im Selbstgespräch.

«Was aushalten?»

«Deine beschissene misogynne Bullenmentalität zum Beispiel.»

«Misogyn?», wiederholte Lena. «Du nennst mich misogyn?»

«Und homophob», fügte Nan hinzu.

«Homophob?»

«Bist du jetzt zum Papagei geworden?»

Lena spürte, dass ihre Nasenflügel bebten. «Verarsch mich nicht, Nan. Das würde dir schlecht bekommen.»

Nan schien die Warnung nicht zu registrieren. «Warum gehst du nicht wieder in die Bar und lernst ein paar Freunde deiner Schwester kennen, Lee? Warum redest du nicht mal mit den Menschen, die sie am besten kannten und denen sie am Herzen lag?»

«Du hörst dich schon an wie Hank», entgegnete Lena.

«Ach, jetzt versteh ich», sagte sie, denn ihr war gerade etwas klar geworden. «Du hast mit Hank über mich gesprochen.»

Nan kniff die Lippen zusammen. «Wir machen uns Sorgen um dich.»

«Tatsächlich?» Lena lachte. «Toll, mein Junkie-Onkel und die lesbische Tusse meiner toten Schwester machen sich Sorgen um mich.»

«Ja», sagte Nan unbeirrt. «Das tun wir.»

«Scheiße, ist das bescheuert», sagte Lena und lachte. Sie steckte den Schlüssel ins Schloss und öffnete den Kofferraum.

«Weißt du, was wirklich bescheuert ist?», fragte Nan. «Bescheuert ist, dass ich mich darum schere, was du tust. Bescheuert ist, dass ich mir Sorgen mache, weil ich den Eindruck habe, dass du dein Leben wegwirfst.»

«Keiner hat dich gebeten, mein Kindermädchen zu spielen, Nan.»

«Nein», stimmte Nan zu. «Aber Sibyl hätte es so gewollt.» Sie milderte jetzt ihren Ton. «Wenn Sibyl hier wäre, würde sie dasselbe sagen.»

Lena musste schwer schlucken, denn es war etwas dran an Nans Worten. Sibyl war der einzige Mensch gewesen, der Lena jemals wirklich hatte erreichen können.

Nan fuhr fort: «Sie würde sagen, dass du dich mit dem, was geschehen ist, auseinander setzen musst. Sie hätte sich große Sorgen um dich gemacht.»

Lena starrte auf den Wagenheber im Kofferraum, denn auf etwas anderes konnte sie sich nicht konzentrieren. Nan sagte: «Du bestehst nur noch aus Wut.»

Wieder lachte Lena, aber dieses Lachen klang in ihren Ohren hohl. «Ich finde, ich habe einen verdammt guten Grund dazu.»

«Weswegen? Weil deine Schwester ermordet wurde? Weil du vergewaltigt wurdest?»

Lena streckte die Hand aus und stützte sich auf den Kofferraum ihres Wagens. Wenn es nur so einfach wäre, dachte Lena. Sie betrauerte nicht nur den Tod ihrer Zwillingsschwester, sondern sie betrauerte auch ihren eigenen Tod. Lena wusste nicht mehr, wer sie war, ja, sie wusste

nicht einmal mehr, warum sie morgens aufstand. Alles, was Lena vor der Vergewaltigung gewesen war, hatte man ihr genommen. Sie kannte sich nicht mehr.

Nan sagte wieder etwas, ja, sie nannte seinen Namen. Lena sah, wie Nans Lippen diesen Namen formten, sah seinen Namen wie einen Giftpfeil auf sich zukommen.

«Lee», sagte Nan, «lass es nicht zu, dass er dein Leben ruiniert.»

Lena klammerte sich krampfhaft am Wagen fest, überzeugt, dass ihre Knie nachgeben würden, wenn sie losließ. Nan sprach seinen Namen nochmal aus und fügte hinzu: «Du musst dich damit auseinander setzen, Lena. Du musst dich jetzt damit auseinander setzen, oder du bleibst auf der Strecke.»

Lena zischte: «Verpiss dich, Nan.»

Nan trat vor, als wenn sie Lena die Hand auf die Schulter legen wollte.

«Komm mir ja nicht zu nahe», warnte Lena.

Nan seufzte tief und lange. Sie hatte offenbar aufgegeben, denn sie ging in die Bar zurück, ohne Lena noch eines Blickes zu würdigen.

Lena saß auf dem leeren Parkplatz des Piggly-Wiggly-Supermarkts von Grant und trank in kleinen Schlucken billigen Whiskey direkt aus der Flasche. Der Alkohol brannte inzwischen nicht mehr so übel in der Kehle wie am Anfang, denn die war jetzt so betäubt, dass sie kaum mehr etwas schmeckte. Auf dem Sitz neben ihr stand eine zweite Flasche, und die würde sie wahrscheinlich auch noch leeren, bevor die Nacht vorüber war. Lena hatte beschlossen, auf diesem leeren Parkplatz in ihrem Auto sitzen zu bleiben, um sich darüber klar zu werden, was in ihrem Leben ablief. Bis zu einem bestimmten Grad hatte Nan ja Recht: Lena musste über das Geschehene hinweg-

kommen, aber das bedeutete noch lange nicht, dass sie mit einem Idioten wie David Fine redete. Sie musste sich zusammenreißen und aufhören, sich unentwegt und wie besessen mit dieser dämlichen Geschichte zu befassen. Sie musste loslassen und sich daranmachen, ihr Leben wieder in die Hand zu nehmen. Sie brauchte, dachte sie, jetzt einen Abend des Selbstmitleids, an dem sie endlich die Trauer durchlitt und am Ende die Vergangenheit Vergangenheit sein ließ.

Sie hörte sich kurze Ausschnitte aus Sibyls Musikkassetten an, schob eine nach der anderen in den Recorder, um festzustellen, was drauf war. Sie hätte sie beschriften sollen, fand aber keinen Stift. Außerdem erschien es ihr unpassend, auf Sibyls Kassetten zu schreiben, auch wenn Sibyl nichts dagegen gehabt hätte. Ein paar Kassetten waren darunter, die noch ihre ursprünglichen Labels trugen, meistens von Sängerinnen aus Atlanta: Melanie Hammett, die Indigo Girls, ein, zwei Namen, mit denen Lena nichts anzufangen wusste. Sie ließ die letzte Kassette auswerfen, die auf der einen Seite mit einer Zusammenstellung klassischer Musikstücke und auf der anderen mit frühen Songs der Pretenders bespielt war. Dann warf sie sie zu den anderen auf den Stapel.

Lena griff nach hinten und zog am letzten Karton auf der Rückbank. Er war schwerer als die anderen, und als sie es schließlich schaffte, ihn nach vorne zu hieven, ergoss sich eine Flut von Fotos auf den Beifahrersitz. Die meisten Bilder zeigten Greg Mitchell und Lena in verschiedenen Phasen ihrer gemeinsamen Jahre. Jede Menge Strandfotos, aber auch Schnappschüsse von dem Ausflug, den sie nach Chattanooga unternommen hatten, um sich das Aquarium anzuschauen. Lena musste sich eine Träne fortzwinkern und rief sich ins Gedächtnis zurück, wie es an jenem Tag gewesen war, als sie in der Schlange gestanden hatten, um Eintrittskarten zu kaufen. Der Wind vom Tennessee River

war so stark gewesen, dass Greg sich hinter sie gestellt hatte, um sie zu wärmen. Sie hatte es genossen, wie ihr Körper seine Arme spürte, die ihre Taille umschlangen, und auch wie er sein Kinn auf ihre Schulter gestützt hatte. Es war der einzige Augenblick ihres bewussten Lebens gewesen, in dem sie wahrhaft zufrieden gewesen war. Dann bewegte sich die Schlange voran, Greg hatte einen Schritt zurück gemacht, irgendwas übers Wetter gesagt oder eine Meldung aus den Nachrichten kommentiert, und Lena hatte absichtlich einen Streit vom Zaun gebrochen, obwohl es nicht den geringsten Grund dafür gab.

Lena blätterte einen weiteren Stapel Bilder durch und trank in genau dosierten Abständen von ihrem Whiskey. Sie war bereits mehr als nur betrunken, aber es tat immer noch weh. Beim Betrachten der Fotos fragte sie sich, wie es je eine Zeit hatte geben können, in der sie sich die Gesellschaft eines Mannes wünschte oder gar mit ihm intim werden wollte. Mochte sie auch noch so sehr gewütet haben, als Greg sie verließ, am liebsten hätte sie ihn wieder zurückgehabt.

Lena fand das Bild, von dem Nan ihr erzählt hatte. Sibyl sah tatsächlich höchst unglücklich aus, obgleich sie sich bemühte, für die Kamera ein Lächeln aufzusetzen. Sie waren damals beide ungefähr sieben Jahre alt gewesen. In dem Alter hatten sie so gut wie identisch ausgesehen, abgesehen von dem Vorderzahn, den Sibyl sich ausgeschlagen hatte, als sie auf der Vorderveranda gestolpert war. Der nachgewachsene Zahn war schief, aber das verlieh Sibyl etwas Charaktervolles. Hatte Hank ihr jedenfalls gesagt.

Lena musste schmunzeln, als sie einen Stapel Bilder entdeckte, die von einem Gummiband zusammengehalten wurden. Zu ihrem fünfzehnten Geburtstag hatte Hank ihr eine Instamatic geschenkt, und Lena hatte an einem Tag zwei Filme verschossen, weil sie alles fotografiert hatte,

was ihr in den Sinn kam. Später hatte sie die Fotos bearbeitet und aus mehreren Bildern Collagen gemacht. Besonders an ein Foto erinnerte sie sich genau und ging deswegen den Stapel durch, bis sie es gefunden hatte. Mit einer Rasierklinge hatte sie einen hauchdünnen Schnitt gemacht und nur die Oberfläche eingeritzt, ohne die Rückseite zu verletzen. So hatte sie Hank aus dem Bild entfernt und an seiner Stelle ein Bild von Bonnie, ihrem Golden Retriever, eingeklebt.

«Bonnie», schluchzte Lena auf und weinte jetzt ungehemmt. Ebendas war einer der Gründe, warum Lena so gut wie nie Alkohol trank. Der Hund war inzwischen zehn Jahre tot, und hier saß sie und heulte, als sei er gestern gestorben.

Lena stieg aus dem Auto und nahm die Schnapsflaschen gleich mit, denn sie wollte sie unbedingt loswerden, weil sie sehr wohl wusste, dass sie sich bis zur Besinnungslosigkeit betrinken würde, wenn sie den Whiskey nicht loswurde. Bei den ersten Schritten wurde ihr bewusst, dass sie schon dichter dran war, als sie gedacht hatte. Ihre Füße schienen gar nicht ihr zu gehören, und mehrere Male stolperte sie, ohne dass es etwa ein Hindernis gegeben hätte. Der Laden war schon seit Stunden geschlossen, aber sie schaute doch durch die Fenster, um sicherzugehen, dass sie nicht doch jemand über den Parkplatz taumeln sah. Lena schrammte mit der Handfläche an der Häuserwand entlang, als sie um das Gebäude ging, die beiden Flaschen in der anderen Hand. Als sie hinter dem Laden angelangt war und die Wand losließ, geriet sie ins Taumeln. Irgendwie schaffte sie es aber, sich mit einer Hand abzufangen und zu verhindern, dass sie mit dem Gesicht voran auf den Asphalt stürzte.

«Scheiße», fluchte sie. Den Schnitt in ihrer Handfläche sah sie mehr, als dass sie ihn spürte. Sie richtete sich auf, entschlossener als je zuvor, den Alkohol zu vernichten. Sie

würde dann ihren Rausch im Auto ausschlafen und nach Hause fahren, wenn sie wieder klar war.

Rückwärts wankend schleuderte sie die fast leere Flasche in den Müllcontainer, und ein erlösendes Klirren war zu hören, als sie innen an einer Stahlwand zu Bruch ging. Lena ergriff auch die andere Flasche und warf sie ebenfalls hinein. Es polterte ein paar Mal, aber die Flasche war nicht zerbrochen. Kurz erwog sie, in den Container zu klettern und sie wieder hervorzuholen, aber sie konnte sich gerade noch zurückhalten.

Hinter dem Gebäude befand sich eine Baumgruppe, auf die Lena zusteuerte. Es kam ihr immer noch so vor, als seien ihre Füße eingeschlafen. Sie beugte sich vor und steckte einen Finger in den Hals. Der Alkohol stieg bitter brennend auf, und von diesem Geschmack wurde ihr übler, als sie es je für möglich gehalten hätte. Am Ende lag sie auf den Knien und würgte nur noch Galle aus, ganz so wie neulich bei Hank im Auto.

Hank, dachte Lena und zwang sich hochzukommen. Sie war so wütend auf ihn, dass sie kurz erwog, nach Reece zu fahren, zum Hut, und ihn zur Rede zu stellen. Er hatte vor vier Monaten versprochen, so lange bei Lena zu bleiben, wie sie ihn brauchte. Scheiße, und wo war er jetzt? Wahrscheinlich bei irgendeinem beschissenen A.A.-Treffen, wo er darüber quatschte, was für Sorgen er sich um sie machte; wo er eben nur darüber quatschte, dass er ihr beistehen wollte, statt tatsächlich bei ihr zu sein und ihr beizustehen. Der Celica sprang gehorsam schnurrend an, und Lena gab Gas. Kurz dachte sie daran, die Bremse loszulassen und geradeaus durch die Schaufensterscheibe vom Piggly Wiggly zu brettern. Dieser Impuls überraschte sie, kam aber nicht ganz unerwartet. Ein schleichendes Gefühl der Wertlosigkeit ergriff Besitz von ihr, und sie kämpfte nicht dagegen an. Trotz ihres Versuchs, den Alkohol wieder loszuwerden, lief ihr Gehirn immer noch auf Hochtouren.

Alle Blockierungen schienen aufgelöst zu sein, sodass ihr Verstand sie Dinge denken ließ, die sie ganz und gar nicht denken wollte.

Sie dachte nämlich an ihn.

Die Heimfahrt war riskant, denn Lena fuhr ständig in Schlangenlinien. Beinahe wäre sie in den Schuppen hinter ihrem Haus gekracht, und die Bremsen kreischten, als sie sie in letzter Sekunde voll durchtrat. Sie blieb im Wagen sitzen und betrachtete das dunkle Haus. Hank hatte noch nicht einmal daran gedacht, ihr das Licht auf der hinteren Veranda anzuschalten.

Lena öffnete das Handschuhfach. Sie holte ihren Dienstrevolver hervor und lud Patronen in die Trommel. Das Geräusch des Bolzens klang in ihren Ohren wie ein beruhigendes Versprechen, und Lena stellte fest, dass sie die Waffe jetzt in einem anderen Licht sah. Sie starrte fasziniert auf das schwarze Metall, ja, roch sogar am Griff. Bevor sie sich versah, hatte sie die Mündung im Mund und den Finger am Abzug.

Lena war einmal Zeugin gewesen, wie eine junge Frau genau das getan hatte. Sie hatte sich die Waffe in den Mund gesteckt und ohne Zögern abgedrückt, weil sie darin anscheinend die einzige Möglichkeit gesehen hatte, bestimmte Erinnerungen aus dem Kopf zu löschen. Der Nachhall dieses einen Kopfschusses dröhnte noch immer in Lenas Ohren, aber am stärksten im Gedächtnis geblieben war ihr, dass Hirnmasse und Knochensplitter tatsächlich im Rigips der Wand hinter der Frau stecken geblieben waren.

Lena saß im Wagen, atmete langsam und fühlte das kalte Metall an ihren Lippen. Sie presste die Zunge gegen den Lauf und spielte in Gedanken die Situation durch. Wer würde sie finden? Würde Hank früher als gedacht nach Hause kommen? Brad, vermutete sie, denn es war verabredet, dass er sie morgens zur Arbeit abholte. Wie

würde er reagieren, wenn er Lena so sah? Was würde es mit Brad machen, Lena mit weggeschossenem Hinterkopf in ihrem Wagen zu finden? Wäre er robust genug, das zu verdauen? Würde Brad Stephens sein Leben weiterleben und seinem Job nachgehen können, nachdem er Lena so vorgefunden hatte?

«Nein», sagte Lena. Sie entlud die Patronen aus der Trommel und schloss alles zusammen im Handschuhfach weg.

Schnell stieg sie aus dem Auto und eilte im Laufschrift die Stufen der rückwärtigen Veranda hinauf. Ihre Hände blieben ruhig, als sie die Tür aufschloss und das Licht in der Küche anschaltete. Dann machte sie einen Rundgang durchs ganze Haus und schaltete dabei überall Licht ein. Auf der Treppe nach oben nahm sie jeweils zwei Stufen auf einmal und machte oben ebenfalls Licht. Das ganze Haus war anschließend hell erleuchtet.

Aber jetzt konnte jeder durch die Fenster hineinsehen und sie beobachten. Also wiederholte Lena die Aktion in umgekehrter Reihenfolge, lief die Treppe hinunter und schaltete überall das Licht wieder aus. Sie hätte auch die Vorhänge zuziehen und die Jalousien schließen können, aber die Bewegung tat ihr gut und brachte ihren Herzschlag auf Touren. Sie hatte seit Monaten kein Fitnesstraining mehr gemacht, aber ihre Muskeln hatten die Bewegungsabläufe gespeichert.

Als sie aus dem Krankenhaus entlassen worden war, hätte man mit den Schmerzmitteln, die Lena von den Ärzten mitgegeben wurden, ohne weiteres ein Pferd umbringen können. Sie wollten Lena mit Medikamenten wohl so voll pumpen wie nur menschenverträglich, damit sie möglichst gar nichts mehr fühlte. Wahrscheinlich hatten sie angenommen, es sei leichter für sie, zugedröhnt zu leben, als darüber zu grübeln, was mit ihr geschehen war. Der Psychiater, zu dem Lena noch im Krankenhaus geschickt

worden war, hatte ihr sogar Xanax gegen ihre Angstzustände geben wollen.

Lena rannte wieder hinauf und öffnete das Medizinschränkchen in ihrem Bad. Neben den gebräuchlichen Dingen gab es da auch noch ein halb volles Fläschchen Darvocet sowie ein volles Fläschchen Flexeril. Das Darvocet war gegen Schmerzen, aber Flexeril war ein besonders starkes Mittel zur Muskelentspannung, und es hatte Lena sofort umgehauen, als sie es zum ersten Mal genommen hatte. Sehr bald schon hatte sie aufgehört, es zu nehmen, es war ihr wichtiger gewesen, ein klares Bewusstsein zu haben, als keine Schmerzen zu spüren.

Lena las die Etiketten auf den Fläschchen und übersah dabei geflissentlich die warnenden Hinweise, diese Medikamente nur nach einer Mahlzeit einzunehmen und nach der Einnahme zu beachten, dass unter anderem auch Reaktionsvermögen und Fahrtüchtigkeit beeinträchtigt wurden. Es waren noch mindestens zwanzig Darvocet vorhanden und gut doppelt so viele Flexeril. Sie drehte den Hahn auf und ließ das kalte Wasser eine Weile laufen. Ihre Hände waren ganz ruhig, als sie den Becher aus seinem Halter nahm und fast bis zum Rand füllte.

«Also schön ...», murmelte sie bei dem Blick auf das klare Wasser und dachte, sie müsste etwas Wichtiges oder Treffendes zu ihrem Leben sagen. Aber es war ja niemand da, der ihr zuhörte, und es kam ihr albern vor in dieser Situation, Selbstgespräche zu führen. An Gott hatte Lena nie geglaubt, und deshalb erwartete sie auch nicht, im Jenseits Sibyl wieder zu sehen. Für sie würde es keine himmlischen Gefilde geben. Nicht dass Lena sich in den religiösen Lehren besonders gut auskannte, aber sie war doch ziemlich sicher, dass jemand, der Selbstmord beging – gleich welcher Religion er auch angehörte – im Himmel nicht gerade mit offenen Armen aufgenommen würde.

Lena setzte sich auf den Toilettendeckel, um darüber nachzudenken. Ganz kurz überlegte sie, ob sie noch betrunken war oder nicht. Denn nüchtern würde sie eine solche Handlung doch nicht in Erwägung ziehen. Oder?

Sie sah sich im Badezimmer um, das noch nie zu ihren bevorzugten Räumen im Haus gehört hatte. Die orangen Kacheln waren weiß verfugt, eine beliebte Farbkombination, als das Haus in den siebziger Jahren gebaut worden war, aber heutzutage reichlich altmodisch. Sie hatte versucht, das auszugleichen, indem sie noch weitere Farben ins Spiel brachte: eine dunkelblaue Badematte vor der Wanne, eine dunkelgrüne Hülle für den Kleenex-Behälter hinten auf der Toilette. Die Handtücher sollten die Farben miteinander aussöhnen, aber zufrieden stellend war ihnen das nicht gelungen. Dieser Raum war eben hoffnungslos. Da war es doch passend, dass sie hier starb.

Lena öffnete die Fläschchen und verteilte die Pillen auf dem Toilettentisch. Die Darvocets waren groß, die Flexeril glichen eher kleinen Pfefferminzpastillen. Mit dem Zeigefinger verschob Lena sie, bis sich die großen Pillen mit den kleinen in einer Reihe abwechselten, aber dann formte sie wieder zwei separate Häufchen. Sie nippte dabei an dem Leitungswasser und merkte, dass sie irgendwie nur ein Spiel spielte.

«Okay!», sagte sie bei sich. «Die hier ist für Sibby.» Sie öffnete den Mund und warf eine von den Darvocets ein.

«Für Hank», sagte sie und schickte eine Flexeril hinterher. Weil sie so klein waren, warf sie noch zwei Flexeril ein, gefolgt von zwei Darvocets. Aber noch schluckte sie die Pillen nicht. Lena wollte die geballte Wirkung erleben, und vorher gab es noch einen Menschen, dem sie eine Pille widmen wollte.

Ihr Mund war jedoch so voll, dass der Name fast unhörbar herauskam.

«Diese hier sind für dich», flüsterte sie fast lautlos und füllte mit den restlichen Flexeril ihren Handteller. «Diese hier sind für dich, du beschissener Dreckskerl.»

Sie schüttete sich die Pillen in den Mund und legte den Kopf in den Nacken. Mitten in der Bewegung hielt sie jedoch abrupt inne. Hank stand in der Türöffnung. Sie fixierten einander, ohne einen Ton zu sagen. Er stand mit verschränkten Armen da, die Lippen nur ein schmaler Strich.

«Tu es», forderte er sie schließlich auf.

Lena saß auf dem Klodeckel, den Mund voller Pillen. Manche von ihnen hatten bereits begonnen, sich aufzulösen, und sie konnte die ätzende Schärfe des pulverigen Breis schmecken, der sich hinten auf ihrer Zunge bildete.

«Ich werde nicht den Krankenwagen rufen, solltest du das gerade denken.» Er zuckte knapp die Achseln. «Nur zu, tu es, wenn du das willst.»

Lena merkte, dass ihre Zunge taub wurde.

«Hast du Angst?», fragte Hank. «Zu viel Angst, um abzudrücken, zu viel Angst, die Pillen zu schlucken?»

Ihre Augen tränten jetzt schon von dem Geschmack in ihrem Mund, aber sie schluckte immer noch nicht. Lena fühlte sich wie erstarrt. Wie lange hatte er sie schon beobachtet? War das hier eine Art Prüfung, bei der sie soeben versagt hatte?

«Mach schon!», schrie Hank so laut, dass es von den Kacheln hallte. Lenas Mund öffnete sich von selbst, und sie spuckte die ersten Pillen in die Hand, aber Hank stoppte sie. Mit zwei Schritten hatte er das kleine Badezimmer durchquert und mit beiden Händen ihren Kopf in die Zange genommen. Die eine Hand lag auf ihrem Mund, die andere hielt sie am Hinterkopf, damit sie sich nicht losreißen konnte. Lena grub die Fingernägel in sein Fleisch und versuchte, seine Hand von ihrem Mund zu reißen, aber er war zu stark für sie. Sie fiel von der Toilette nach vorn auf die

Knie, aber er machte die Bewegung mit und ließ dabei ihren Kopf nicht aus dem Schraubstockgriff.

«Schluck sie», befahl Hank mit tiefer Reibeisenstimme.

«Das hast du doch vor. Also tu es, schluck sie!»

Sie bewegte den Kopf vor und zurück, wollte ihm bedeuten, dass es nicht so war, dass sie es gar nicht tun wollte, dass sie es gar nicht tun konnte. Einige der Pillen rutschten ihr langsam die Kehle hinunter, und sie zog die Muskeln im Hals zusammen, um das zu verhindern. Ihr Herz schlug so heftig, dass sie fürchtete, es könne zerplatzen.

«Nein?», fragte Hank. «Nein?»

Lena schüttelte weiter den Kopf und zerrte an seinen Händen, damit er sie freigab. Schließlich ließ er los, und sie fiel rücklings gegen die Badewanne und schlug mit dem Hinterkopf auf deren Rand.

Hank öffnete den Klodeckel, packte sie und zerrte sie über die Schüssel. Er stieß ihren Kopf hinein, und endlich konnte sie den Mund öffnen, würgte und spuckte die Pillen aus. Die Würgelaute hallten in ihren Ohren wider, bis sie den Mund leer gemacht hatte. Mit den Fingern säuberte sie den Gaumen, und mit den Fingernägeln kratzte sie schließlich den Belag von ihrer Zunge, um den Geschmack loszuwerden.

Hank stand auf, und sie sah ihm an, dass er vor Zorn außer sich war.

«Du Dreckskerl», zischte sie und wischte sich mit dem Handrücken über den Mund.

Sein Fuß bewegte sich, und sie fürchtete schon, dass er sie treten wollte. Sie krümmte sich zusammen, aber es kam nichts.

«Mach dich sauber», kommandierte Hank. Mit der offenen Hand wischte er die restlichen Pillen vom Toilettenrand auf den Boden. «Sieh zu, dass der Dreck hier verschwindet.»

Lena gehorchte, bewegte sich auf Händen und Knien, sammelte die Darvocets ein.

Hank lehnte an der Wand, die Arme über der Brust verschränkt. Seine Stimme wurde jetzt leiser, und als sie zu ihm aufsah, bemerkte sie zu ihrem Erstaunen, dass ihm Tränen in den Augen standen. «Wenn du das noch einmal tust ...», begann er und schaute dann weg. Er legte die Hand auf die Lippen, als wolle er die Worte mit Gewalt zurückdrängen. «Du bist doch alles, was ich habe, Mädchen.»

Auch Lena weinte jetzt. Sie sagte: «Ich weiß, Hank.»

«Du darfst mich nicht ...», begann er.

Lena fragte: «Ich darf was nicht?»

Er ließ sich an der Wand hinunterrutschen, bis er auf dem Boden saß und sich links und rechts mit den Händen abstützte. Er sah sie offen an und schien in ihren Augen etwas zu suchen. «Verlass mich nicht», flüsterte er, und diese Worte blieben über ihnen hängen wie eine dunkle Wolke.

Die Entfernung zwischen ihnen betrug kaum mehr als einen Meter, aber Lena kam es vor wie eine endlos breite Schlucht. Sie konnte die Arme nach ihm ausstrecken. Sie konnte ihm danken. Sie konnte ihm versprechen, dass sie nie wieder einen solchen Versuch machen würde.

Sie hätte eins dieser Dinge tun können oder auch alle, aber schließlich sammelte Lena nur eine Pille nach der anderen vom Fußboden auf und warf sie in die Toilette.

DIENSTAG

Schön stillhalten jetzt, Sam», beschwichtigte Sara, die große Mühe hatte, einen zappelnden Zweijährigen auf dem Schoß zu halten, um dessen Brust abzuhorchen. «Halt schön still für Dr. Linton, Sammy», sagte seine Mutter im typischen Singsang.

«Sara?» Elliott Feltau, der in der Klinik für Sara arbeitete, schaute um die Ecke. Sie hatte sich Elliott direkt nach seiner Zeit als Assistenzarzt als Unterstützung geholt, aber bis jetzt hatte sie bei ihm eigentlich nur Händchen halten müssen. Das kam ihr gar nicht ungelegen, denn ein älterer Arzt hätte auf eine Partnerschaft bestanden, und das wollte Sara nicht. Sie hatte für ihren jetzigen Status zu hart arbeiten müssen, um sich von jemandem hereinreden zu lassen.

«Sorry», entschuldigte sich Elliott bei der Mutter und sagte dann zu Sara: «Haben Sie zu Tara Collins gesagt, dass Pat an diesem Wochenende schon wieder Football spielen darf? Sie braucht ein ärztliches Attest, damit die Schule ihn wieder in die Mannschaft aufnimmt.»

Sara stand auf und setzte sich Sam auf die Hüfte. Mit gesenkter Stimme fragte sie Elliott: «Warum kommt die Frage von Ihnen?»

«Sie hat angerufen und nach mir gefragt», antwortete er. «Sagte, sie wollte Sie nicht belästigen.»

Sam hatte sich in ihr Haar verkrallt, und Sara versuchte, seine kleine Faust zu öffnen. «Nein, er darf an diesem Wochenende noch nicht spielen», flüsterte sie. «Ich hab's ihr doch Freitag schon gesagt.»

«Es ist nur ein Freundschaftsspiel.»

«Er hat eine Gehirnerschütterung», konterte Sara. In ihrem Tonfall lag eine Warnung an Elliott.

«Hmm», sagte Elliott und verließ rückwärts den Raum. «Sie hat wohl gedacht, sie kann mich leichter um den Finger wickeln.»

Sara atmete tief durch, um sich zu beruhigen, und drehte sich wieder um. «Entschuldigen Sie die Störung», sagte sie und setzte sich. Erfreulicherweise hatte Sam zu zappeln aufgehört, und sie konnte ihn abhören.

«Pat Collins ist doch deren Star-Quarterback», sagte die Mutter. «Und Sie wollen ihn nicht spielen lassen?»

Sara übergang die Frage. «Seine Lungen sind anscheinend frei», sagte sie zu der Frau. «Achten Sie aber trotzdem darauf, dass er seine Antibiotika bekommt, bis sie aufgebraucht sind.»

Sie wollte der Mutter ihr Kind zurückgeben, hielt aber inne. Sara hob Sams Hemd an und schaute prüfend erst auf seine Brust und dann auf seinen Rücken.

«Fehlt ihm etwas?»

Sara verneinte das mit einem Kopfschütteln. «Alles bestens», informierte sie die Frau, und so war es auch. Es gab keinen Grund, etwa Misshandlungen zu vermuten. Aber das hatte Sara ja auch bei Jenny Weaver gedacht.

Sara ging an die Schiebetür und öffnete sie. Molly Stoddard, ihre Krankenschwester, schrieb gerade in der Schwesternstation eine Laboranfrage. Sara wartete, bis sie damit fertig war, und diktierte dann der Schwester Diagnose und Anweisungen für Sams Behandlung.

«Sorgen Sie dafür, dass ich den Fall im Auge behalte», bat Sara.

Molly, die noch immer schrieb, nickte nur. «Geht es Ihnen heute gut?»

Sara überlegte und kam dann zu dem Schluss, dass es ihr nicht gut ging. Sie war gereizt, und zwar seit sie am Nachmittag zuvor mit Lena aneinandergerasselt war. Sie hatte ein schlechtes Gewissen und schämte sich, weil sie die Beherrschung verloren hatte. Lena hatte nur ihren Job gemacht, egal was Sara davon halten mochte. Es war unprofessionell, die junge Polizistin zur Rede zu stellen, und das auch noch vor Jeffrey. Obendrein war das, was Sara

gesagt hatte, nicht nur unentschuldig gewesen, sondern einfach gemein und aggressiv. Eigentlich war sie nicht der Mensch, andere anzugreifen, und je länger sie darüber nachdachte, desto sicherer war sie, dass sie Lena heftig attackiert hatte. Und gerade sie hätte es doch besser wissen müssen.

«Hallo», machte Molly auf sich aufmerksam. «Sara?»

«Ja», sagte Sara. «Oh, tut mir Leid. Ich war nur gerade ...» Sie deutete mit einem Kopfnicken auf ihr Büro, damit sie sich nicht auf dem Gang unterhalten müssten.

Molly ließ Sara vorangehen und schob die Tür hinter sich zu. Sie war eine stämmige Person mit einem Gesicht, das man durchaus hübsch nennen konnte. Im Gegensatz zu Sara war die Krankenschwester stets adrett gekleidet und hatte ihre weiße Uniform gnadenlos gestärkt. Der einzige Schmuck, den Molly trug, war eine dünne silberne Halskette, die sie jedoch immer unter den Kragen ihrer Schwesternuniform schob. Molly anzustellen war das Klügste gewesen, was Sara je getan hatte, aber manchmal packte sie das Bedürfnis, der Frau ihre Haube vom Kopf zu reißen oder ihre perfekte Uniform ganz zufällig mit Tinte zu bespritzen.

«Sie haben noch ungefähr fünf Minuten bis zu Ihrem nächsten Termin», mahnte Molly. «Was ist denn nur?»

Sara lehnte sich gegen die Wand und vergrub die Hände in den Taschen ihres weißen Kittels. «Ist uns etwas entgangen?», fragte sie und verbesserte sich dann: «Ist mir etwas entgangen?»

«Weaver?», fragte Molly, obwohl Sara an ihrer Reaktion erkannte, dass sie bereits Bescheid wusste. «Ich hab mir diese Frage auch schon gestellt, und die Antwort lautet: Ich weiß es nicht.»

«Wer würde so etwas tun?», fragte Sara, und dann fiel ihr ein, dass Molly nicht die geringste Ahnung haben konnte, wovon sie sprach. Die konkreten Ergebnisse der Obduk-

tion waren nicht bekannt, und obwohl Sara volles Vertrauen zu Molly hatte, fühlte sie sich nicht befugt, ihr die Einzelheiten mitzuteilen. Wahrscheinlich würde Molly sie auch gar nicht hören wollen.

«Kids sind schwer zu durchschauen», erklärte Molly.

«Ich fühle mich verantwortlich», gestand Sara der Krankenschwester. «Ich hätte mehr für sie da sein sollen. Oder ihr zumindest mehr Beachtung schenken.»

«Dreißig bis vierzig Kinder kommen täglich zu uns in die Sprechstunde, und das an sechs Tagen der Woche.»

«So, wie Sie es sagen, klingt es nach Fließbandabfertigung.»

Molly antwortete achselzuckend: «Vielleicht ist es ein wenig so. Wir tun, was wir können. Wir kümmern uns um sie, wir verschreiben ihnen etwas, wir hören uns ihre Probleme an. Was können wir denn sonst noch machen?»

«<Schnell verpflastert und raus aufs Pflaster>», murmelte Sara, die sich an diesen Spruch aus den Tagen in der Notaufnahme erinnerte.

Molly sagte: «Das ist nun mal unser Job.»

«Ich bin aber nicht hierher zurückgegangen, um so zu arbeiten», sagte Sara. «Ich wollte etwas ändern.»

«Und genau das tun Sie auch, Sara», versicherte Molly ihr. Sie trat näher, legte Sara die Hand auf den Arm. «Hören Sie, Kleines, ich weiß, was Sie durchmachen, und ich kann Ihnen nur sagen, ich erlebe jeden Tag mit, wie Sie mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele in diesem Job aufgehen.» Sie wartete eine Sekunde. «Sie vergessen, wie Dr. Barney war. Bei dem konnte man wahrhaft von Fließband sprechen.»

«Er war immer gut zu mir», entgegnete Sara.

«Weil er Sie mochte», sagte Molly. «Und auf jedes Kind, das er mochte, kamen zehn, die er nicht ausstehen konnte, und am Schluss hat er dann die, die er hasste, an Sie weitergegeben.»

Sara schüttelte den Kopf, weil sie das nicht glauben wollte. «Das hat er nicht getan.»

«Fragen Sie Nell», beharrte Molly. «Sie ist schon länger hier als ich.»

«Darauf beruht also mein Ansehen hier? Dass ich besser bin als Dr. Barney?»

«Ihr Ansehen bezieht sich darauf, dass Sie alle Kinder gleich behandeln. Sie haben keine Lieblingspatienten.»

Molly deutete auf die Bilder an den Wänden. «Wie viele Bilder von Kindern hingen bei Dr. Barney an den Wänden?»

Sara zuckte die Achseln, obwohl sie die Antwort sehr wohl kannte. Keines.

«Sie sind zu streng zu sich», sagte Molly. «Aber das nützt niemandem.»

«Ich möchte von jetzt an sorgfältiger werden», sagte Sara zu ihr. «Vielleicht können wir die Anzahl der Patienten beschränken, damit ich mehr Zeit für jeden einzelnen habe.»

Molly konnte nur spöttisch lachen. «Wir haben kaum genug Sprechzeit, um dem gerecht zu werden, was an Arbeit auf uns wartet. Und dann noch Obduktionen —»

Sara unterbrach sie. «Vielleicht sollte ich mit den Obduktionen aufhören», schlug sie vor.

«Vielleicht sollten Sie lieber einen Arzt einstellen», kam Mollys Gegenvorschlag.

Sara schlug den Kopf leicht gegen die Wand. Sie dachte nach. «Ich weiß nicht recht.»

Die Tür vibrierte, als jemand klopfte.

«Wenn das Elliott ist ...», begann Sara, aber er war es nicht. Nelly, Bürochefin der Klinik schon seit vor Saras Geburt, schob die Tür auf.

«Nick Shelton ist am Telefon», sagte Nelly. «Soll ich eine Nachricht entgegennehmen?»

Sara schüttelte den Kopf. «Ich rede mit ihm», antwortete sie und wartete, bis Molly gegangen war, bevor sie den Hörer abnahm.

«Hallo, Sonnenschein», sagte Nick mit seinem breiten Südstaatenakzent.

Sara musste schmunzeln. «Hallo, Nick.»

«Ich wünschte, ich hätte die Zeit für einen Flirt», gestand er ihr. «Aber ich muss in ungefähr zehn Sekunden in ein Meeting. Also ganz schnell», legte er los. Sie konnte hören, wie er Papiere ordnete: «Zur Kastration von Frauen hab ich nichts Aktuelles gefunden, zumindest nicht in den USA. Aber ich bin sicher, das überrascht dich nicht.»

«Nein», sagte Sara. Etwas Derartiges wäre auf jeden Fall von der Presse breitgetreten worden.

«Vor ein paar Jahren ist eine Frau in Frankreich für mehr als fünfzig solcher Prozeduren verurteilt worden. Ich glaube, sie stammte aus Afrika.»

Sara schüttelte den Kopf, denn sie fragte sich, wie eine Frau einem Kind so etwas antun konnte.

Nick sagte: «Sara, was weißt du eigentlich genau über diese Sache?»

«Bei der Infibulation handelt es sich um eine Verstümmelung der weiblichen Geschlechtsorgane. Sie wird manchmal im Nahen Osten und in Teilen Afrikas praktiziert. Irgendwie gibt es da religiöse Zusammenhänge.»

«Na ja, ungefähr so wie für die Selbstmordattentate», warf Nick ein. «Heutzutage findet man ja für so gut wie alles eine religiöse Rechtfertigung.»

Sara reagierte nur mit einem «Hm».

«Hauptsächlich geht es um einen Brauch, der von Dorf zu Dorf weitergegeben wird. Je weniger gebildet eine Gemeinschaft ist, desto wahrscheinlicher folgt sie dem Brauch. Ein einleuchtendes religiöses Argument zu seiner Rechtfertigung gibt es nicht, aber den Männern dort gefällt

eben der Gedanke, ihre Frauen daran hindern zu können, auf Abwege zu geraten.»

«Also machen sie es ihnen unmöglich, Freude am Sex zu haben. Die perfekte Lösung. Wenn man dasselbe den Männern dort antun würde, wären Afrika und der Nahe Osten ein leerer Krater.»

Nick war verstummt, und Sara bedauerte, dass sie ihn fast schon angeschnauzt hatte. «Tut mir Leid, Nick. Aber es ist einfach ...»

«Du brauchst mir nichts zu erklären, Sara», besänftigte er sie.

Sie wartete eine Sekunde und fragte: «Was sonst noch?»

«Nun», begann er, und sie hörte ihn wieder Notizen sortieren. «Nach der Prozedur werden gewöhnlich die Beine zusammengebunden, um die Heilung zu begünstigen.» Er hielt inne, als müsse er erst mal Luft holen. «In vielen Fällen näht man die Mädchen und Frauen zu, wie auch in deinem Fall, und lässt nur eine kleine Öffnung für die Monatsblutung.»

«Davon hab ich gelesen», bestätigte Sara. Außerdem wusste sie auch, dass unverstümmelte Frauen in der Dorfgemeinschaft nicht als heiratsfähig erachtet wurden.

«Der Zwirn, den du aus der Wunde gezogen hast, besitzt keine auffälligen Merkmale. Ich habe eine Probe ins Labor gegeben, und die sind ziemlich sicher, dass du ihn in jedem Kmart finden kannst.» Er dachte laut. «Denkst du, derjenige, der das getan hat, verfügt über medizinische Kenntnisse?»

«Hast du die Fotos vor dir?»

«Hab ich», antwortete er. «Sieht irgendwie anfängerhaft aus, aber auch nicht stümperhaft.»

«Find ich auch», sagte sie und dachte dabei, dass die Person, die das Mädchen zugenäht hatte, auf jeden Fall gut mit Nadel und Faden umzugehen wusste.

«Ich hab eine einschlägige Statistik gelesen», sagte er. «Viele Mädchen sterben am Schock. Sie werden natürlich nicht richtig betäubt, und meistens benutzt man bei der Prozedur zum Schneiden auch nur eine Glasscherbe.»

Sara erschauerte, versuchte aber, die Fassung nicht zu verlieren. «Hast du irgendeine Idee, warum jemand hier bei uns so etwas machen würde?»

«Du meinst jemand, der nicht zur eingewanderten Bevölkerung gehört?», fragte er, wartete aber ihre Antwort nicht ab. «Da drüben machen sie es, damit ein Mädchen rein bleibt. Gewöhnlich öffnet der Ehemann sie in der Hochzeitsnacht.»

«Reinheit», sagte Sara. Dieses Wort hatte Jenny Weaver gegenüber ihrer Mutter benutzt.

Nick fragte: «War sie noch Jungfrau?»

«Nein», antwortete Sara. «Gemessen an der Größe der Vaginalöffnung muss sie vor der Kastration schon länger sexuell aktiv gewesen sein. Wahrscheinlich mit einer Anzahl verschiedener Partner.»

«Hast du sie auf Geschlechtskrankheiten untersucht?»

«Ja», sagte Sara. «Negativ.»

«War aber doch einen Versuch wert, oder?»

«Sonst noch etwas?»

Nick blieb ein paar Sekunden stumm und fragte dann:

«Sprichst du Jeffrey noch in dieser Woche?»

Leicht verlegen sagte sie: «Ja.»

«Sag ihm bitte, dass unsere Computer zur Zeichnung, die er uns geschickt hat, keine Daten ausspucken. Wir haben sie jetzt ans FBI gefaxt, damit die Jungs das mal checken, aber du weißt ja, die brauchen reichlich Zeit.»

«Was ist denn das für eine Zeichnung?»

«Irgend so eine Tätowierung. Er sagte, sie befand sich auf dem Hautlappen zwischen Daumen und Zeigefinger.»

«Ich werd's ihm ausrichten.»

«Bei einem gemeinsamen Abendessen?»

Sara lachte. «Worauf willst du hinaus, Nick?»

«Wenn du nichts vorhast – ich jedenfalls werde kommendes Wochenende bei euch in der Gegend sein.»

Sara schmunzelte. Nick hatte sie schon mehrere Male eingeladen, mit ihm auszugehen, meistens jedoch aus Höflichkeit. Er war knappe fünfzehn Zentimeter kleiner als Sara und mit mehr Goldschmuck behängt, als es Männern erlaubt sein sollte. Sie bezweifelte ganz ernsthaft, dass er sich auch nur die geringste Chance bei ihr ausrechnete, aber er zählte eben zu jener Sorte Männer, die keine Möglichkeit ungenutzt lassen.

Sie eröffnete ihm: «Tja, ich treffe mich wohl wieder mit Jeffrey.»

«Wohl?»

«Ich meine ...» Sie hielt inne. «Ja, wir sehen einander wieder häufiger.»

Wie gewöhnlich reagierte er gut gelaunt auf ihre Abfuhr. «So ein alter Knabe wie ich wird ja wohl noch einen Versuch machen dürfen.»

Nachdem sie sich verabschiedet hatten, blieb Sara noch sitzen und dachte über Nicks Informationen nach. Es musste irgendeine Verbindung zwischen Jennys Bedürfnis nach Reinheit und der Kastration bestehen. Ihr entging da etwas, wahrscheinlich etwas sehr nahe Liegendes. Was würde einem Mädchen das Gefühl vermitteln, unrein zu sein? Leider fiel Sara nichts anderes ein als Sex. Jenny Weaver war in dieser Hinsicht zweifellos aktiv gewesen. Vielleicht hatte Jenny irgendwann das schlechte Gewissen wegen ihrer Promiskuität nicht mehr ertragen können.

Dann war da noch die wichtigere Frage, wer Jenny diese Verstümmelung zugefügt hatte. Sie konnte es unmöglich selbst getan haben, weil sie höchstwahrscheinlich durch den Schock oder die Schmerzen ohnmächtig geworden wäre, bevor sie es hätte zu Ende bringen können. Es musste eine weitere Person daran beteiligt gewesen sein,

jemand, der sie beschnitten und zugenäht hatte. Vielleicht hatte Jenny sich ja so betrunken, dass sie das Bewusstsein verloren hatte. Vielleicht hatte sie von jemandem in der Schule Schmerztabletten oder Tranquilizer gekauft und in hoher Dosis eingeworfen. In der High School gab es eine regelrechte Untergrund-Apotheke. Jemand mit dem entsprechenden Geldbeutel könnte praktisch einen Operationssaal mit den notwendigen Medikamenten ausstatten.

Nelly schob die Tür auf und sagte: «Das Patterson-Kid ist da.» Dann fügte sie flüsternd hinzu: «Ohne Mutter.»

Sara blickte auf ihre Uhr. Mark hatte eigentlich schon gestern Morgen kommen sollen. Sein heutiges Erscheinen brachte ihre gesamte Terminplanung durcheinander. «Bringen Sie ihn in Raum sechs», beauftragte sie Nelly. «Sagen Sie ihm, dass er warten muss.»

«Ihm?», fragte Nelly. «Es ist Lacey, das Mädchen.»

Sara setzte sich auf. «Hat sie gesagt, warum sie hier ist?»

«Nur, dass sie sich nicht wohl fühlt», antwortete Nelly und verfiel dann wieder ins Flüstern: «Und das sieht man ihr auch an, wenn Sie mich fragen.»

Sara flüsterte: «Warum flüstern Sie eigentlich?»

Nelly gestattete sich beim Hinausgehen ein Schmunzeln. Bevor sie die Tür schloss, sagte sie noch: «Sie verhält sich komisch. Sie ist ohne ihre Mutter da.»

Sara fühlte, wie sich ihr die Nackenhaare sträubten. «Wie lange wartet sie schon?»

«Noch nicht lange», antwortete Nelly. «In Raum sechs also?»

Sara nickte, und ihr wurde flau im Magen. Sie griff zum Telefon, um Jeffreys Nummer zu wählen, überlegte es sich dann aber anders. Lacey war in die Klinik gekommen, weil sie Sara vertraute, und Sara würde dies Vertrauen nicht enttäuschen. In erster Linie brauchte das Mädchen Hilfe. Sollte sie irgendein Gesetz gebrochen haben, konnte

man sich damit beschäftigen, sobald Sara sich überzeugt hatte, dass mit ihr alles in Ordnung war.

Untersuchungsraum sechs befand sich im hinteren Teil des Gebäudes, am Ende des L-förmigen Korridors. Normalerweise war er für besonders kranke Kinder reserviert oder diente als Warteraum für Eltern, wenn Sara mit deren Sprösslingen über Sex, Geburtenkontrolle oder sonstige Dinge redete, die sie mit ihrer Ärztin unter vier Augen besprechen wollten. Sara nahm an, dass Molly versucht hatte, erst mal das Vertrauen des Mädchens zu gewinnen. Die Kids tauchten normalerweise nie ohne ihre Eltern in der Klinik auf, nicht einmal diejenigen, die schon Autofahren durften.

Molly wartete schon vor der geschlossenen Tür des Untersuchungsraums, als Sara um die Ecke bog. Sie gab ihr Lacey Pattersons Krankenakte und sagte: «Ich bin in der Zwei, wenn Sie mich brauchen sollten.»

Sara öffnete die Akte, um die Notizen über Laceys letzten Besuch in der Sprechstunde zu überfliegen, obwohl sie das bereits vor ein paar Tagen getan hatte. Das Mädchen hatte damals allem Anschein nach eine Seitenstrang-Angina gehabt. Sara hatte ihr Antibiotika verschrieben, wollte die endgültige Diagnose aber erst stellen, sobald die Laborwerte vorlagen. Sara blätterte in der Akte, aber das rosa Blatt, das gewöhnlich vom Labor kam, war nicht dabei. Sie wollte gerade Molly holen, als sie hinter der Tür ein Geräusch vernahm.

«Lacey?», fragte Sara und öffnete die Schiebetür. «Ist alles ...» Sie brach mitten im Satz ab. Ein so bleiches Wesen hatte sie das letzte Mal im Leichenschauhaus gesehen. Die Kleine saß zusammengekrümmt auf einem Stuhl neben der Untersuchungsliege, die Arme über dem Bauch verschränkt. Trotz des warmen Wetters trug sie einen neongelben Regenmantel.

Sara legte ihr die Hand auf den Rücken, erstaunt, wie klamm er sich durch den Regenmantel hindurch anfühlte. Zähneklappernd stieß Lacey hervor: «Ich muss mit Ihnen sprechen.»

«Komm mal her», sagte Sara und half ihr hoch. «Legen wir dich mal hier auf die Liege.»

Lacey zögerte, und Sara hob sie auf die Untersuchungs-
liege.

«Ich kann nicht ...», fing sie an, zitterte aber zu stark, um weiterzusprechen. Sara berührte Laceys Stirn, denn sie fragte sich, ob das Mädchen vor Angst zitterte oder weil es Fieber hatte. Da es draußen jedoch so heiß war, ließ sich das nicht feststellen.

«Ziehen wir mal deinen Mantel aus», schlug Sara vor, aber Lacey wollte ihre Arme nicht aus der krampfhaften Haltung vor dem Bauch lösen.

«Was ist denn nur passiert?», fragte Sara mit bemüht fester Stimme. Im Raum herrschte eine elektrische Atmosphäre, als sei etwas wirklich Schlimmes geschehen.

Lacey kippte nach vorn, und Sara fing sie auf, bevor sie von der Liege fiel.

«Ich bin ja so müde», sagte das Mädchen.

«Setz dich mal für einen Moment auf», forderte Sara sie auf. Dann rief sie laut in den Korridor hinaus: «Molly!»

«Mir ist so übel», sagte das Mädchen.

Sara drückte die Hände gegen Laceys schmale Schultern.

«Wo hast du Schmerzen?»

Sie öffnete den Mund, um zu antworten, und erbrach sich. Sara wich aus, aber doch nicht rechtzeitig genug. Sie bekam einen Teil der Ladung ab.

Nachdem der Brechanfall vorbei war, murmelte Lacey:

«Tut mir ja so Leid.»

«Ist schon okay, Kleines», beruhigte Sara sie.

«Ich hab Magenschmerzen.»

«Das wird schon wieder», tröstete Sara. Lacey mit einer Hand stützend, zog sie einige Papiertücher aus dem Spender und reichte sie dem Mädchen.

«Mir ist so übel.»

Sara rief noch lauter als vorher: «Molly!» Doch sie wusste, dass es sinnlos war, denn Untersuchungsraum zwei befand sich auf der anderen Seite des Gebäudes.

«Leg dich zurück», forderte sie Lacey auf. «Wenn du dich übergeben musst, dreh dich zur Seite.»

«Lassen Sie mich nicht allein!», rief das Mädchen und klammerte sich an Saras Hand. «Bitte, Dr. Linton, ich muss mit Ihnen sprechen. Ich muss Ihnen erzählen, was passiert ist.»

Sara konnte sich vorstellen, was geschehen war, aber im Moment gab es dringendere Dinge zu tun, als sich die Beichte des Mädchens anzuhören.

«Ich muss Ihnen etwas sagen», wiederholte Lacey.

«Zu dem Baby?», wagte Sara eine Vermutung. An Laceys Gesicht war abzulesen, dass sie Recht hatte. Sara schalt sich dumm, nicht früher darauf gekommen zu sein. Sie sagte: «Das weiß ich doch, Kleines. Ich weiß es. Leg dich schön hin, ich bin gleich wieder da.»

Der Körper des Mädchens verspannte sich. «Wie können Sie das wissen?»

«Leg dich hin», forderte Sara sie auf. Um sie zu beruhigen, bot sie an: «Ich gehe deine Mutter anrufen.»

Lacey schoss in die Höhe. «Sie dürfen es meiner Mutter nicht sagen!»

«Mach dir darüber jetzt keine Sorgen.»

«Sie dürfen es ihr nicht sagen», beharrte Lacey. Die Tränen liefen ihr übers Gesicht. «Sie ist schwer krank.»

Sara verstand nicht, was das Mädchen meinte, aber sie versuchte, Lacey zu beruhigen. «Alles wird gut.»

«Versprechen Sie mir, dass Sie es ihr nicht erzählen.» Sara sagte: «Liebes, darüber machen wir uns später Gedanken.»

«Nein!», schrie sie und packte Saras Arm. «Sie dürfen es meiner Mum nicht sagen! Bitte! Bitte, sagen Sie es ihr nicht!»

«Rühr dich hier nicht weg», befahl Sara. «Ich bin gleich wieder da.»

Sie wartete nicht auf eine Antwort, sondern hastete hinaus auf den Korridor. Auf dem Weg zur Schwesternstation zog sie ihren verschmutzten Kittel aus.

Nelly fragte: «Was ist los?»

«Rufen Sie einen Krankenwagen», sagte Sara und warf ihren Kittel in den Korb mit der schmutzigen Wäsche. Sie bog sich zurück und sah um die Ecke, um sich davon zu überzeugen, dass Lacey den Raum nicht verlassen hatte. «Schicken Sie Molly sofort in die Sechs und rufen Sie dann Frank auf dem Revier an.»

«Ach, du meine Güte», murmelte Nelly und griff nach dem Hörer.

Elliott kam aus einem der Untersuchungsräume. «He, Sara?», sprach er sie an. «Ich hab da einen Sechsjährigen mit —»

«Jetzt nicht», fertigte Sara ihn ab. Nach einem Blick in den Korridor eilte sie in ihr Büro und rief Jeffreys Handy an. Sie ließ es viermal läuten, bevor sie auflegte. Dann rief sie das Revier an.

Maria Simms antwortete. «Grant County, Polizeirevier. Was kann ich für Sie tun?»

«Maria», sagte Sara. «Treiben Sie Jeffrey auf und schicken Sie ihn sofort hierher in die Klinik.»

Ein lautes Geräusch hallte im Korridor wider, und Sara fluchte vor sich hin, als ihr klar wurde, dass der Lärm von der Hintertür kam, die aufgestoßen worden war.

Maria sagte: «Sara?»

Sara knallte den Hörer auf und rannte auf den Korridor, mit dem Gedanken, Lacey verfolgen zu müssen. Was sie sah, ließ sie jedoch augenblicklich erstarren. Mark

Patterson stand am Ende des Flurs und zitterte vor Anspannung. Das Blut aus einer Schnittwunde quer über seinen Unterleib verfärbte sein blaues T-Shirt in dunkles Lila, und seine Jeans waren an den Knien zerrissen, als sei er über den Asphalt geschleift worden.

«Lacey?», schrie er und schob die erstbeste Tür auf.

Sara hörte den erschreckten Ausruf der Mutter des kleinen Patienten in dem Raum, dann lautes Gejammer eines verängstigten Kindes.

«Sara?», fragte Nelly. Sie stand an der Schwesternstation mit dem Telefon in der Hand.

Sara sagte: «Rufen Sie das Revier an. Sagen Sie, die sollen sofort jemanden schicken, egal wen.»

«Lacey?», wiederholte Mark. Seine Stimme schallte durch den Korridor. Zum Glück hatte er das andere Ende des Korridors und die beiden Untersuchungsräume, die seitlich davon lagen, noch nicht entdeckt.

Er kam näher, und Sara sah, dass seine Kleidung schmutzig und voller weißer Farbflecken war. Sein Haar war fettig und ungekämmt, als hätte er seit geraumer Zeit nicht mehr gebadet. Sara hatte Mark im Verlauf der letzten zehn Jahre immer mal wieder zu Gesicht bekommen, aber so verdreckt hatte sie ihn noch nie erlebt.

«Verdammt nochmal!», brüllte er und riss die Arme hoch.

«Wo ist meine Scheißschwester?»

Hinter Sara wurden zwei Türen aufgeschoben. Sie drehte sich um und bedeutete den Eltern, nur nicht herauszukommen.

Molly stand neben Sara, eine Krankenakte vor der Brust. Zum ersten Mal erlebte Sara, dass die Krankenschwester über etwas in der Klinik schockiert war.

«Mark», Sara versuchte mit Autorität in der Stimme zu sprechen. «Was willst du hier?»

«Wo ist Lacey?», sagte er und donnerte gegen die nächste Tür, die in ihrer Aufhängung schwankte. Sara hörte dahinter ein Kind schreien.

Nelly telefonierte mit gedämpfter Stimme. Sara konnte nicht verstehen, was sie sagte, hoffte aber inständig, sie würden sofort jemanden schicken.

«Mark», begann Sara nochmals. Sie versuchte, möglichst beherrscht zu klingen. «Hör sofort auf damit. Sie ist nicht hier.»

«Erzählen Sie keinen Scheiß», entgegnete er und machte einen Schritt auf sie zu. «Wo steckt die kleine Fotze?» Er knallte die Faust gegen die Schiebetür, sodass ein Abdruck seiner Hand im Holz blieb. Nelly schrie auf und ging hinter dem Empfangstresen in Deckung.

«Wo ist sie?»

Sara sah gespielt nervös in Richtung ihres Büros. Mark fiel sofort darauf rein.

«Aha», sagte er. «Ist sie da drinnen?»

«Nein», antwortete Sara.

Er grinste und kam noch näher. Sara konnte jetzt sehen, dass seine Pupillen nicht größer waren als Stecknadelköpfe, und nahm an, dass der Zustand, in den er sich mit wer weiß was für einer Droge versetzt hatte, so bald nicht abklingen würde. Auf die geringe Entfernung schien er zudem eine merkwürdige Ausdünstung zu haben. Sara war sich nicht sicher, aber er roch nach irgendwelchen Chemikalien.

Sie fragte: «Was hast du genommen, Mark?»

«Ich werd mir gleich meine verflixte Schwester vornehmen, wenn sie nicht ihre Scheißfresse hält.»

«Sie ist nicht hier», sagte Sara.

«Lace?», sagte Mark und streckte den Kopf zur Bürotür hinein. «Scheiße, wenn du nicht gleich rauskommst, werd ich wirklich sauer.»

Aus dem Augenwinkel nahm Sara eine Bewegung wahr. Der neongelbe Schatten sagte ihr, dass es Lacey war, die versuchte, durch die Hintertür zu entkommen. Kalter Schweiß trat Sara auf die Stirn, als sie überlegte, wie lange Lacey wohl brauchen würde, um bis an den Ausgang zu gelangen. Sie starrte Mark an, versuchte Lacey durch ihre Willenskraft zu veranlassen, sich zu beeilen. Aber das Mädchen rührte sich nicht. Sie stand stocksteif da, als habe sie jemand an die Wand gepinnt.

«Ist sie da drinnen?», fragte Mark.

«Nein», sagte Sara und blickte ihm dabei über die Schulter. «Sie ist hinter dir.»

Lacey schlug die Hand vor den Mund, um nicht loszuschreien.

«Na, klar», sagte Mark und bedachte Sara mit einen vernichtenden Blick.

«Ich will, dass du sofort hier verschwindest, Mark. Was du machst, ist Hausfriedensbruch.»

Er ignorierte sie einfach und betrat ihr Büro. Sara folgte ihm in gebührendem Abstand und versuchte zu verbergen, dass sie diesen Raum für ihn zur Falle machen wollte. Sie betete, dass Maria jemanden erreicht hatte — und wenn es nur Brad Stephens war.

«Lacey», sagte Mark, jetzt zwar leiser, dafür aber weitaus bedrohlicher als zuvor. Er ging um den Schreibtisch herum. «Du machst alles nur noch schlimmer, wenn du jetzt nicht rauskommst.»

Sara schlug die Arme übereinander. «Was ist Reinheit, Mark?»

Mark sah unter den Schreibtisch und fluchte laut, als er seine Schwester dort nicht fand. Er trat gegen ein stählerne Tischbein, und unter der Wucht verschob sich der gesamte Tisch um einige Zentimeter.

«Bist du schuld daran, dass Jenny sich schmutzig fühlte? Und wollte sie deswegen wieder rein werden?»

«Lassen Sie mich durch», kommandierte er und ging auf Sara zu.

Sie griff nach der Tür und blockierte seinen Weg. «Lassen Sie mich durch, hab ich gesagt.»

«Was ist Reinheit?»

Er tat, als würde er antworten, und Sara begriff zu spät, dass er sie damit nur ablenken wollte. Als Nächstes merkte sie nur, dass sie mit großer Kraft weggestoßen wurde. Sie fiel auf den Korridor hinaus und knallte mit dem Kopf auf den Fußboden.

«Sara!», rief Molly und rannte zu ihr.

«Alles in Ordnung», bekam Sara heraus und versuchte hochzukommen. Sie sah den Korridor hinunter und stellte fest, dass Lacey noch immer dort stand. Im selben Moment erblickte auch Mark seine Schwester.

«Lauf!», forderte Sara sie auf. Lacey zögerte, schien aber zu begreifen, dass sie unbedingt wegmusste. Sie rannte zur Tür und riss sie auf.

«Dreckstück», brüllte Mark und setzte ihr nach.

Ohne nachzudenken, streckte Sara den Arm aus und griff nach Marks Fuß. Er wollte ihn wegreißen, aber sie bekam sein Hosenbein zu fassen.

«Hier geblieben», sagte Sara. Sie war entschlossen, nicht loszulassen.

Zuerst schlug er mit der Faust auf ihre Hand, und als das nichts nützte, schlug er ihr ins Gesicht. Sara sah noch den roten Stein an seinem Ring aufblitzen, bevor der erste Schlag sie an der Stirn traf. Sie war so überrascht, dass sie augenblicklich losließ.

«Oh, mein Gott», flüsterte Molly, die Hand vorm Mund.

«Mist», fauchte Sara. Sie fasste sich an die Stirn und stellte fest, dass Mark sie direkt an der Schläfe erwischte hatte. Sie sah das Blut an ihren Fingern, dachte aber sofort wieder an Lacey und raffte sich auf.

Molly wollte sie warnen. «Vielleicht sollten Sie lieber ...»

Sara rannte hinter Mark und Lacey her. Über die Schulter rief sie zurück: «Wo bleibt denn der verdammte Jeffrey?»

Draußen vor der Hintertür blieb sie stehen, um sich zu orientieren. Die Sonne brannte, und Sara legte die Hand über die Augen, um Lacey vielleicht zwischen den Bäumen hinter dem Gebäude auszumachen.

«Sind sie nach vorne gelaufen?», fragte Molly und trabte auf die Seite der Klinik zu. Sara folgte ihr und prallte mit der Krankenschwester zusammen, als die vor der Ecke ihr Tempo verlangsamte.

Molly zeigte auf die Straße: «Da ist sie.»

Sie rannten beide gleichzeitig los, aber Saras Schritte waren ausholender, und schon bald ließ sie Molly hinter sich. Auf der Straße vor der Klinik herrschte normalerweise nicht viel Verkehr, aber um die Mittagszeit verließen viele Professoren und Studenten den Campus, um in die Stadt zu fahren. Sara sah Lacey auf die Straße laufen, dicht gefolgt von Mark, der aus Leibeskräften schrie.

Irgendwie schafften es beide, die Straße zu überqueren. Lacey rannte in Richtung See, und Sara nahm auf einmal wahr, dass eine weitere Person schemenhaft von der Seite auftauchte und Mark umrempelte. Als Molly und Sara die Straße überquert hatten, hockte Lena Adams wie eine Rodeoreiterin auf Marks Rücken, riss seine Arme nach hinten und legte ihm Handschellen an.

«Oh, Scheiße», sagte Lena, als sie wieder auf die Straße sah.

Lacey war so weit weg, dass Sara sie nur noch an ihrem knallgelben Regenmantel erkennen konnte. Sie musste hilflos mit ansehen, wie ein alter schwarzer Wagen neben dem Mädchen anhielt und die Beifahrertür aufgestoßen wurde. Ein Arm fasste Lacey um die Taille und zog sie ins Innere.

Als sie aus dem Auto stieg, befühlte Sara den Verband an ihrer Stirn. Molly hatte die Wunde genäht und dann sämtliche Termine abgesagt, damit Sara sich etwas erholen konnte. Sara hatte Kopfschmerzen, schwitzte und war gereizt. Sie hätte genauso gut in der Klinik bleiben können, um ihre Patienten zu betreuen, aber die Wahl hatte Molly ihr gar nicht gelassen. Vielleicht hatte die Krankenschwester ja Recht. Immer wenn Sara an das denken musste, was in der Klinik geschehen war, schnürte es ihr das Herz ab. Die Gewissheit, dass eines ihrer Kinder in Gefahr war und sie absolut nichts tun konnte, weckte in Sara den Wunsch, den Kopf an die Schulter ihrer Mutter zu betten und zu weinen.

«Mum?», rief Sara und warf die Schuhe von sich, als sie die Vordertür hinter sich schloss. Es kam keine Antwort, und Sara ging nach hinten zur Küche, wo sie nochmals «Mum?» rief.

Noch immer kam keine Antwort, und Enttäuschung erfasste sie. Sie füllte ein Glas mit Leitungswasser und trank es Schluck für Schluck aus. Danach wischte sie sich mit dem Handrücken den Mund ab.

Sie schwang sich auf den Küchenhocker und griff zum Telefon, um Jeffreys Nummer zu wählen. Lena hatte Mark aufs Revier geschafft, bevor Sara sie hatte fragen können, wo Jeffrey steckte.

«Tolliver», meldete er sich, und aus dem Widerhall seiner Stimme schloss sie, dass er im Auto saß.

«Wo bist du denn?», fragte sie.

«Bin in Alabama aufgehalten worden», sagte er ihr. «Aber ich hab Lena schon gesprochen, und sie hat mir die Sache mit Lacey erzählt. Du hast nicht zufällig sehen können, wer da im Auto saß?»

«Nein», antwortete Sara. «Hast du mit ihren Eltern gesprochen?»

«Frank ist gerade bei ihnen. Sie kennen niemanden, der so ein Auto fährt.»

«Und was hat Mark gesagt?»

«Der spricht mit niemandem. Nicht mal Lena bekommt was aus ihm heraus.»

«Wer könnte sie entführen wollen?»

«Weiß ich auch nicht», sagte Jeffrey. «Wir haben eine Fahndung im ganzen Staat eingeleitet. Ich muss mit Mark reden. Vielleicht bekommen wir doch noch einen Hinweis von ihm.»

«Ich hab das Gefühl, dass wir etwas Entscheidendes übersehen», sagte sie. «Etwas, das wir direkt vor der Nase haben.»

«Ja.» Er schwieg, und sie konnte hören, dass der Motor auf Touren kam, als Jeffrey Gas gab. Er bat sie: «Erzähl mir, was heute passiert ist. Von A bis Z.»

Sara atmete tief durch und berichtete ihm. Fast am meisten interessierte es Jeffrey, dass Mark sie geschlagen hatte — wahrscheinlich, weil er sich letztlich nur darum wirklich kümmern konnte.

«Womit hat er dich geschlagen?», fragte er in scharfem Ton.

«Mit seinem Ring», sagte sie, korrigierte sich aber gleich: «Eigentlich ja mit der Faust, aber mit seinem Ring hat er mich verletzt. Er hat nicht wirklich hart zugeschlagen. Er wollte nur, dass ich ihn loslasse.» Sie berührte mit den Fingern ihren Verband. «Ist nicht schlimm.»

«Hat Lena ein Protokoll wegen tätlichen Angriffs gemacht?»

«Wahrscheinlich», antwortete Sara. Durch ihren Tonfall wollte sie ihm zu verstehen geben, dass er die Sache fallen lassen sollte.

Er verstand den Wink. «Sah es so aus, als würde Lacey die Leute in dem Auto kennen?»

«Sie waren zu weit weg, Jeffrey. Keine Ahnung. Nur wegen ihres knallgelben Mantels weiß ich, dass sie es war.»

«Lena hatte von dem Wagen schon gehört. Einige der Kids aus der Schule haben gesehen, dass Jenny da mal eingestiegen ist.»

Sara spielte mit der Telefonschnur, während er ihr berichtete, was Lena in der High School erfahren hatte. Als er damit fertig war, konnte sie nur sagen: «Das klingt nicht nach der Jenny, die ich kannte.»

«Langsam kommt es mir so vor, als hätte niemand sie gekannt.»

Dann sprach sie aus, was ihr schon die ganze Zeit im Kopf herumspukte. «Glaubst du, Mark und Lacey sind die Eltern?», fragte sie. «Ich weiß zwar, dass du deswegen einen Bluttest bei Mark wolltest, aber es ist mir nie der Gedanke gekommen, dass etwa ...»

«Ich weiß», unterbrach er. Aus der schnellen Antwort schloss sie, dass Jeffrey schon länger darüber nachgedacht hatte. «Ich halte es für möglich.»

«Und was hältst du von Teddy Patterson?»

«Auch 'ne Möglichkeit.»

«Er wird wohl kaum ohne gerichtliche Verfügung zu einem Bluttest bereit sein.»

«Da hast du sicher Recht.»

Sara seufzte. Sie war ratlos, wie all das zusammenpassen sollte. «Vielleicht hat Jenny es herausgefunden und war eifersüchtig.»

«Könnte sein», sagte er, aber sie spürte, dass ihn etwas anderes beschäftigte.

«Jeff ...», begann Sara, die nicht recht wusste, wie sie das Thema anschneiden sollte, ohne ihn zornig zu machen. «Mark hatte einen Schnitt quer über den Bauch. Nicht schlimm, aber ich glaube, dass ihn jemand verletzen wollte.»

«Recht so.»

«Nein», wandte sie ein. «Er ist doch noch ein Kind. Versprich mir, das nicht zu vergessen.»

«Ein Kind, das womöglich seine Schwester vergewaltigt hat und der Zuhälter von deren Freundin war», erwiderte er. «Ein Kind, das dir mit der Faust ins Gesicht geschlagen hat.»

«Vergiss mich dabei», bat Sara. «Wirklich, Jeffrey, denk daran, dass es hier nicht um mich geht.»

Er murmelte etwas Unverständliches.

«Jeff?»

Er fragte: «Du hast nichts aus ihr herausbekommen?»

«Sie wirkte desorientiert und völlig verängstigt.»

«Glaubst du, sie ist ernsthaft krank?»

«Ich weiß nicht, ob es Angst war oder ein Schock oder ob sie sich vielleicht nur von der Geburt erholen muss. Mir blieb ja nicht genügend Zeit mit ihr. Ich ...»

«Was?»

«Ich mache mir Vorwürfe, weil ich nicht gut genug aufgepasst habe. Schließlich war sie ja in meiner Klinik. Wenn ich es nur geschafft hätte, sie länger dazubehalten

—»

«Sie ist weggelaufen, Sara. Du hast getan, was in deiner Macht stand.»

Sie presste die Lippen zusammen. «Ich wünschte, das wäre ein Trost.»

«Das wünschte ich mir auch», sagte er. «Ich wünschte mir auch, dir sagen zu können, wie du deine Schuldgefühle loswerden könntest. Aber ich weiß es verdammt nochmal auch nicht.»

Sara kamen die Tränen. Sie legte die Hand auf den Mund, damit Jeffrey sie nicht weinen hörte.

«Sara?»

Sie räusperte sich und wischte sich mit der freien Hand über die Augen. Sie schniefte, weil ihre Nase lief. «Ja?»

«Hat Lacey denn sonst noch was gesagt? Vielleicht über Mark, warum er hinter ihr her war?»

Sara wurde ungehalten. Man fand Lacey Patterson ganz bestimmt nicht schneller, indem man immer wieder dieselben Fragen stellte. «Schluss jetzt mit dem Verhör. Mein Tag war so schon schlimm genug.»

Er schwieg, und sie hörte nur, dass er Gas gab.

Sara schloss die Augen und lehnte sich an die Wand, um abzuwarten, bis er etwas zu ihr sagte.

«Weißt du ...» Er verstummte, und dann: «Ich muss dir sagen, die Vorstellung, dass jemand dir wehtut, macht mich richtig wütend.»

Sie lachte. «Mich auch.»

«Geht es dir denn gut?», fragte er wieder.

«Ja», sagte sie, obwohl sie ziemlich aus dem Gleichgewicht geraten war. In der Klinik hatte sie sich immer sicher gefühlt, und es gefiel ihr gar nicht, dass ihre Arbeit im Leichenschauhaus die in ihrer Arztpraxis beeinflusste. Sie fühlte sich verletztlich, und das gefiel ihr erst recht nicht.

«Nick hat angerufen», berichtete sie Jeffrey und informierte ihn dann darüber, was Nick gesagt hatte.

«Reinheit?», wiederholte Jeffrey. «Davon hatte Jenny doch gesprochen.»

«Genau», stimmte Sara zu. «Ich glaube, letztlich hat alles mit Sex zu tun. Sie wollte wieder rein sein, stimmt's?»

«Stimmt.»

«Und weswegen fühlte sie sich schmutzig?»

«Weil sie mit all den Typen auf der Party gebumst hat?»

«Sie war betrunken», erinnerte ihn Sara. Sie merkte, wie sich ihr Zorn wieder regte.

«Sie haben gesagt, sie sei nicht zu betrunken gewesen, um zu wissen, was sie tat.»

«Natürlich haben sie das behauptet. Was sollten sie denn sonst sagen — dass sie sie vergewaltigt haben?»

Er räusperte sich. «Da hast du nicht Unrecht.»

«Warum hätte sie das sonst tun sollen?», wollte Sara wissen. «Jenny war nicht so. Mein Gott, sie war doch noch ein kleines Mädchen!»

Jeffrey war jetzt begütigend. «Wir wissen nicht genau, was geschehen ist, Sara. Und wahrscheinlich werden wir es auch nie erfahren.»

Sara wechselte das Thema. Im Moment konnte sie sich mit ihm über dieses Thema einfach nicht vernünftig unterhalten. «Nick hat die Tätowierung zum FBI geschickt. Aber deren Datenbank hat bis jetzt nichts ausgespuckt.»

«Diese Tätowierung war übrigens der Anlass, weswegen ich aufgehalten wurde», sagte Jeffrey. «Ich erzähl es dir heute Abend.»

«Nein», sagte sie. «Das kannst du mir morgen erzählen.» Nach kurzem Schweigen sagte er: «Ich dachte, du wolltest mich heute Abend sehen?»

«Ja», sagte Sara. «Das will ich ja auch. Aber ich will nicht über die Arbeit reden.» Sie wartete ein paar Takte. «Es muss wirklich nicht sein, dass ich heute Abend auch noch an all das denken muss. Ja?»

«Bin einverstanden. Solange ich dich zu sehen bekomme.»

«Wenn du meinen Anblick erträgst», sagte sie leichthin. «Ich hab nämlich ein riesiges grünes Pflaster auf dem Kopf.»

«Hast du noch Schmerzen?»

«Mmm», murmelte sie und sah dabei aus dem Fenster. Sie sah ihre Mutter die Stufen zu Tessas Wohnung über der Garage hinaufsteigen.

«Sara?»

Sara wandte sich wieder Jeffrey zu. «Ich zähle darauf, dass du mich ablenkst.»

Er lachte und wirkte erfreut. «Ich muss noch mit Mark reden und die Abendstreife wegen der Suche nach Lacey

kurz einweisen. Nicht dass jemand heute Abend noch viel bewerkstelligen könnte. Ich bin dann bei dir, so schnell ich kann, in Ordnung?»

«Meinst du, es könnte spät werden?»

«Wahrscheinlich», antwortete er. «Soll ich dich schlafen lassen?»

«Nein», sagte sie. «Weck mich.»

Sie konnte beinahe hören, wie er lächelte.

«Ich seh dich dann.»

«Sieh zu», antwortete sie und legte auf.

Bevor sie nach draußen ging, trank sie noch ein Glas Wasser. Das Pflaster unter ihren bloßen Füßen war heiß wie glühende Kohlen, und die letzten paar Meter vor der Treppe ging sie auf Zehenspitzen.

Tessas Wohnung war recht groß und hatte zwei Schlafzimmer und zwei Bäder. Sie hatte die Wände in den Grundfarben gestrichen und ein paar bequeme Sessel sowie eine ausladende Couch hineingestellt, die jeden, der auf ihr Platz nahm, zu einem behaglichen Schläfchen animierte. Sara hatte des Öfteren bei Tessa übernachtet, besonders nach der Scheidung. Damals hatte sie sich bei ihrer Schwester sicherer gefühlt als in ihren eigenen vier Wänden.

«Tessie?», rief Sara und achtete darauf, dass das Fliegengitter nicht hinter ihr zuschlug. Cathy hatte die Holztür sperrangelweit offen gelassen, was seltsam war, da die Klimaanlage lief.

Tessa klang angespannt. «Moment bitte.»

Sara spazierte zum Schlafzimmer ihrer Schwester. Sie fragte sich, was wohl los sein mochte. «Tess?», sagte sie und blieb im Türrahmen stehen.

Tessa hatte die Nase in ein Papiertaschentuch gesteckt und blickte nicht auf, als Sara eintrat. Cathy stand neben ihr, die Arme über der Brust verschränkt.

«Was ist denn passiert?», fragte Sara im selben Moment, in dem auch Cathy diese Frage stellte.

«Was?», sagten sie beide.

Sara deutete auf ihre Schwester. «Was ist denn los mit dir? Warum weinst du denn?»

Cathy kam zu Sara und legte ihr die Hand auf den Kopf. «Hast du dich verletzt?»

«Ist eine lange Geschichte», sagte Sara und wischte die Hand ihrer Mutter beiseite. «Tessie, was ist los?»

Tessie schüttelte nur den Kopf, und plötzlich wurde Sara schwindlig. Sie setzte sich auf die Bettkante und fragte: «Ist was mit Dad?»

Cathy schaute missbilligend. «Sei nicht albern. Der ist munter wie ein Fisch im Wasser.»

Sara legte sich eine Hand auf die Brust und tat einen Stoßseufzer. «Was ist es denn?»

Tessa ging zu ihrem Toilettentisch und nahm ein langes Stück weißes Plastik zur Hand. Sara erkannte den Schwangerschaftstest, bevor sie ihn von ihrer Schwester in die Hand gedrückt bekam.

Sara fiel nichts Besseres ein und sagte deshalb: «Mit den Dingen muss man doch frühmorgens testen.»

«Hab ich ja gemacht», entgegnete Tessa. «Dann nochmal gegen Mittag und jetzt eben.»

«Alle positiv», sagte Cathy. «Da werden wir dann wohl am nächsten Wochenende mit ihr in die Stadt fahren müssen.»

«In die Stadt?», fragte Sara begriffsstutzig. Was wollen sie denn in Atlanta? Aber dann ging ihr ein Licht auf, und sie schüttelte heftig den Kopf. «Du willst abtreiben lassen?»

Tessa nahm ihr das Teststäbchen ab. «Ich hab doch keine Wahl.»

«Das ist nicht wahr», erwiderte Sara wütend. «Natürlich hast du die Wahl.»

«Sara», mahnte Cathy.

«Mum», begann Sara, wandte sich dann aber an ihre Schwester: «Um Gottes willen, Tess, du bist dreiunddreißig Jahre alt, du verdienst gutes Geld, und dein Devon ist so verliebt in dich, dass er nicht mehr geradeaus gucken kann.»

«Was hat denn das damit zu tun?», fragte Tessa.

«Alles hat es damit zu tun.»

«Ich bin noch nicht so weit.»

Sara war so schockiert, dass sie keinen Ton herausbrachte. Schließlich fragte sie. «Weißt du eigentlich, was die mit dir machen werden, Tessa? Weißt du, wie das abläuft? Weißt du denn, wie sie —?»

Tessa stoppte sie. «Ich weiß, was eine Abtreibung ist.»

«Wie kannst du dann überhaupt daran denken —?»

«Was denken?», fragte Tessa erregt. «Denken, dass ich noch nicht bereit bin, ein Baby zu bekommen? Das kann ich sehr leicht denken, Sara. Ich bin einfach noch nicht dazu bereit.»

«Niemand ist je dazu bereit», entgegnete Sara, bemüht, nicht zu schreien. «Wie kannst du nur so egoistisch sein?»

«Egoistisch?», fragte Tessa fassungslos.

«Du denkst doch nur an dich.»

«Tue ich nicht», ereiferte sich Tessa.

Sara griff sich an die Stirn, konnte nicht fassen, dass sie diese Unterhaltung führten. Dann ließ sie die Hand sinken und fragte: «Weißt du eigentlich, was sie da genau machen? Weißt du, was mit dem Baby passieren wird?»

Tessa wandte sich ab. «Noch ist es kein Baby.»

Sara packte ihre Schwester am Arm und drehte sie wieder zu sich. «Sieh mich an!»

«Warum? Damit du mich davon abbringen kannst?», fragte Tessa. «Es ist meine Entscheidung, Sara.»

«Und was ist mit Devon?», wollte Sara wissen. «Was sagt er denn dazu?»

Tessa schürzte die Lippen. «Er hat darüber nicht zu bestimmen.»

Sara ahnte, worauf Tessa hinauswollte, aber sie fragte trotzdem. «Was, du bist nicht sicher, ob er der Vater ist?»

«Sara», mahnte Cathy wieder.

Sara kehrte ihrer Mutter weiterhin den Rücken zu. «Natürlich ist er das», gab Tessa empört zurück.

Sara fixierte ihre Schwester. Sie suchte nach den richtigen Worten, dem hier Einhalt zu gebieten. Was sie dann sagte, verblüffte alle: «Ich werde es aufziehen.»

Tessa schüttelte den Kopf. «Das könnte ich nicht.»

«Warum nicht?»

Tessa redete mit ihrer Schwester, als sei ihre Begriffsstutzigkeit nur gespielt: «Sara, ich könnte es nicht aushalten, dass du mein Kind aufziehst.»

Bemüht, ihre Empörung unter Kontrolle zu halten, stemmte Sara die Hände in die Hüften. «So was Kindisches hab ich noch nie von dir gehört. Was soll das heißen? Wenn du es nicht haben willst, dann soll es niemand anders haben?»

Tessa öffnete den Mund, schloss ihn aber dann wieder. Schließlich sagte sie: «Seit wann bist du so selbstgerecht? Ich kann mich an Zeiten erinnern, als du sehr für Abtreibungen warst.»

Sara spürte, wie ihr die Röte ins Gesicht stieg. Sie wurde sich bewusst, dass ihre Mutter mit im Zimmer war. «Hör auf damit!»

«Oh, du willst also nicht, dass Mum erfährt, wie es damals war, als du dachtest, Steve Mann hätte dich geschwängert?»

Cathy blieb stumm, aber Sara merkte sehr wohl, dass ihre Mutter gekränkt war. Cathy hatte ihren Töchtern immer klar zu machen versucht, dass sie mit allen Problemen zu ihr kommen konnten. Nur dieses eine Mal hatte Sara sich nicht daran gehalten.

Sara wollte es ihrer Mutter erklären. «Es war falscher Alarm. Ich war mitten in den Abschlussprüfungen und war furchtbar im Stress. Da kam meine Periode zu spät.»

Cathy hob die Hand, um Sara zum Schweigen zu bringen.

«Ich war noch ein Teenager», fuhr Sara trotzdem fort. Mit schwacher Stimme fügte sie noch hinzu: «Mein ganzes Leben lag doch noch vor mir.»

«Und da hast du gleich als Erstes im Frauenzentrum von Atlanta angerufen und dich erkundigt, wie schnell sie es wegmachen könnten.»

Sara schüttelte den Kopf, weil es nicht stimmte. Als Erstes war sie in Tränen ausgebrochen und hatte den Brief mit

282

ihrer Aufnahmebestätigung für Emory zerrissen. «So war es ganz und gar nicht.»

Tessa war noch nicht fertig, und ihre nächste Bemerkung traf Sara ins Mark. «Für dich ist es ja leicht, weil du weißt, dass du niemals schwanger werden wirst.»

«Tessa», zischte Cathy, aber es kam zu spät.

Sara stand mit offenem Mund da und bekam kein Wort heraus. Sie hatte das Gefühl, geohrfeigt worden zu sein.

Cathy wollte etwas sagen, aber jetzt war Sara an der Reihe, abwehrend die Hand zu heben.

«Das halte ich nicht aus», sagte sie, weil sie es tatsächlich nicht konnte. Sie erinnerte sich nicht, dass Tessa sie jemals so verletzt hatte, und hatte das Gefühl, gerade ihre beste Freundin verloren zu haben.

Ohne ein weiteres Wort verließ Sara Tessas Wohnung. Das Fliegengitter ließ sie hinter sich zuknallen.

ELF

Noch bevor er Zeit gefunden hatte, sich die Jacke auszuziehen, reichte Maria Jeffrey einen Stapel rosafarbener Notizzettel. Er war nur vierundzwanzig Stunden fort gewesen, doch die kamen ihm vor wie drei Monate.

«Dieser da ist wichtig», sagte Maria und deutete auf einen der Zettel. «Und der da auch.» Und so machte sie weiter, bis nur ein einziger unwichtiger Zettel übrig war. Auf den warf Jeffrey einen Blick. Den Männernamen, der dort stand, kannte er nicht und ebenso wenig die Telefonnummer, die mit 1-800 begann.

«Was ist das hier?»

Maria zog die Stirn in Falten und dachte angestrengt nach. «Entweder Plastikverkleidungen oder Kaffee frei Haus, ich weiß nicht genau.» Mit einem entschuldigenden Achselzucken sagte sie: «Er hat aber gesagt, er ruft wieder an.»

Jeffrey zerknüllte die Nachricht und warf sie in den Papierkorb. «Ist Lena da?»

«Ich geh sie holen», antwortete Maria und verließ das Büro.

Jeffrey setzte sich an seinen Schreibtisch, und als Erstes sah er das Infoblatt, mit dem nach der entführten Lacey gesucht wurde. Das Foto zeigte ein dünnes, knabenhaftes Mädchen mit blondem Haar. Es war in der Schule aufgenommen worden, eine amerikanische Flagge im Hintergrund und vorne ein Globus. Größe und Gewicht des Mädchens waren unter dem Foto abgedruckt, zusammen mit Angaben, wo sie zum letzten Mal gesehen wurde, und einer Telefonnummer, unter der die Leute ihre Beobachtungen melden konnten. Dieser Flyer war an alle Polizei-

bezirke in der Gegend gefaxt und auch in die nationale Datenbank eingespeist worden, mit deren Hilfe man versuchte, vermisste Kinder aufzuspüren. Das Bureau of Investigation von Georgia würde Zeit brauchen, ein Informationspaket zusammenzustellen, das dann an sämtliche Polizeidienststellen im Südosten weitergeleitet würde. Wenn dieser Tag wie jeder andere Tag in Amerika verlief, dann wäre Lacey Patterson eines von ungefähr hundert Kindern, die in diesen vierundzwanzig Stunden verschwanden oder entführt wurden.

Jeffrey griff zum Telefon und wählte Nick Sheltons Nummer. Dass Nick selbst abhob, überraschte Jeffrey. Er saß nämlich nur höchst selten an seinem Schreibtisch.

«Nick? Jeffrey Tolliver.»

«Hi, Chief», sagte Nick, und ein breiter Südstaatenakzent tat Jeffrey fast in den Ohren weh. Wenn man bedachte, dass er die vergangenen vierundzwanzig Stunden in Alabama verbracht hatte, wollte das schon etwas heißen.

Jeffrey fragte: «Na, spielst du heute mal den Schreibtischhengst?»

«Irgendjemand muss sich ja um den ganzen Papierkram kümmern», sagte Nick. «Was gehört über euer vermisstes Mädchen?»

«Nein», antwortete Jeffrey. «Ist denn irgendwas bei der Großfahndung im ganzen Staat herausgekommen?»

«Nicht die Bohne», sagte Nick. «Es würde natürlich helfen, wenn du das Kennzeichen von dem Wagen hättest.»

«Er war zu weit weg. Deswegen konnte niemand was erkennen.»

Nick seufzte. «Ich hab jedenfalls alles an die Computer-Abteilung weitergegeben. Aber wer weiß, wie lange es dauert, bis sie jemanden da ransetzen? Höchste Priorität bekommt euer Fall erst, wenn etwas passiert.»

«Ich weiß», sagte Jeffrey. Er brauchte eine neue Entwicklung in diesem Fall, irgendeinen Hinweis, dem man

folgen konnte, oder einen neuen Ansatz, um massive Unterstützung zu bekommen. Im Moment blieb ihnen nur Däumchendrehen.

Jeffrey fragte: «Gibt es denn keine Möglichkeit, etwas Dampf zu machen? Mein Gott, Nick. Sara und Lena waren Augenzeugen, dass die Kleine entführt wurde.»

285

«Hast du eine Ahnung, wie viele Kinder in den vergangenen vierundzwanzig Stunden verschwunden sind?»

«Trotzdem —»

«Hör mal zu.» Nick senkte die Stimme. «Ich hab mit einem von der alten Garde geredet, der früher mal auf die Bekämpfung von Verbrechen an Kindern spezialisiert war. Er wird ein paar Telefongespräche führen und sich darum kümmern, dass man euren Fall als dringlich einstuft.»

«Danke, Nick.»

«Bis dahin könnte es nicht schaden, wenn einige von deinen Jungs mal wegen der Faxe nachhaken, die ihr rausgeschickt habt.»

Nick hatte Recht. Es kam heutzutage so viel Müll über die Faxgeräte in die Büros geschwemmt, dass es Stunden dauerte, bis sich jemand da durchgearbeitet hatte.

Nick fragte: «Besteht die Chance, dass es nur ein Samariter war, der sie in Sicherheit bringen wollte?»

«Himmel, Nick», sagte Jeffrey. «Ich hab nicht die geringste Ahnung.»

«Keiner von deinen Hauptverdächtigen fährt einen schwarzen Thunderbird?»

«Nein», sagte Jeffrey. Auch bei Leuten, die nur ganz am Rande mit dem Fall zu tun hatten, waren die Autos überprüft worden, und schließlich hatte man die Suche sogar auf ganz Grant ausgedehnt. Aber auf niemanden im gesamten County war ein alter Ford Thunderbird zugelassen.

«Und kann ich vielleicht sonst was für dich tun?», fragte Nick.

«Reinheit», sagte Jeffrey. «Sag mir bitte, was dieses Wort im Zusammenhang mit Pädophilie bedeutet.» «Keinen Schimmer», sagte Nick. «Aber ich kann's durch die Computer schicken und dich dann informieren.»

«Ich wär dir sehr dankbar.»

«Deine Lady hat am Telefon vor kurzem auch über Reinheit gesprochen», erwähnte Nick. «Der Fall von Kastration, stimmt's?»

«Stimmt.»

«Also, ich kann dir so viel sagen, dass diese Art Kastration meistens religiös motiviert ist. Sie wird vollzogen, um sicherzustellen, dass ein Mädchen Jungfrau bleibt.»

«Wir wissen aber, dass sie keine mehr war.»

«Weiß Gott nicht», stimmte Nick zu. «Soweit ich gehört hab, war sie 'ne Art Wanderpokal.»

Jeffrey ging darauf nicht ein, denn Nicks frivole Bezeichnung für das Mädchen war sogar ihm ein wenig zu hart. Die meisten Gesetzeshüter hatten die Eigenart, mit derlei Dingen äußerst abgebrüht umzugehen, und Jeffrey war da keine Ausnahme. Wäre das Mädchen nicht furchtbarerweise von ihm selbst erschossen worden, hätte er vielleicht sogar gelacht. Aber so sagte er nur: «Ich habe einen Namen für dich, den du mal mit dem Computer checken solltest.»

«Leg los!»

«Arthur Prynne», sagte Jeffrey und buchstabierte dann den Namen des Mannes, den er hinter Possums Laden beinahe zu Brei geschlagen hätte.

Beim Mitschreiben grummelte Nick vor sich hin. «Was soll das sein, Polnisch oder so?»

«Ich hab keinen Schimmer», sagte Jeffrey. «Er hat eine Tätowierung wie die, die ich dir geschickt habe.»

«Wonach soll ich denn suchen?»

«Er hing bei 'ner Kindertagesstätte rum, als ich zufällig auf ihn gestoßen bin.»

«Kann ihn deswegen wohl kaum einbuchten.» Nick sprach nur aus, was sie beide wussten.

«Er hat einen Computer bei sich zu Hause. Nimmt wahrscheinlich auf diese Weise mit anderen Pädophilen Kontakt auf», sagte Jeffrey. «Nannte sich einen <Kleine-Mädchen-Lover>.»

«Mann», seufzte Nick, «wie ich diesen Ausdruck hasse.»

«Wir könnten auch hier auf dem Revier eine Suche starten, aber, ehrlich gestanden, keiner von uns weiß so recht, wie er suchen müsste.»

«Die Jungs vom FBI haben schließlich eine Spezialeinheit. Da wir einen Namen haben, bekommt der Fall gleich Priorität. Vielleicht können sie den Typen so weich klopfen, dass er plaudert?»

«Sehr gut möglich», sagte Jeffrey. «Er hat zumindest bei unserer kleinen Unterhaltung nicht gerade viel Rückgrat bewiesen. Ich kann mir gut vorstellen, dass er ein paar Freunde verpfeift, um seine Haut zu retten.»

«Unterhaltung, hm?» Nick lachte. «War dem Mann klar, dass du Polizist bist?»

Jeffrey schmunzelte. Nick mochte alles Mögliche sein, blöd war er jedenfalls nicht. «Sagen wir, er und ich haben geplaudert, und belassen es dabei.»

Nick lachte nochmals. «Wie eilig ist es dir mit der Sache?»

«Höchst eilig», sagte Jeffrey, weil er nicht die Verantwortung tragen wollte, wenn sich herausstellen sollte, dass Prynne weniger unschuldig war, als er tat.

«Ich leite es weiter an die Alabama-Jungs, und zwar pronto», versprach Nick. Dann sagte er: «Wir haben gerade was in Augusta aufgetan, das dich interessieren dürfte.»

«Und was?»

«Die Cops in Augusta haben 'nen Koksdealer in seinem Hotelzimmer hochgenommen und sind dabei auf einen Stapel Magazine gestoßen, die auch nicht ganz legal sind.»

«Pornographie», vermutete Jeffrey.

«Kinderpornos», bestätigte Nick. «Zum Teil extrem perverter Dreck.»

«In Augusta?», fragte Jeffrey, erstaunt, weil er nichts davon wusste. Augusta lag ziemlich dicht bei Grant, und eigentlich tauschte man ständig Informationen aus, damit alle auf dem Laufenden blieben.

«Wir halten es noch zurück», sagte Nick. «Wollen versuchen, die Hintermänner zu schnappen.»

«So einer darf also jetzt Kronzeuge werden?», fragte Jeffrey.

«War schneller aufs Kreuz gelegt als 'ne Zwei-Dollar-Nutte», wusste Nick zu berichten. «Und bevor du fragst: Er weiß weder etwas von einem schwarzen Thunderbird noch von einem vermissten kleinen Mädchen.»

«Sicher?»

«So sicher wie das Amen in der Kirche.»

«Danke fürs Nachprüfen.»

«Nichts für ungut, Chief, aber wir sollten hoffen, dass sie nicht bei einem dieser Kerle ist. Die tauschen Kinder, wie wir früher Baseballkarten getauscht haben.»

«Ich weiß», sagte Jeffrey, aber eigentlich wollte er es gar nicht wissen. Der Gedanke, dass Lacey Patterson vielleicht in den Klauen eines Mannes wie Prynn war, machte ihn ganz krank.

«Jedenfalls», seufzte Nick, «soll heute Abend oder morgen eine Lieferung ankommen. Augusta ist anscheinend der Verteilungspunkt für den Südosten.»

«Ich kann gar nicht glauben, dass sie diesen Scheiß noch immer drucken, obwohl man das Zeug im Internet umsonst bekommt.»

«Man kann aber durchs Internet die Spuren verfolgen, wenn man weiß, wie's geht», erinnerte ihn Nick. «Soll ich mal kurz durchrufen, wann die Sache abläuft?»

«Du hast ja meine Handynummer, oder?»

«Hab ich», sagte Nick. «Hast du das Gefühl, dass dieser Prynne-Freak aktiv mitmisch?»

«Nein», sagte Jeffrey, denn nach seinem Eindruck war Arthur Prynne einer von den Pädophilen, die sich damit zufrieden geben, Bilder anzuschauen, und die ihre Phantasien nicht ausleben müssen. «Ich weiß aber nicht, wie lange das so bleibt.»

Nick fragte: «Wartet er darauf, dass es an seiner Tür klopft?»

«Schon sein ganzes Leben lang», sagte Jeffrey und sah dann Lena im Türrahmen stehen. «Ich muss Schluss machen, Nick. Ruf mich an, wenn du wegen des Zugriffs Näheres weißt, ja?»

«Wird gemacht, Chief.»

Sie hängten auf, und Jeffrey winkte Lena herein. Er wunderte sich, wie sie aussah. Sie hatte die blutunterlaufenen Augen von jemandem, der lange Zeit geweint hat. Ihre Nase war rot, und unter den Augen hatte sie dunkle Ringe. «Möchtest du darüber sprechen?», fragte Jeffrey und deutete auf einen der Stühle vor seinem Schreibtisch.

Sie sah ihn verdutzt an, als hätte sie nicht verstanden. Dann fragte sie: «Irgendwas Neues von Lacey?»

«Nichts», sagte er. «Hast du den gewissen Gesprächstermin abgemacht?»

Lena kaute an der Unterlippe. «Ich hatte bis jetzt noch nicht die Zeit.»

«Dann nimm dir die Zeit», befahl er.

«Ja, Sir.»

Jeffrey lehnte sich zurück und musterte sie eine Weile. Er sagte: «Erzähl mir, was passiert ist, als du Mark geschnappt hast. Hat er irgendwas gesagt?»

«Er kriegt plötzlich die Zähne nicht mehr auseinander», sagte sie. «Er weigert sich, irgendetwas zu sagen.»

«Hat er einen Anwalt?»

«Buddy Conford», klärte Lena ihn auf. «Aber besteht da nicht ein Interessenkonflikt?»

Jeffrey überlegte. Buddy würde das County repräsentieren, sollte Dottie Weaver Klage gegen Jeffrey erheben. Er fragte: «Weiß Buddy, dass es eine Verbindung zwischen Mark und Jenny Weavers Tod gibt?»

«Er weiß, dass Mark derjenige ist, den Jenny erschießen wollte. Das weiß doch jeder.»

Jeffrey sagte. «Ich meine, weiß er, dass wir Mark verdächtigen, Vater des Kindes zu sein?»

Lenas Augenbrauen schnellten in die Höhe. «Tun wir das denn?»

«Sag mir, warum er es nicht sein sollte.»

«Es könnte doch auch ein anderer Junge gewesen sein», schlug sie vor.

«Trotz der wachsamen Mutter?»

«Die ist sehr oft krank», sagte Lena achselzuckend. «Ich hab da so ein merkwürdiges Gefühl, was den Vater betrifft. Der schubst die Leute gern herum.»

«Bin ganz deiner Meinung», erklärte Jeffrey. Patterson hatte sich im Trailer einen Spaß daraus gemacht, Lena einzuschüchtern. Jeffrey hatte nicht gewusst, ob er eingreifen sollte oder abwarten, ob Lena allein damit fertig wurde.

Lena spekulierte: «Vielleicht hat er ja Mark missbraucht, und deshalb hat Mark seine Schwester missbraucht. Sozusagen Ursache und Wirkung?»

«So ticken Pädophile aber nicht», erwiderte Jeffrey. «Wie meinst du das?»

«Nicht alle Pädophilen wurden als Kinder missbraucht. Den Schluss darf man nicht ziehen.»

«Wir spekulieren doch nur, oder?», fragte Lena. «Und übrigens glaube ich nicht, dass Patterson auf Jungs steht.»

«Wieder das Gefühl?»

«Ja.» Lena nickte.

«Was ist mit Mark?», fragte Jeffrey. Ihm fiel ein, wie Lena sich beim Verhör des Jungen verhalten hatte. «Was für ein Gefühl hast du denn bei ihm?»

Lena blickte leicht verlegen zu Boden. «Na ja», begann sie, «dass er hypersexualisiert ist.»

«Und weiter?»

«Er scheint auf sein Aussehen zu bauen, auf seine sexuelle Anziehungskraft.» Sie hob den Blick. «Ich denke, dass er auf eine andere Weise einfach nicht zu kommunizieren versteht.»

«Die Tätowierung», sagte Jeffrey. «Ich hab in Alabama jemanden getroffen, der dieselbe hatte.»

«Die Herzen?»

«Der Spanner hat eine Kindertagesstätte beobachtet», sagte Jeffrey, und wieder stellte sich derselbe Abscheu ein, den er auch in Possums Laden empfunden hatte. «Hat die Kinder beäugt.»

«Kleine Kinder?», fragte Lena. «Ist er ein Kinderschänder?»

«Eher ein Pädophiler», korrigierte Jeffrey. Anlässlich eines anderen Falls hatte Sara ihm einmal den Unterschied erklärt, und das gab er jetzt an Lena weiter. «Kinderschänder haben die Tendenz, Kinder zu hassen, und wollen nichts mit ihnen zu tun haben, außer wenn sie sie missbrauchen können. Pädophile hingegen meinen, sie täten den Kindern etwas Gutes. Sie meinen, sie zu lieben.»

«Hm», sagte Lena. Es klang skeptisch.

«Pädophilie wird als Geisteskrankheit angesehen.»

«Das war bei Homosexualität bis Anfang der sechziger Jahre ebenso. Ich sehe den Unterschied immer noch nicht.»

Jeffrey, der wusste, dass Lenas Schwester lesbisch gewesen war, war von ihren Worten überrascht. «Der entschei-

dende Unterschied dürfte darin bestehen, dass der sexuelle Kontakt zwischen zwei Erwachsenen etwas Gesundes ist. Kinder hingegen sind darauf nicht vorbereitet.» Sie entgegnete nichts, und daher fuhr er fort: «Bei der Beziehung eines Kindes zu einem Erwachsenen besteht immer ein ungleiches Machtverhältnis zugunsten des Erwachsenen. Es wird nicht auf ein und derselben Ebene miteinander umgegangen. Der Erwachsene bleibt derjenige, der die Kontrolle über das Kind hat.»

Lena sah ihn ungläubig an. «Es hört sich fast so an, als würdest du es rechtfertigen.»

«Das tue ich ganz und gar nicht», sagte Jeffrey leicht gereizt wegen ihrer Unterstellung. «Ich sage dir nur, welche Geisteshaltung dahinter steht.»

«Die Geisteshaltung ist ziemlich pervers.»

«Der Meinung bin ich auch», sagte Jeffrey. «Aber man darf nicht zulassen, daß die eigene Abscheu das Vorgehen bestimmt, Lena. Wenn Mark die Tätowierung trägt, weil er pädophil ist oder ein Kinderschänder, darf man sich nicht anmerken lassen, wie widerlich man das findet.

Sonst wird er niemals offen sprechen.» Und weil er ihr dieses Prinzip schon einmal ans Herz gelegt hatte, fügte er noch hinzu: «Das weißt du doch.»

«Und», sagte Lena, «zu welcher Kategorie gehört er? Er ist doch kaum älter als Lacey.»

«Mindestens drei Jahre.»

«Das ist doch kein so großer Unterschied.»

«Vielleicht zwischen dreißig und dreiunddreißig nicht, aber wenn man sich klar macht, dass es noch Jugendliche sind, ist es ein ziemlicher Sprung. Nämlich der Unterschied zwischen Kind und jungem Erwachsenen.»

Sie schwieg und schien offenbar darüber nachzudenken.

Jeffrey sagte: «Betrachte es doch mal so: Ein Pädophiler fühlt sich wohl unter Kindern, weil er Angst vor Bezie-

hungen mit Erwachsenen hat. Erwachsene flößen ihm Angst ein.»

«Was ist mit Jenny? Wieso wurde sie derartig zugenäht? Was steckt dahinter?»

«Das weiß ich nicht», sagte Jeffrey. «Vielleicht hilft uns Mark weiter.»

«Der redet nicht», sagte Lena wieder. «Frank war bei ihm, und Mark hat einfach nur ins Leere gestarrt.»

«Ist er denn high?»

Sie schüttelte den Kopf. «War er mal, aber inzwischen ist die Wirkung vorbei.»

«Braucht er eine neue Dröhnung?»

«Ich glaube nicht», sagte sie. «Er zittert nicht, wenn du das meinst.»

«Und geht es ihm sonst? Sara meinte, es sähe so aus, als hätte ihn jemand in die Mangel genommen.»

«Stimmt», sagte Lena. Sie zog ein paar Polaroids aus ihrer Brusttasche. «Wir haben ihn fotografiert, um seinen Zustand zu dokumentieren. Dr. Linton hat gesagt, die Schnittwunde auf dem Bauch muss ihm wohl mit einem scharfen Messer zugefügt worden sein. Sie war aber nicht so tief, dass sie genäht werden musste. Ein blaues Auge hat er auch.»

Jeffrey sah sich die Bilder einzeln an. Mark starrte mit toten Augen in die Kamera. Auf einem Foto war er mit nacktem Oberkörper zu sehen, und man konnte Grasflecken am Bund seiner Jeans erkennen sowie oberflächliche Kratzer auf seinem Bauch.

«Dafür sind wir aber nicht verantwortlich?», fragte Jeffrey sicherheitshalber.

«Natürlich nicht», schnauzte Lena, was seltsam war, denn er hatte dieselbe Frage schon bei anderen Fällen gestellt und stets eine klare Antwort ohne einen derartigen Gefühlsausbruch bekommen. Und sie legte noch nach:

«Frag doch deine Freundin. Die hat ihn noch vor mir gesehen.»

«Hat ihn jemand verfolgt?», fragte Jeffrey weiter. «Oder war er hinter jemandem her?»

«Eins von beidem», sagte sie. «Er hat auch Abwehrwunden an beiden Armen.»

Jeffrey dachte an Arthur Prynne, der sich mit den Armen geschützt hatte, damit Jeffrey ihm nicht ins Gesicht schlug.

Lena sagte: «Wir haben seine Kleidung einbehalten. Ich glaube, Dr. Linton will das Blut auf seinem Hemd auf eine DNS-Übereinstimmung prüfen.»

«Hast du ihn zu seiner Schwester befragt?»

«Wenn er sich Sorgen um sie macht, zeigt er es jedenfalls nicht. Und wie ich schon sagte, er äußert sich zu nichts.»

Jeffreys Telefon piepte, und er drückte auf die Taste der Sprechanlage.

Maria sagte: «Pastor Fine ist da, um mit Mark zu sprechen.»

Jeffrey und Lena tauschten Blicke aus. «In welcher Funktion?»

«Er sagt, Marks Eltern hätten ihn gebeten, während des Verhörs als ihr Stellvertreter anwesend zu sein.» Maria senkte die Stimme. «Buddy Conford ist auch da.»

«Danke», sagte Jeffrey und drückte wieder auf den Knopf. Er lehnte sich zurück und schaute Lena durchdringend an. Schließlich sagte sie: «Was?»

«Du hast diesen merkwürdigen Draht zu Mark. Ich weiß nicht genau, was es damit auf sich hat, aber du musst jetzt sehr vorsichtig sein.»

«Ich habe keinen Draht zu ihm», entgegnete Lena scharf, offenbar war ihr nicht wohl bei dem Gedanken.

«Vielleicht überträgt er ja gewisse Gefühle auf dich, weil seine Mutter so krank ist.»

Lenas gleichgültiges Achselzucken wirkte wenig überzeugend. «Was auch immer», sagte sie. «Können wir es bitte hinter uns bringen?»

Buddy Conford hatte ein höllisch schweres Leben hinter sich. Mit siebzehn Jahren hatte er durch einen Autounfall sein rechtes Bein vom Knie abwärts verloren. Später verlor er dann sein linkes Auge durch Krebs und eine Niere durch den Schuss eines unzufriedenen Klienten. Diese Verluste schienen Buddy nicht geschwächt, sondern eher noch gestärkt zu haben. Wie ein hungriger Hund um einen Knochen konnte er kämpfen, wenn er es sich in den Kopf gesetzt hatte. Andererseits war Buddy aber auch ein logisch denkender Mensch und konnte, im Gegensatz zu den meisten Anwälten, richtig von falsch unterscheiden. Er hatte Jeffrey schon bei mehr als einer Gelegenheit geholfen. Jeffrey ging mit der Hoffnung in das Verhör von Mark Patterson, dass es eine dieser Gelegenheiten sein würde.

«Chief», sagte David Fine, «ich möchte mich bei Ihnen bedanken, dass ich bei dieser Vernehmung anwesend sein darf. Der Gesundheitszustand von Marks Mutter hat sich sehr verschlechtert, und die Eltern wünschen, dass ich an ihrer Stelle anwesend bin.»

Jeffrey nickte und verzichtete auf den Hinweis, dass er letztlich gar keine Wahl hatte. Welcher Verbrechen Mark sich auch schuldig gemacht hatte, er war noch minderjährig und nicht strafmündig. Es wäre Sache des Gerichts, diesen Status aufzuheben, wenn es denn je dazu kommen sollte.

Fine fragte: «Hat man etwas von seiner Schwester gehört?»

«Nein», sagte Jeffrey. Er musterte Mark und versuchte sich auszumalen, was in dem Sechzehnjährigen vor sich

ging. Er sah fürchterlich aus: Sein Auge wurde von Minute zu Minute dicker und farbenprächtiger, seine Lippen waren in der Mitte aufgeplatzt und seine Augen so blutunterlaufen wie Lenas. Der orangefarbene Gefängnisoverall, den man ihm verpasst hatte, ließ den Jungen noch bleicher erscheinen, als er es ohnehin schon war. Er wirkte außerdem auch kleiner, sozusagen durch die Umstände gestutzt. Er ließ die Schultern hängen und sah recht schwächling aus, sogar im Vergleich zu Buddy Conford, der auch nicht gerade groß war.

Jeffrey sprach den Jungen an.

Dessen Lippen bewegten sich, aber er blieb stumm und blickte unverwandt auf den Tisch, als wolle er nicht aufsehen und sich der Situation stellen, in der er sich befand. Der Junge hatte etwas Klägliches an sich, das beinahe Jeffreys Mitleid weckte. Sara hatte Recht. Egal, was Mark getan hatte, er war doch noch ein Kind.

Buddy blätterte in den Papieren zu Marks Fall. «Wessen wird der Junge also beschuldigt, Chief?»

«Tätlicher Angriff», antwortete Jeffrey, der Mark immer noch fest im Blick hatte. «Er hat Sara ins Gesicht geschlagen.»

Buddy sah seinen Klienten stirnrunzelnd an. «Sara Linton?», fragte er. Verblüffung ließ seine Stimme höher werden. Buddy war in Grant aufgewachsen, und wie die meisten Einheimischen hielt er Sara wegen ihrer Arbeit in der Kinderklinik fast schon für eine Heilige.

Unter dem Tisch klirrte es. Mark trug Handschellen, und Jeffrey nahm an, dass die Kette zwischen den Handschellen auf Marks wippenden Oberschenkeln schepperte. Dieses Geräusch kannte Jeffrey schon von diversen Verhören.

«Vor ungefähr zehn Augenzeugen», sagte Jeffrey, das Geräusch übertönend. «Er hat zudem seiner Schwester Körperverletzung angedroht.»

«Aha», kommentierte Buddy, während er die Papiere aufeinander zu einem Stapel ordnete. «Diese Verletzungen in seinem Gesicht, hatte er die schon vor seiner Festnahme, oder sind sie danach entstanden?»

Lena schnauzte «Vorher» und ließ ein stummes, aber durchaus zu verstehendes «... du Idiot!» folgen.

Buddy warf ihr einen tadelnden Blick zu. «Wird das durch Zeugen untermauert?»

«Wir haben Fotos gemacht», meldete sich Jeffrey und zog die Polaroids, die Lena ihm gegeben hatte, aus einem Umschlag. Er schob sie über den Tisch zu Buddy. Mark zuckte bei dieser Bewegung zusammen, und wieder wurde Jeffrey gewahr, wie dünnhäutig der junge zu sein schien.

Buddy ging die Polas durch und sah Mark erst wieder an, als er damit fertig war. «Wer hat ihm das angetan?», fragte er Jeffrey.

«Sagen Sie es uns», forderte Jeffrey den Anwalt auf.

Mark blickte weiterhin stur nach unten. Die Kette zwischen den Handschellen klirrte regelmäßig wie ein Metronom.

Buddy schob die Fotos zu Jeffrey zurück. «Sieht nicht so aus, als würde er mit uns sprechen wollen.»

Lena sagte: «Was ist denn nur los, Mark?»

Anscheinend verblüfft darüber, dass Lena ihn ansprach, hob Mark den Blick. Das klirrende Geräusch endete abrupt, und für ihn schien die Zeit stillzustehen, solange er darauf wartete, dass Lena weiterredete.

Lenas Stimme klang sanfter, als Jeffrey es je gehört hatte, und es schien, als wären Lena und Mark die einzigen Personen im Raum, als sie ihn bat: «Sag mir bitte, was los ist, Mark.»

Er blickte weiterhin mit großen Augen ins Leere, aber sein Atem ging hörbar schneller.

«Wer hat dich geschlagen?», fragte sie im selben mitfühlenden Ton. Sie streckte die Hand über den Tisch zu

ihm hinüber, und Mark hob die Hände, damit sie ihn berühren konnte. Ein Stoßseufzer kam über seine Lippen, als ihre Hand sich auf seine legte.

Buddy warf Jeffrey einen Blick zu, und der schüttelte nur einmal den Kopf, damit der Anwalt schwieg. Dave Fine blieb unaufgefordert stumm und blickte wie gebannt auf Marks und Lenas Hände.

Mit dem Daumen strich Lena behutsam über Marks Tätowierung. Jeffrey brauchte die anderen Männer im Raum nicht anzuschauen, um zu wissen, dass sie sich bei dieser Geste unbehaglich fühlten. Die Atmosphäre schien mit etwas Unaussprechlichem aufgeladen zu sein.

Lena sagte: «Was ist nur los, Mark? Sag es mir.» Tränen traten ihm in die Augen. «Sie müssen Lacey finden.»

«Das werden wir auch», versprach Lena.

«Sie müssen sie finden, bevor ihr etwas passiert.» «Was könnte ihr denn passieren, Mark?»

Schluchzend schüttelte er den Kopf. «Es ist schon zu spät. Niemand kann ihr mehr helfen.»

«Weißt du, wer sie verschleppt haben könnte? Hast du den Wagen erkannt?»

Wieder schüttelte er den Kopf. «Ich möchte meine Mama sprechen.»

Lena schluckte sichtbar, und Jeffrey sah, dass Marks Zerbrechlichkeit ihr langsam an die Nieren ging.

«Ich möchte nur meine Mama sehen», wiederholte er mit leiser Stimme.

Dave Fine streckte seine Hand nach dem Jungen aus, aber da schreckte Mark so heftig zurück, dass Buddy seinen Stuhl festhalten musste, damit der Junge nicht damit umkippte.

«Fassen Sie mich nicht an!», schrie Mark, der aufgestanden war.

Lena war ebenfalls aufgesprungen und lief um den Tisch herum. Sie wollte Marks Arm berühren, aber er machte

einen Satz zur Seite und wäre beinahe gegen die Wand geprallt. Lena legte ihm die Hand auf die Schulter und flüsterte ihm etwas zu.

«Mark.» Dave Fine hob beschwörend die Hände. «Beruhige dich, mein Sohn.»

«Warum sind Sie nicht bei meiner Mutter?», fragte Mark heftig. «Wo ist Ihr Scheißgott jetzt, wo meine Mutter stirbt?»

«Ich werde sie heute Abend noch besuchen», antwortete Fine mit bebender Stimme. «Sie wollte, dass ich dir hier Beistand leiste.»

«Wer war denn für Lacey da?», fragte Mark anklagend. «Wer war da, als so ein Perverser sie sich auf der Straße gegriffen hat?»

Fine blickte zu Boden, und Jeffrey nahm an, dass der Mann wegen Lacey Patterson ein ebenso schlechtes Gewissen hatte wie sie alle.

«Ich brauche Sie nicht», brüllte Mark. «Aber Mama braucht Sie, und was tun Sie? Sie sind bei mir, als könnten Sie hier was machen.»

Fine öffnete den Mund, um etwas zu sagen, schien es sich dann aber anders zu überlegen.

Mark schüttelte den Kopf und wandte den Blick ab. Lena legte ihm die Hände auf die Schultern und führte ihn zu seinem Stuhl zurück.

Buddy klopfte mit den Knöcheln auf den Tisch, um Jeffreys Aufmerksamkeit zu bekommen, und deutete dann auf die Tür.

Jeffrey stand auf und gab Fine ein Zeichen, es ebenfalls zu tun. Der Pastor zögerte, tat dann aber doch wie geheißen und folgte Buddy hinaus auf den Korridor.

«Gottverdammte nochmal», sagte Buddy und entschuldigte sich im selben Augenblick: «Tut mir Leid, Pastor.»

Fine nickte und steckte die Hände in die Taschen. Er blickte durch das kleine Fenster in der Tür und beobachte-

te, wie Lena mit Mark sprach. Er murmelte: «Ich bete immer für seine Seele.»

Buddy, der sich auf seine Krücke stützte, fragte Jeffrey: «Was zum Teufel geht hier eigentlich vor, Chief?»

Jeffrey wusste nicht, was er darauf hätte antworten sollen. Stattdessen fragte er: «Dave, können Sie sich einen Reim darauf machen?»

«Ich?» Fine war verduzt. «Ich hab keine Ahnung. Als ich Mark das letzte Mal sah, schien er völlig in Ordnung zu sein. In Angst um seine Mama, aber sonst normal.»

«Und wann war das?», fragte Jeffrey.

«Vorgestern Abend im Krankenhaus, wo ich mit Grace gebetet habe.»

Jeffrey sagte: «Was ist zwischen Ihnen und Jenny Weaver geschehen?»

«Jenny Weaver?», fragte Fine, ehrlich verwirrt.

Jeffrey half seiner Erinnerung nach: «Sie sagten, Sie sind um die Weihnachtszeit ein paar Mal bei ihr gewesen.»

«Ach ja, stimmt», räumte Fine jetzt ein. «Brad hatte mich gebeten, sie zu besuchen. Sie war nicht mehr in die Kirche gekommen. Und er befürchtete, dass etwas passiert sein könnte.»

«Und, war es das?»

«Ja. Zumindest vermute ich es», antwortete Fine stirnrunzelnd. «Aber sie wollte nicht mit mir sprechen. Und sie wollten auch nicht mit mir reden.»

«Sie heißt wer?», fragte Jeffrey.

Fine deutete auf die Tür. «Mark und Lacey. Ich habe dann mit Grace gesprochen, aber sie konnte zu dem Zeitpunkt nicht das Geringste ausrichten. Ich vermute, es handelte sich wohl nur um die für Teenager so typische Auflehnung.» Traurig schüttelte er den Kopf. «Viele Jugendliche kehren in dieser Altersstufe der Kirche den Rücken, aber wenn sie älter werden, kommen sie zurück. Grace

machte sich jedoch große Sorgen, und daher hab ich mit Mark gesprochen.»

«Und was hat er gesagt?», fragte Jeffrey.

Fine lief rot an. «Sagen wir mal so, er benutzte einige Wörter, die seine Mutter lieber nicht hören sollte, und belassen es dabei.»

Jeffrey nickte und hakte nicht mehr nach. Er hatte den Jungen oft genug reden hören, um zu wissen, zu welcher Ausdrucksweise er fähig war. Er fragte nur: «Wie geht es Grace?»

«Sie ist sehr krank. Ich glaube nicht, dass sie das kommende Wochenende erleben wird.»

Jeffrey dachte daran, wie sehr Mark nach seiner Mutter verlangt hatte. «So schlecht steht es?», fragte er.

«Ja», antwortete Fine. «Zu diesem Zeitpunkt kann man nichts mehr für sie tun, außer zu versuchen, ihr die letzten Stunden einigermaßen erträglich zu machen.» Er warf wieder einen Blick durch das kleine Fenster. «Ich weiß nicht, was diese Familie ohne die Mutter tun soll. Es wird sie zerreißen.»

«Sie waren Weihnachten nicht mit auf der Jugendfreizeit, ist das richtig?»

Fine nickte. «Ich bin hier geblieben. Ich habe sowieso nicht viel mit den Freizeiten zu tun. Die sind eher Sache unseres Jugendpfarrers Brad Stephens.»

«Mit ihm habe ich bereits gesprochen.»

«Ein prächtiger junger Mann», sagte Fine. «Ich hatte gehofft, er würde einigen der Jungs als gutes Beispiel dienen.»

Jeffrey sagte: «Sie haben Mark in der Beratung gehabt, stimmt das?»

«Einige wenige Male», antwortete Fine. «Er blieb aber verschlossen. Ich kann mir mal meine Notizen ansehen und Ihnen sagen, ob irgendwas zur Sprache kam, das Ihnen helfen könnte.»

«Tun Sie das», trug Jeffrey dem Pastor auf. «Wo sind Sie morgen früh?»

«Ich nehme an, im Krankenhaus», sagte Fine und sah auf die Uhr. «Ja, ich würde eigentlich am liebsten heute Abend nochmal hingehen, wenn Sie denn keine Fragen mehr an mich haben.»

«Sie können gehen», sagte Jeffrey. «Ich werde gegen zehn Uhr morgen früh im Krankenhaus sein. Bringen Sie Ihre Notizen mit.»

«Tut mir Leid, dass ich Ihnen keine größere Hilfe sein konnte», entschuldigte sich Fine. Bevor er ging, schüttelte er erst Jeffrey und dann Buddy die Hand.

Buddy sah dem Pastor nach und wandte sich dann Jeffrey zu. «Mir gefällt ganz und gar nicht, was sich zwischen meinem Klienten und Ihrem Detective abspielt.»

Jeffrey erwog kurz, den Unwissenden zu spielen, entschied aber dagegen. «Ich werde für diese Nacht eine Selbstmordwache einsetzen.»

Buddy ließ sich nicht einwickeln. «Sie haben sich nicht zu meinen Bedenken geäußert.»

Jeffrey blickte wieder ins Verhörzimmer. Lena war es gelungen, Mark zum Hinsetzen zu bewegen, und sie strich ihm beruhigend über den Rücken. Er weinte.

Jeffrey sagte: «Das hier hat irgendwie mit der Erschießung von Weaver zu tun.»

«Ach, du Scheiße», fluchte Buddy und stampfte mit seiner Krücke auf den Fußboden. «Vielen Dank, dass Sie mir das jetzt schon sagen, Chief.»

«Ich war nicht sicher», log Jeffrey. «Er ist der Junge, den Jenny Weaver erschießen wollte.»

«Das schien ein einfacher tätlicher Angriff zu sein.»

«Ist es ja auch», sagte Jeffrey. «Ich meine, war es.»

«Wollen Sie vielleicht mal Klartext mit mir sprechen?»

Jeffrey warf wieder einen Blick in den Verhörraum. Lenas Hand lag noch immer tröstend auf Marks Rücken.

«Ganz ehrlich, Buddy, ich hab keine Ahnung, was hier abläuft.»

«Dann fangen Sie mal am Anfang an.»

Jeffrey schob die Hände in die Taschen. «Das Baby, das wir auf der Rollschuhbahn gefunden haben», sagte er, und Buddy nickte. «Wir halten Mark für den Vater.»

Buddy hörte nicht auf zu nicken. «Leuchtet ein.»

«Wir denken, dass seine Schwester die Mutter sein könnte.»

«Die man entführt hat?»

Jeffrey nickte. Ihm drehte sich der Magen um, als er an Lacey Patterson dachte und das, was ihr passieren könnte.

Buddy sagte: «Ich dachte, Weaver sei die Mutter.»

«Nein», sagte Jeffrey. «Sara hat die Obduktion vorgenommen. Jenny war nicht die Mutter.» Er ließ aus, was Sara sonst noch gefunden hatte.

«Ich hab noch immer keine Instruktionen von Dottie Weaver», teilte Buddy ihm mit. «Der Bürgermeister schwitzt schon wie eine Hure in der Kirche.»

«Sie wird wahrscheinlich bis nach dem Begräbnis warten», sagte Jeffrey und fragte sich, wann das Begräbnis überhaupt stattfinden sollte. Auch wenn er bezweifelte, dass Sara eingeladen würde — sie hatte bisher noch nichts Entsprechendes erwähnt.

«Trotzdem müssen Sie mir Ihre Stellungnahme morgen oder so abgeben», sagte Buddy. «Wir müssen etwas zu Papier bringen, solange das Ereignis noch frisch in Ihrem Gedächtnis ist.»

«Ich glaube nicht, dass es mir je nicht mehr frisch im Gedächtnis sein wird, Buddy», sagte Jeffrey.

«Und was geht hier sonst noch vor?», fragte Buddy.

«Verschweigen Sie mir bitte nichts.»

Jeffrey vergrub die Hände noch tiefer in den Taschen.

«Mark hat diese Tätowierung auf der Hand.»

«Die Herzen?», fragte Buddy.

«Ja», bestätigte Jeffrey. «Ein Symbol für irgendwas.»
«Kinderporno», antwortete Buddy und versetzte damit Jeffrey einen Schock.

«Woher wissen Sie das denn?»

«Ich hab noch einen Klienten mit der gleichen Tätowierung», sagte Buddy. «Ein Kerl vor zwei Wochen drüben in Augusta. Hab den Fall übernommen, weil ich einem Freund noch etwas schuldete.»

«Und worum ging's bei dem Fall?»

Buddy sah sich um, offenbar unsicher, ob er die Frage beantworten sollte oder nicht.

Jeffrey erinnerte den Anwalt: «Ich bin mehr als entgegenkommend gewesen, Buddy.»

«Da ist was dran», stimmte Buddy zu. «Den Typen haben sie wegen Coke ranekriegt. Nicht viel, aber genug, um ihm vorzuwerfen, dass er dealt. Er hatte Informationen anzubieten und kam ohne Anklage davon.»

«Davon hab ich gehört», sagte Jeffrey. «Er ist Verteiler, stimmt's? Für die Pornos?»

Buddy nickte.

«Und er hat als Kronzeuge ausgesagt, um seinen Arsch vorm Knast zu retten.»

«Bingo», sagte Buddy. «Wie haben Sie das denn erfahren?»

«Wie gewöhnlich», sagte Jeffrey. Mehr wollte er nicht verraten.

«Was soll denn das heißen?», fragte Buddy.

Jeffrey versuchte, ihn abzulenken. «Wo ist eigentlich Ihr Bein?», fragte er und deutete auf die Leere unter Buddys rechtem Knie.

«Scheiße», stöhnte Buddy. «Meine Freundin hat es mir weggenommen. Und will es nicht zurückgeben.»

«Was haben Sie ihr denn angetan?»

«Typisch Cop», konstatierte Buddy, auf seine Krücke gestützt. «Immer dem Opfer die Schuld zuweisen.»

Jeffrey lachte. «Soll ich mal mit ihr reden?»

Buddy zog die Augenbrauen zusammen. «Das werd ich schon allein regeln», sagte er. «Werden Sie mir jetzt die Frage beantworten, wie Sie es erfahren haben?»

«Nein», entgegnete Jeffrey. Nochmals blickte er in den Verhörraum. Mark hatte den Kopf auf den Tisch gelegt, und Lena saß neben ihm. Sie hielt seine Hand.

Jeffrey öffnete die Tür. «Lena», sagte er und gab ihr ein Zeichen, auf den Korridor zu kommen.

Lena wollte protestieren und wahrscheinlich bitten, noch bleiben zu dürfen, aber besann sich dann eines Besseren. Sie stand auf, sah Mark weder an, noch berührte sie ihn zum Abschied und verließ dann den Raum.

«Was hat er gesagt?», fragte Jeffrey.

«Nichts», antwortete Lena. «Er will unbedingt ins Krankenhaus, um seine Mutter zu besuchen.»

«Geh nach Hause», sagte Jeffrey. Ohne ihre Reaktion abzuwarten, betrat er den Verhörraum. Buddy folgte ihm.

«Mark», begann Jeffrey, nachdem er sich auf den Stuhl gesetzt hatte, der gerade von Lena geräumt worden war.

«Wir wissen Bescheid über deine Tätowierung.»

Mark hielt den Kopf gesenkt. Er schluchzte so sehr, dass der Tisch bebte.

«Wir wissen, was sie bedeutet.»

Buddy stützte sich Mark gegenüber auf den Tisch. «Junge, es ist in deinem ureigenen Interesse, uns zu erzählen, was hier vorgeht.»

Jeffrey sagte: «Mark, hast du irgendeine Ahnung, wer deine Schwester entführt haben könnte?» Als keine Antwort kam, versuchte er es anders: «Mark, wir glauben, dass ein paar ganz üble Menschen sie in ihre Gewalt gebracht haben. Leute, die ihr wehtun werden. Deswegen brauchen wir deine Hilfe.»

Er antwortete immer noch nicht.

«Mark», versuchte Jeffrey es nochmal. «Mark, als sie zu Dr. Linton kam, schien Lacey sehr krank zu sein.»

Mark setzte sich auf und wischte sich die Tränen aus den Augen. Er blickte geradeaus gegen die Wand, sein Oberkörper schaukelte vor und zurück.

Jeffrey fragte: «Bist du der Vater des toten Babys, Mark?»

Mark starrte und starrte. Jeffrey wedelte vor den Augen des Jungen mit der Hand, aber der rührte sich nicht.

«Mark?», sprach Jeffrey ihn an, und dann noch lauter: «Mark?»

Mark zuckte mit keiner Wimper.

«Mark?», wiederholte Jeffrey, mit den Fingern schnippend.

Buddy legte die Hand auf Marks Schulter, aber der Junge reagierte nicht auf ihn. Buddy sagte: «Ich glaube, wir sollten einen Arzt für ihn kommen lassen.»

«Sara kann –»

«Nein», unterbrach Buddy. «Ich glaube, heute hat er Sara schon einmal zu oft gesehen.»

Es war bereits zehn Uhr, als Jeffrey das Revier verließ. Fast zwei Stunden hatte er damit verbracht, im ganzen Staat herumzutelefonieren, um sicher zu sein, dass andere Dienststellen die Vermisstenmeldung zu Lacey bekommen hatten und dass überall nach dem schwarzen Thunderbird Ausschau gehalten wurde. Viele Cops, mit denen er sprach, wollten im Gegenzug mit ihm Einzelheiten zu offenen Fällen besprechen, an denen sie gerade arbeiteten. Auch wenn Jeffrey glaubte, ihnen nicht helfen zu können, sagte er immer wieder ein paar passende Sätze und hoffte, sie klangen nicht zu sehr nach Routineantworten. Es war viel wahrscheinlicher, dass ein Streifenwagen in Griffin zufällig dem schwarzen Thunderbird begegnete, als dass Jeffrey einen Breitbildfernseher fand, der aus dem Haus

der Mutter eines Polizisten gestohlen worden war, aber er schrieb sich die Seriennummer trotzdem auf und wiederholte sie sicherheitshalber.

Obwohl er sich bei Nick als ahnungslos hingestellt hatte, wollte Jeffrey feststellen, was er auf eigene Faust im Internet entdecken konnte. Zusammen mit Brad hatte er über dreihunderttausend Sites unter dem Suchwort «Mädchen-Liebhaber» gefunden. Nach der dritten Site, die sie besucht hatten, war Brads Gesicht bereits so kreidebleich, dass Jeffrey den jungen Streifenpolizisten nach Hause entließ und selbständig durchs Netz surfte.

Selbst mit seinen nur rudimentären Kenntnissen fand Jeffrey Link auf Link zu Sites, auf denen Kinder in diversen aufreizenden Posen zu sehen waren. Als er schließlich aus dem Netz ging, hätte er am liebsten geduscht, um sich die Bilder aus dem Kopf zu waschen. Sara hatte Recht. Vielleicht würde ihm eine gewisse Distanz zu dem Fall auch zu einer neuen Perspektive verhelfen. So wie es im Moment stand, wusste er nicht, wo er weitermachen sollte. Auf dem Weg zu Sara versuchte Jeffrey, alle Gedanken an das zu vertreiben, was er auf dem Computerbildschirm gesehen hatte. Er hatte Sara vom Revier aus angerufen, ihr berichtet, dass es noch immer keine Neuigkeiten über Lacey gab und er sich jetzt auf den Weg zu ihr machen würde, wenn sie ihn immer noch sehen wollte. Zum Glück wollte sie. Als er aus dem Auto stieg, hörte er aus dem Haus einen sanften Jazzsong. Sara musste wohl schon Ausschau nach ihm gehalten haben, denn sie öffnete die Tür, bevor er hatte anklopfen können. Alles, was ihn in den letzten paar Tagen beschäftigt und mit Sorgen erfüllt hatte, fiel im selben Moment von ihm ab, als er sie in der Tür stehen sah.

«Hi», sagte sie, ein hintergründiges Lächeln auf den Lippen.

Jeffrey war sprachlos. Er konnte sie nur gebannt anstarren. Das Haar fiel ihr auf die Schultern, die Locken weicher als gewöhnlich. Sie trug ein schwarzes Seidenkleid, das ihren Körper eng umschloss und ihre Kurven wunderbar zur Geltung brachte. Ein langer Seitenschlitz erlaubte einen Blick auf ihr schlankes Bein. Sie trug hochhackige Schuhe, und das Spiel ihrer Wadenmuskeln reizte ihn so, dass er sie am liebsten abgeleckt hätte.

Sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn hinein. Jeffrey hielt sie aber schon in der Tür zurück und zog sie an sich. Die hohen Absätze machten sie sechs, sieben Zentimeter größer, und Sara legte ihm die Hand auf die Schulter, als sie die Schuhe abstreifte, um wieder auf Augenhöhe mit ihm zu sein.

«Besser?», fragte sie. Als er nicht antwortete, beugte sie sich vor und streifte mit den Lippen seinen Mund. Er behielt die Augen so lange offen, wie es ging, und sah zu, wie sie ihn küsste. Ihr Mund schmeckte süß, und auf ihrer Zunge schmeckte er Wein und ein wenig Schokolade.

Jeffrey schloss die Tür hinter ihnen, ohne Sara aus den Augen zu lassen. Er konnte sich nicht daran erinnern, dass sie je schöner ausgesehen hatte, und das trotz des fleischfarbenen Pflasters auf ihrer Stirn.

Sie sagte: «Ich möchte nicht über meinen Tag sprechen, nicht über deinen und ganz bestimmt nicht über das, was da draußen los ist.»

Er konnte nur nicken.

Sara lehnte sich mit dem Arm an die Wand und sah Jeffrey fragend an. «So plötzlich die Sprache verloren?»

Jeffrey legte sich die Hand auf die Brust und versuchte seine Gefühle auszudrücken. «Manchmal», begann er, «vergesse ich, wie schön du bist, und dann sehe ich dich ...» Er verstummte und suchte nach den richtigen Worten. «Es raubt mir einfach den Atem.»

Sie hob eine Augenbraue, als wolle sie fragen, ob er nicht die üblichen Sprüche abließ.

«Ich liebe dich, Sara», sagte er und trat näher an sie heran.

«Ich liebe dich so sehr.»

Sie schien ein Schmunzeln zu unterdrücken, und dafür liebte er sie noch mehr. Solange Jeffrey sie kannte, hatte Sara noch nie mit Komplimenten umgehen können.

Sie sagte: «Ich nehme an, damit willst du sagen, dass dir mein Kleid gefällt?»

«Mir würde es noch besser gefallen, wenn es auf dem Boden läge.»

Sie trat von der Wand weg, und er sah, dass sie hinter sich griff und die Hände bewegte. Unter dem Kleid hatte sie nichts an, sodass sie nackt vor ihm stand, als es zu Boden gefallen war.

Jeffrey verschlang sie mit Blicken und begehrte sie so, dass es ihm Angst machte. Er ließ sich auf die Knie sinken und küsste sie, bis sie es nicht mehr aushalten konnte.

MITTWOCH

ZWÖLF

Lena hörte im Traum, wie ein Hammer mit aller Kraft auf einen Nagel geschlagen wurde. Als sie sich im Bett zur Seite rollte, rechnete sie schon damit, ihre Hand an den Fußboden genagelt zu sehen, aber stattdessen erblickte sie Hank, der die Scharniere ihrer Schlafzimmertür ausbaute. Sie kam verschreckt hoch und saß kerzengerade im Bett. «Scheiße, was soll das?»

«Ich hab dir doch gesagt, dass hier einiges anders wird», teilte Hank ihr mit und klopfte unbeirrt weiter auf den Scharnierbolzen.

«Herrgott nochmal», stöhnte Lena und hielt sich die Ohren zu, weil sie das Gehämmer nicht ertragen konnte. Sie sah zur Uhr, die auf der Kommode stand. «Es ist noch nicht mal sechs», schrie sie Hank an. «Und vor neun muss ich heute nicht im Dienst sein.»

«Dann bleibt uns ja noch 'ne Menge Zeit», sagte Hank und schob den Dorn aus dem Scharnier.

«Du baust meine Tür aus?», fragte Lena. Sie zog das Betttuch bis unters Kinn, obwohl sie ein dickes Sweatshirt und eine Hose trug. «Für wen hältst du dich eigentlich?» Hank schenkte ihr keine Beachtung, sondern wandte sich dem oberen Scharnier zu.

«Hör auf damit», befahl Lena. Sie kletterte aus dem Bett und nahm das Laken gleich mit.

Hank klopfte weiter.

Er sagte: «Von heute an wird sich hier so manches ändern.»

«Was soll das heißen?»

Er griff in seine Gesäßtasche und zog ein gefaltetes Stück Papier hervor. «Hier», sagte er und reichte es ihr.

Lena faltete es auseinander, aber sie konnte sich nicht auf die Worte konzentrieren. Sie fühlte sich an ihre Teenagerzeit erinnert, als Hank einmal ihren Freund nicht akzeptieren wollte. Seine Lösung des Problems hatte darin bestanden, ihre Schlafzimmerfenster zuzunageln, sodass sie sich nachts nicht mehr davonschleichen konnte. Sie hatte darauf verwiesen, dass es bei einem Feuer gefährlich sein könnte, aber Hank hatte nur erwidert, lieber solle sie bei lebendigem Leib verbrennen, als sich weiterhin mit solchem Abschaum zu treffen.

Lena versuchte, ihm den Hammer wegzunehmen, aber Hank war zu stark.

«Verdammt, ich bin doch kein Kind mehr.»

«Aber mein Kind bist du», sagte Hank und riss den Hammer an sich. Er klopfte den letzten Dorn raus, und die Tür fiel zu Boden. «In diesen Händen hab ich dich gehalten», sagte er und ließ den Hammer fallen, um ihr die Hände vorzuweisen. «Ich bin nachts mit dir auf und ab gegangen, wenn du nicht aufhören wolltest zu schreien. Ich hab dafür gesorgt, dass du immer Schulbrot mitbekommen hast, und ich habe dir Geld geliehen, damit du die Anzahlung für dieses Haus leisten konntest.»

«Ich hab jeden verdamnten Penny zurückbezahlt!» «Dies hier sind die Zinsen», sagte er, packte die Tür an den Seiten und hob sie ächzend hoch.

Lena sah fassungslos zu, wie er sie auf den Flur hinaustrug.

«Warum machst du das?», jammerte sie. «Hank, hör auf damit.»

«Keine Geheimnisse mehr in diesem Haus», murmelte er. Mit Mühe schaffte er es, die Tür gegen die Wand zu lehnen. Dann drehte er sich um und sagte zu ihr: «Ab heute übernehme ich hier das Kommando, mein Kind.»

«Nichts von dem hier werde ich tun», sagte sie und schleuderte ihm die Liste entgegen.

«Das werden wir ja sehen», widersprach er und fing das Blatt Papier auf, bevor es auf dem Fußboden landete. «Du wirst verdammt nochmal jeden Punkt erfüllen, und zwar tagtäglich, oder ich werde mich mal mit deinem Boss unterhalten. Was hältst du davon?»

«Droh mir ja nicht», warnte sie und folgte ihm wieder ins Schlafzimmer zurück.

«Wenn du möchtest, nimm's als Drohung», sagte Hank. Er riss eine der Schubladen ihrer Kommode heraus. Er kramte in ihrer Unterwäsche, schloss die Schublade mit einem kräftigen Stoß und öffnete die nächste.

«Was machst du da?»

«Hier», sagte er und zog ein paar Laufshorts und ein T-Shirt hervor. «Zieh das hier an. In fünf Minuten bist du unten!»

Lena sah ihn an und bemerkte jetzt erst, dass Hank nicht wie gewöhnlich sein schreiend buntes Hawaiihemd und Jeans trug. Stattdessen hatte er ein weißes T-Shirt mit einer Bierreklame an und dazu ein Paar Shorts, die so neu waren, dass immer noch zu erkennen war, wie sie gefaltet in ihrer Verpackung gelegen hatten. Seine Füße steckten in nagelneuen Turnschuhen, und er hatte weiße Socken bis fast unters Knie hochgezogen. Seine Beine waren so käsig, dass sie mehrmals hinschauen musste, um zu sehen, wo die Beine aufhörten und die Socken angingen.

«Unten? Wieso?», fragte sie und verschränkte aufmüpfig die Arme vor der Brust.

«Wir gehen laufen?»

«Du willst laufen? Mit mir?», fragte sie ungläubig. Hank war ungefähr so fit wie ein Greis im Rollstuhl. Normalerweise schaffte er es kaum zum Briefkasten.

«In fünf Minuten», sagte er und verließ das Zimmer.

«Mistkerl!», schäumte Lena. Sie überlegte, ob sie hinterhergehen sollte oder nicht. Sie kochte vor Wut, aber sie zog die Hosen aus und die Shorts an.

«Verfluchtes Arschloch», murrte sie, als sie das T-Shirt überstreifte. Ihr blieb keine andere Wahl, und gerade das machte sie so stinksauer. Wenn Hank Jeffrey auch nur die Hälfte dessen erzählte, was er über ihr Verhalten wusste, würde der sie auf der Stelle mit einem Tritt in den Hintern aus ihrem Job befördern.

Lena genehmigte sich einen Blick auf die Liste. Sie fing an mit «täglich körperliche Bewegung» und endete bei «normale Mahlzeiten: Frühstück, Mittagessen, Abendessen».

Irgendwo ganz tief aus ihrem Innern holte sie jeden Fluch, jedes Schimpfwort, jeden Ausruf des Zorns hervor, die sie in zehn Jahren als Cop gehört hatte, und schleuderte sie allesamt in Richtung Hank. Sie schloss mit «... beschissenes Arschloch», nahm ihre Turnschuhe und ging nach unten.

Lena saß in Jeffreys Büro und starrte auf die Wanduhr. Er war bereits zehn Minuten zu spät, was, solange sie zurückdenken konnte, noch nie vorgekommen war. Aber eigentlich hätte sie über seine Verspätung froh sein müssen, denn so konnte sie sich ein wenig von dem morgendlichen Lauf mit Hank erholen. Er war ein zäher alter Mann und hatte sie schon nach dem ersten Schritt vor die Haustür abgehängt. Lena gestand sich ein, dass sie die verbissene Zielstrebigkeit von ihrem Onkel haben musste, denn er schien ihr in einem sehr zu gleichen: Hatte er sich einmal etwas in den Kopf gesetzt, konnte ihn nichts mehr davon abhalten. Sogar wenn Lena zurückfiel, sie das Gefühl hatte, ihre Lungen würden gleich platzen, wenn ihre Muskeln höllisch schmerzten, dann war er einfach auf der Stelle gejoggt und hatte, die Lippen fest aufeinander gepresst, darauf gewartet, dass sie ihre Schwäche überwand und wieder aufholte.

«Hi», sagte Jeffrey, als er ins Büro gehastet kam. Die Krawatte hing ihm lose um den Hals, seine Jacke trug er über dem Arm.

«Hi», sagte Lena und stand auf.

Er bedeutete ihr, sich wieder zu setzen. «Tut mir Leid, dass ich mich verspätet habe», sagte er. «Verkehr.»

«Wo das denn?», fragte Lena, denn Verkehr gab es nur in der Umgebung der Schule und das auch nur zu bestimmten Zeiten. Jeffrey antwortete ihr nicht. Er setzte sich an seinen Schreibtisch und knöpfte seinen Hemdkragen mit einer Hand zu. Lena hätte schwören können, ein rotes Mal an seinem Hals gesehen zu haben.

Sie fragte: «Noch keine Spur von Lacey?»

«Nein.» Dabei band er sich die Krawatte. «Auf dem Weg hierher habe ich mit Dave Fine gesprochen. Er hat die Aufzeichnungen von seinen Sitzungen mit Mark gefunden.»

«Und die gibt er uns so ohne weiteres?», fragte Lena, und nicht zum ersten Mal war sie froh, dass sie mit dem Pastor nie über ihre Probleme gesprochen hatte.

«ja», sagte Jeffrey und strich sich die Krawatte glatt. «Hat mich auch überrascht.»

Lena schlug die Arme übereinander und sah ihren Boss an. Irgendwas war anders an ihm, sie wusste nur nicht, was.

«Ich treffe mich um zehn mit ihm im Krankenhaus», sagte Jeffrey und sah auf die Uhr. «Ich bin schon spät dran.»

«Ich dachte, du wolltest, dass ich mit dir komme», sagte Lena.

«Ich möchte, dass du dir Brad schnappst und dann zusammen mit ihm Mark heimbringst», instruierte Jeffrey. «Lass ihn duschen, ein paar saubere Sachen anziehen und was er sonst noch möchte. Anschließend bringst du ihn ins Krankenhaus.»

«Und wieso?»

«Seiner Mutter geht es seit letzter Nacht viel schlechter», sagte Jeffrey. «Fine glaubt, dass sie wahrscheinlich heute Vormittag stirbt.» Er trommelte mit den Fingern auf den Tisch. «Egal was er getan hat, ich werde den Jungen nicht der Möglichkeit berauben, seine Mutter noch ein letztes Mal vor ihrem Tod zu sehen.»

Lena war gerührt, mochte es aber nicht zeigen.

Jeffrey streckte ihr einen drohenden Finger entgegen. «Und ich will, dass Brad dabei ist, Lena. Du wirst keine Sekunde mit Mark allein sein. Verstanden?»

Sie war drauf und dran zu protestieren, aber er hatte ja Recht. Sie wollte auch nicht mit Mark Patterson allein sein. Er hatte etwas von einem verwundeten Tier, und vielleicht identifizierte sie sich zu sehr mit ihm.

«Lena?», riss Jeffrey sie aus ihren Gedanken. Sie räusperte sich und antwortete: «Ja, Sir.»

Wie gewöhnlich hielt sich Brad bei der Fahrt durch die Stadt sklavisch an die Geschwindigkeitsbegrenzung. Lena gab sich alle Mühe, ihre Ungeduld zu zügeln und gleichzeitig zu ignorieren, dass Mark auf der Rückbank saß. Ohne hinzusehen, wusste sie, dass Mark sie anstarrte. Sie und Jeffrey waren übereingekommen, dass der Vater seinem Sohn mitteilen sollte, dass die Mutter den Tag wahrscheinlich nicht überleben würde. Aber jetzt im Auto, Mark keinen halben Meter hinter sich, hatte sie das Gefühl, etwas falsch zu machen.

Das Medikament, das der Arzt ihm am Vorabend verabreicht hatte, schien zu wirken. Mark gab sich gewohnt großspurig, kam Lena zu nahe, als sie ihm die Handschellen anlegte, machte ein anzügliches Geräusch, als sie ihn zum Auto führte. Am Tag zuvor hatte er kaum reagiert.

«Ist bestimmt heiß draußen», sagte Brad und bog von der Main Street nach links ab.

«Ich weiß», stimmte Lena zu, nur um das Gespräch in Gang zu halten. «Heißer als letztes Jahr.»

«Sehr wahr», antwortete Brad. «Als ich klein war, da schien es nie so heiß zu werden.»

«Ging mir nicht anders», sagte Lena.

«Wir hatten noch nicht mal 'ne Klimaanlage, bis ich zwölf war.»

«Als wir unsere gekriegt haben, war ich schon fünfzehn.» Bei dieser Erinnerung lächelte sie kurz. Lena und Sibyl hatten vor dem kleinen Gerät gestanden, bis sie das Gefühl hatten, ihre Gesichter seien eingefroren.

«Wir haben immer so lange gebettelt, bis mein Vater uns den Wasserschlauch im Garten angestellt hat», sagte Brad mit einem kleinen Lachen. «Ich kann mich noch ganz genau erinnern, dass mein Cousin Bennie übergekommen ist –»

Mark schlug gegen das Trenngitter. «Halt die Schnauze.»

Brad trat auf die Bremse und drehte sich um. «Mach das nochmal, und ich komm nach hinten.»

Lena hatte noch nie erlebt, dass Brad jemandem drohte, und war überrascht, dass er es überhaupt konnte. Jetzt erst fiel ihr auf, dass Brad Mark Patterson nicht leiden konnte.

«Mach mal halblang, Bulle», sagte Mark.

Lena erlaubte sich einen Blick nach hinten, und schon leckte Mark sich lasziv über die Lippen. Sie drehte sich wieder um und sah nach vorn, um zu verbergen, dass er sie erreicht hatte.

Der Wagen schleuderte beim Anfahren ein wenig, und Brad schwieg für den Rest der Fahrt. Lena dirigierte ihn zum Trailer der Pattersons, indem sie ihm Zeichen gab, anstatt zu reden. Sie versuchte sich vorzumachen, dass sich Mark nicht auf dem Rücksitz befand, aber es gelang ihr nicht, und es war, als spürte sie seinen Atem im Nacken.

«Hier ist es», sagte Lena und zeigte auf den Trailer. Sie war schon ausgestiegen, bevor Brad den Wagen ganz zum Stehen gebracht hatte. Bei jeder Bewegung protestierten ihre Oberschenkelmuskeln, und wieder verfluchte sie Hank für den morgendlichen Dauerlauf.

Brad öffnete die hintere Tür und sagte: «Benimmst du dich jetzt anständig?»

Mark nahm sich Zeit beim Aussteigen. Als er stand, sah man, dass er gut zehn Zentimeter kleiner war als Brad. Er sagte etwas zu dem jungen Streifenpolizisten, das Lena nicht hören konnte. Es schien Brad jedoch verlegen zu machen, denn sein Gesicht lief dunkelrot an.

«Pass auf, was du sagst.» Wirklich bedrohlich klang Brads Stimme nicht, eher schockiert. Brad packte ihn an den Handschellen und schob ihn in Richtung Trailer.

An der Eingangstür zog Lena Marks Schlüssel aus ihrer Tasche. Man hatte seine Habseligkeiten konfisziert, als er festgenommen wurde. Lena nahm an, dass einer der Schlüssel am Ring passen würde.

«Es ist der dritte», sagte Mark. «Der mit dem größten Loch.» Er grinste Brad an. «Loch, Löchlein, Loch.»

Brad mahlte mit den Kiefern, und er starrte auf die Tür, als könne er sie durch pure Willenskraft öffnen.

Lena fand den Schlüssel und drehte ihn im Schloss. Eine kalte Brise kam aus dem Wohnwagen, als sie die Tür aufmachte.

Mark blieb ganz kurz in der Tür stehen und sog den Fliederduft ein, der ihnen entgegenschlug.

«Los», befahl Brad und stieß den Jungen ins Innere.

Lena warf Brad einen fragenden Blick zu. Was war bloß in ihn gefahren? Sonst war er doch der umgänglichsste Mensch der Welt.

«Nehmen Sie ihm die Handschellen ab», sagte Lena. Brad schüttelte den Kopf. «Das sollten wir nicht tun.» Lena

verschränkte die Arme. «Und wie soll er mit Handschellen duschen und sich anziehen?»

Mark zwinkerte Brad zu. «Sie könnten doch bei mir bleiben, Officer. Mir den Rücken schrubben.»

Bevor Lena bewusst wurde, was sie tat, hatte sie Mark eine Kopfnuss versetzt. «Schluss damit», befahl sie zornig, weil er Brad ständig in Verlegenheit brachte. Dann sagte sie zu Brad: «Bewachen Sie die Rückseite des Trailers, falls er abzuhausen versucht?»

Brad schien sehr erleichtert und ging.

«Was hast du zu ihm gesagt?», wollte sie von Mark wissen.

«Hab nur angeboten, ihm Erleichterung von der Anspannung zu verschaffen, unter der er anscheinend leidet.»

«Um Himmels willen», flüsterte Lena. «Warum musstest du ihm das antun?»

«Warum nicht?» Mark zuckte die Achseln.

Lena zog ihren Schlüssel hervor und winkte den Jungen zu sich. Er legte die Handschellen eng an den Unterleib, damit sie ihn berühren musste, wenn sie aufschloss.

«Hände nach vorn, Mark», befahl Lena.

Er seufzte dramatisch, aber er gehorchte. «Werden Sie gern gefesselt?», fragte er.

«Ich geb dir zehn Minuten unter der Dusche», sagte sie und löste die Handschellen. «Wenn ich dich da rausholen muss, werd ich dich nicht mit Samthandschuhen anfassen.»

«Mmm ...», sagte Mark genüsslich. «Klingt verlockend.»

Lena befestigte die Handschellen hinter ihrem Rücken am Gürtel. «Zehn Minuten», sagte sie und überlegte, ob Hank sich wohl an diesem Morgen genauso gefühlt hatte, als er sie herumkommandierte. Sie ging zur Couch hinüber und nahm sich eine Zeitschrift, bevor sie sich setzte. Mark stand in der Küche, beobachtete sie eine ganze lange Minute und ging dann in sein Zimmer. Bald darauf hörte

sie das Wasser in der Dusche rauschen. Lena klappte höchst erleichtert die Zeitschrift zu.

Sie stand von der Couch auf und hielt sich am Kaminsims fest und dehnte ihre Oberschenkelmuskeln. Dass ihre Beine so schmerzten, und das nach einem Lauf, der noch vor einem Jahr läppisch gewesen wäre, machte sie zunehmend sauer. Sie hatte mehr Power als das. Es konnte doch nicht sein, dass sie so außer Form war.

Lena nahm ein gerahmtes Foto zur Hand, das Mark und Lacey vor irgendeiner Achterbahn zeigte. Beide Kinder lächelten, Mark hatte seinen Arm um Laceys Schultern gelegt, und sie umfasste seine Taille. Sie sahen ungefähr drei Jahre jünger aus, als sie jetzt waren, und wirkten glücklich.

«Das war in Six Flags», sagte Mark.

Lena gab sich große Mühe, ihm nicht zu zeigen, wie sehr er sie erschreckt hatte. Mark stand keinen Meter entfernt von ihr und war nackt bis auf ein Handtuch um die Hüften.

«Zieh dich an», sagte sie.

Er grinste sie träge an, und sie kam sich vor wie eine Anfängerin, weil sie sein Zimmer nicht als Erstes nach Drogen durchsucht hatte.

«Worauf bist du?», fragte sie ihn.

«Auf Wolke sieben.» Er grinste breit und ließ sich auf die Couch fallen.

«Mark», sagte Lena. «Steh auf und zieh dich an.» Er starrte sie nur an, die Lippen leicht geöffnet. Sie fragte: «Was ist los?»

Er starrte sie noch einen Moment länger an und fragte dann: «Wie hat es sich angefühlt?»

«Wie hat sich was angefühlt?»

Er sah auf ihre Hände, und sie verschränkte die Arme, damit er die Narben nicht sehen konnte. Sie schüttelte den Kopf. «Nein.»

«Mein Dad hat mir davon erzählt.»

«Ich bin sicher, er hatte großen Spaß daran.»

Mark runzelte die Stirn. «Nein, hatte er zufällig nicht. Teddy fährt nicht auf solche Sachen ab.» Und auf Lenas Überraschung hin fügte er hinzu: «Der alte Ted ist einer von den ganz Braven geworden. Oberlau.»

Lena starrte wieder auf das Foto. «Zieh dich an, Mark. Wir haben keine Zeit für solchen Quatsch.»

«Sie erzählen mir Ihre Geheimnisse, dann erzähl ich Ihnen meine.»

Lena lachte. «Du siehst zu viele Filme.»

«Ich mein's ernst.»

«Das glaube ich nicht, Mark.»

Sie hörte ein Feuerzeug mehrmals klicken. Als sie sich umdrehte, sah sie, wie Mark sich einen Joint anzündete.

«Mach den sofort aus», forderte sie ihn auf.

Er gehorchte nicht, sondern inhalierte tief.

Er sagte: «Möchten Sie nicht erfahren, was geschehen ist?»

«Ich möchte, dass du dich anziehst, damit du deine Mutter besuchen kannst.»

Er grinste wieder und machte es sich auf der Couch noch bequemer. «Ich hab neulich Abend gedacht, Sie drücken wirklich ab.»

Ohne nachzudenken, setzte sich Lena ans andere Ende der Couch. «Du hast mich beobachtet», fragte sie und fühlte sich erwischt.

Er nickte und nahm einen langen Zug von seinem Joint.

«Wo warst du denn?»

«Beim Schuppen», sagte er. «Ich dachte schon, Sie würden ihn platt fahren.»

Lena schämte sich plötzlich sehr.

«Dieser Mann beim Haus — ich dachte, er hätte mich gesehen, aber er hat ja nur Sie beobachtet.» Mark pustete auf die Spitze des Joints. «Ihr Vater?»

«Onkel.»

Mark nahm noch einen Zug von seinem Joint, behielt den Rauch ein paar Takte lang in den Lungen. Er blies ihn langsam aus und fragte dann: «Wie fühlte sich die Knarre im Mund so an?»

«Falsch», sagte sie, bemüht, sich wieder zu fassen. «Deswegen hab ich's ja auch nicht getan.»

«Klar. Und vergewaltigt zu werden», sagte er. «Was war das für ein Gefühl?»

Lena ließ den Blick durch den Raum wandern und fragte sich, wieso sie ein solches Gespräch mit diesem Jungen führte.

«Ein schlechtes», sagte sie und fügte achselzuckend hinzu: «Eben ... ganz und gar kein gutes.»

Er verschluckte sich an seinem Lachen. «Kann ich mir vorstellen.»

«Nein», sagte Lena, und um wieder das Gespräch zu bestimmen, fügte sie hinzu: «Warum erzählst du mir nicht, was geschehen ist, Mark?»

«Haben Sie schon wieder Sex gehabt?»

«Das geht dich überhaupt nichts an», sagte sie, verblüfft, dass sie so beiläufig darüber sprechen konnte. Zum ersten Mal seit geraumer Zeit hatte Lena das Gefühl, sich und ihre Emotionen unter Kontrolle zu haben. Sie war stark und fähig, diesen Jungen in Schach zu halten. Angesichts der Tatsache, dass sie vor nicht ganz vierundzwanzig Stunden versucht hatte, sich umzubringen, war diese Erkenntnis beinahe ein Schock.

«Erzähl mir, was hier los ist.»

«Meine Mum wird sterben», sagte er. «Das wissen Sie, nicht wahr?»

«Ja», bestätigte sie und senkte den Blick, weil sie nicht wollte, dass er in ihrem Gesicht die Wahrheit las. «Willst du mit mir über sie sprechen?»

Er antwortete nicht.

«Mark», sagte Lena. «Weißt du, wo deine Schwester ist?»

Er sah sie mit großen Augen an, und ihm kamen die Tränen. Sie staunte wieder, was für ein Kind er noch war. Er sagte: «Wir sind einander sehr ähnlich, wissen Sie.» «Inwiefern?»

«Hier drinnen», sagte er und legte die Hand auf die Brust. «Was für ein Gefühl war es, vergewaltigt zu werden?» Sie schüttelte den Kopf, ließ sich von ihm nicht ablenken. «Inwiefern ähnlich, Mark? Hat dir auch jemand wehgetan?»

Etwas blitzte in seinen Augen auf, und für einen sehr kurzen Moment erkannte sie, dass er schreckliche Qualen litt. Ihr ging das Herz auf, und sie bekam so etwas wie Muttergefühle für Mark Patterson. Und das, wo sie noch nicht einmal richtig für sich selbst sorgen konnte.

Sie fragte: «Wer hat dir wehgetan, Mark?»

Er legte einen Fuß auf den Couchtisch. «Warum sind Sie Cop?»

«Weil ich Menschen helfen will», erklärte sie, obwohl das nicht mehr ganz stimmte. «Lass mich dir helfen. Erzähl mir, was passiert ist.»

Er schüttelte dazu nur den Kopf. Und fing wieder an: «Was für ein Gefühl war es, als Sie vergewaltigt wurden? Wie ging es Ihnen dabei?»

«Sag mir, warum du das wissen möchtest, dann erzähl ich es dir.»

Er zog an seinem Joint, bis er aufgeraucht war. Er sah sich nach einer Ablage für die Kippe um, und Lena schob ihm einen Teller hin.

Er setzte sich auf, stützte die Ellbogen auf die Knie. «Ich frag mich manchmal, warum die Leute gewisse Sachen machen.»

«Das tue ich auch», sagte sie. «Zum Beispiel, warum Jenny dich erschießen wollte.»

Er winkte ab. «Sie wollte mich nicht umbringen.»

«Und darum hast du dir also in die Hosen gepisst?» Er lachte: «Hinterher ist man immer klüger.»

«Warum hätte sie es tun wollen, Mark?»

«Sie hat gedacht, sie könnte es stoppen.»

«Was stoppen?»

«Mich stoppen?», fragte er, als ob Lena die Antwort kennen könnte.

«Wobei stoppen?» Sie wartete auf seine Antwort, als jedoch keine kam, versuchte sie es mit etwas anderem: «Erzähl mir von der Party mit Carson und den anderen Jungen.»

Er sagte hämisch: «Carson ist ein Weichei.»

«Warum hast du Jenny dazu gebracht, mit denen zu schlafen?»

«Einen Scheiß hab ich getan», fauchte er. «Sie wollte es. Sie wollte mich eifersüchtig machen, mir zeigen, dass es nichts bedeutete.»

«Hat aber auch nicht geschadet, sie betrunken zu machen, oder?»

«Na ja», sagte er und winkte lässig ab.

«Was meinte Jenny stoppen zu können, Mark?», fragte Lena. «An jenem Abend bei Skatie's. Was meinte sie stoppen zu können?»

Mark verzog den Mund, um zu antworten, aber schien es sich dann anders zu überlegen. Er fragte: «Glauben Sie, dass Sie meine Schwester finden?»

«Weißt du, wo sie ist?»

Er senkte den Blick, und sie fragte sich, ob er tatsächlich wusste, wo Lacey sich befand, oder ob er ein schlechtes Gewissen hatte, weil er es nicht wusste.

Lena lehnte sich zurück, schlug die Arme übereinander und wartete darauf, dass er endlich mit der Wahrheit herausrückte.

«Manchmal frage ich mich, ob ich überhaupt da bin», sagte er. «Also, als ob ich im Zimmer bin und vielleicht

auch atme, aber eigentlich sieht mich keiner.» Er rieb sich die Augen. «Und dann denke ich wieder, wenn ich vielleicht gar nicht hier bin, dass ich ja dann wohl woanders sein müsste. Also dass ich vielleicht einfach abdrücken sollte, wissen Sie?»

Lena nickte, weil sie das kannte.

«Was hat Sie gestoppt?», fragte er. «Warum haben Sie denn nicht abgedrückt?»

Sie sagte ihm die Wahrheit, erwähnte aber die Pillen nicht.

«Ich dachte daran, dass mein Partner mich am Morgen finden würde, und das wollte ich ihm nicht antun.»

«Glauben Sie an Gott?»

«Ich weiß nicht genau», antwortete sie. «Und du?» Er schüttelte den Kopf.

«Bist du deswegen nicht mehr zur Kirche gegangen?» Er sah sie zornig an. «Spielen Sie jetzt nicht den Cop.»

«Ich bin ein Cop», sagte Lena beherrscht. Sie legte die Hand auf seinen Arm. «Ich will wissen, was geschehen ist. Warum wollte Jenny dich umbringen?»

Er seufzte, fläzte sich in die Kissen. «Sie war so ein süßes kleines Ding», sagte er. «Ich hab sie wirklich sehr gemocht.»

«Ich weiß.»

«Wirklich?», fragte er. «Verstehen Sie wirklich, was es bedeutet, dass einem jemand am Herzen liegt?»

Lena dachte an Sibyl, als sie sagte: «Ja, das weiß ich.»

«Ich aber nicht», sagte er. «Das heißt vor Jenny. Ich hab dieses Gefühl nicht gekannt.»

«Du liebst doch deine Mutter.»

Sein Lachen klang hohl. «Sie wird bald sterben, stimmt's?»

Lena presste die Lippen aufeinander.

«Ich fühle es», sagte er und legte eine Hand aufs Herz.

«Irgendwie hab ich es heute Morgen gefühlt, als wenn sie nicht mehr lange durchhalten würde, als wenn sie loslas-

sen wollte.» Er weinte. «Wir haben so eine Verbindung, verstehen Sie. Also, ich kann fühlen, was sie fühlt.» Ab-
rupt wandte er sich ihr zu, Verzweiflung im Ton. «Wussten Sie es, als Ihre Schwester starb?»

«Ja», log Lena. Zu jenem Zeitpunkt hatte sie sich auf dem Rückweg von Macon befunden und keine Ahnung gehabt, dass etwas Schreckliches geschehen war. «Ich habe es hier fühlen können.» Sie legte die Hand auf die Brust.

«Dann wissen Sie es ja», sagte er. «Dann wissen Sie ja, wie sich diese Leere anfühlt.»

Lena nickte nur.

Mark sah weg und schloss die Augen. Sie betrachtete sein Profil, die schmale Nase und das kantige Kinn. Tränen rannen ihm übers Gesicht und fielen auf seine Brust.

«Das erste Mal», begann Mark leise. «Ich glaube, es war zu Thanksgiving.»

Lena sagte nichts, sondern ließ ihm Zeit.

«Lacey und Jenny waren am Ende des Flurs in Laceys Zimmer, und ich wollte eine von ihren CDs leihen.» Er seufzte, und sein Brustkorb hob und senkte sich mit dem Seufzer. «Sie schrie mich an, wütend. Scheiße, weiß auch nicht mehr, warum, aber Mama muss sie wohl schreien gehört haben. Jedenfalls kam sie rein und sagte, wir sollten damit aufhören.»

Lena spürte, dass sich ihr Puls beschleunigte, und schickte ein kleines Stoßgebet zu wem auch immer, dass Brad nicht gerade in diesem Moment in den Trailer kam.

«Lacey hat dann das Radio in ihrem Zimmer richtig laut aufgedreht», sagte er. «Mama ließ es durchgehen. So war es immer. Lacey war eben der Liebling.» Er schüttelte den Kopf. «Lacey ist eigentlich ganz lieb, wissen Sie? Sie ist vielleicht verwöhnt, aber eigentlich ganz lieb. Sie hat ein gutes Herz, genau wie Mama.»

Lena konnte bis fünfundzwanzig zählen, bevor Mark weitersprach.

«Ein bisschen später kam sie in mein Zimmer», sagte er. «Sie wusste sicher genau, dass ich noch sauer war. Wollte schön Wetter machen. So war sie immer, brauchte Frieden. Ich glaub, deswegen mochten sie so viele Leute, weil sie so auf Harmonie aus war.» Ein leichtes Lächeln trat auf seine Lippen, aber die Augen hielt er geschlossen. «Sie hat mir den Arm um den Hals gelegt, und dann haben wir irgendwie angefangen, uns zu küssen. Ich mein, so richtig mit der Zunge und auch ewig lange.»

Lena fiel Jeffreys Mahnung ein, ihre persönlichen Gefühle dürften ein Geständnis nicht beeinträchtigen, aber bei dem Gedanken, dass Mark Patterson seine kleine Schwester küsste, drehte sich ihr der Magen um. Sie hätte ihn am liebsten unterbrochen, damit sie nicht für den Rest ihres Leben diese Geschichte mit sich herumtragen musste, aber sie wusste, dass sie es nicht tun durfte.

«Ich weiß nicht mehr, wie das andere dann alles gekommen ist», sagte Mark. «Wissen Sie, wir haben uns geküsst, und sie hat mich da unten gestreichelt, und das war so ein gutes Gefühl.» Er sah sie an, als wolle er ihre Zustimmung hören. «Ich wusste, dass es falsch war, ja? Aber es war doch so ein gutes Gefühl. Ich wollte nicht, dass es aufhörte.»

Bemüht, möglichst keine Miene zu verziehen, nickte Lena. Sie bezweifelte stark, dass Lacey Patterson ihren Bruder verführt hatte. Die Aussage, das Opfer habe «es doch so gewollt», war bei Sexualtätern sehr beliebt.

«Ich sehe genau, dass Sie es nicht verstehen», sagte er. «Aber Sie wissen ja nicht, wie es ist. Mein Dad ist so verdammt streng mit mir.» Er schmetterte die Faust auf seinen Oberschenkel. «Er lässt mich nie zufrieden. Nie.»

«Ich weiß», pflichtete Lena ihm bei und streckte die Hand nach seinem Arm aus. «Den Teil versteh ich ja, Mark. Wirklich.»

Seine Miene entspannte sich, und er sagte: «Ich hab sie nicht gezwungen, es zu tun.»

«Ich glaube dir.»

«Sie hat sich an mich rangemacht», sagte er. «Sie war doch diejenige, die in mein Zimmer gekommen ist. Sie hat damit angefangen, mich zu küssen, und sie hat angefangen, mich zu streicheln.»

Lena nickte, denn zu etwas anderem war sie nicht mehr imstande.

«Sie war so feucht geworden für mich. Ich hab ...» Er schüttelte den Kopf und kniff die Augen fest zu, als wolle er die Erinnerung heraufbeschwören. «In ihr zu sein fühlte sich so gut an. Und sie wollte mich. Ich hab genau gemerkt, dass sie mich wollte. So wie sie mir die Arme um den Hals gelegt hat, um mich dichter an sich heranzuziehen, tiefer.»

Lena kämpfte gegen ihre aufsteigende Übelkeit.

«Sie zu streicheln und bei ihr zu sein und in ihr», sagte Mark. «Es fühlte sich eben so vollkommen an, wissen Sie? Als wenn endlich alles gut geworden wäre.» Er legte eine Hand auf die Augen. «Sie hat es so gut gemacht. Wo hat sie bloß gelernt, so verdammt gut darin zu sein?»

Er schien eine ehrliche Antwort zu wollen, aber die konnte Lena ihm nicht geben.

«Ich meine, nehmen Sie meinen Dad», sagte er kopfschüttelnd. «Der hat doch nicht die geringste Ahnung von nix.»

Lena sprach, ohne nachzudenken. «Dein Dad schlief auch mit ihr?»

«Na, was wohl», sagte er, als sei sie blöd.

Lena hielt sich die Magengegend und dachte an die arme Lacey Patterson und die Hölle, durch die sie hatte gehen müssen.

Sie sagte: «Erzähl mir von Jenny.»

Mark lachte fast traurig. «Ja, Jenny», sagte er. «Ich war vorher ein- oder zweimal mit ihr zusammen gewesen, wie Sie ja wissen.» Er hielt inne. «Sie war süß. Sie war all das, was ich Ihnen schon erzählt hab.»

«Sie war eine gute Freundin.»

«Na ja», sagte er, und in seinen Tonfall schlich sich etwas Verächtliches. «Sie war eine gute Freundin, bis sie uns überrascht hat.»

«Wollte sie dich deswegen erschießen?»

«Teilweise wohl deswegen», sagte er. «Aber wissen Sie, vielleicht wollte sie ja nur, dass es aufhörte. Sie hat ja so oft gesagt, dass es aufhören müsste.»

«War sie eifersüchtig?»

Er nickte bedächtig. «Es hat ihr wehgetan, es zu sehen.»

«Sie hat euch zusammen gesehen?»

Er nickte nochmals, dieselbe langsame Bewegung. «Wir waren in meinem Bett, als sie und Lacey aus der Schule nach Hause kamen.»

Lena blieb das Herz stehen. Sie öffnete den Mund, um nach einer Klarstellung zu fragen, schloss ihn dann aber wieder. Sie wollte es gar nicht wissen. Hätte sie sich rühren können, wäre sie aus dem Zimmer gestürzt, hätte sich die Ohren zugehalten, um nichts mehr zu hören. Aber so saß sie nur bewegungslos auf der Couch und betrachtete Mark wie das Wrack eines Unfallwagens.

«Wir waren zusammen, wissen Sie? Ich schätze, das war um die Weihnachtszeit, kurz bevor die beiden zu dieser dämlichen Freizeit gefahren sind.» Er warf eine Hand in die Luft. «Mama ließ mich die Schule schwänzen. So hatten wir den ganzen Tag für uns.» Er lächelte. «Sie hat Kerzen angezündet, wir haben lange gebadet und uns danach dann geliebt.»

Lena merkte, dass sie zu atmen aufgehört hatte.

«Wir haben wohl nicht gemerkt, wie die Zeit verging», sagte Mark mit einem gequälten Lachen. «Lacey und

Jenny spazierten direkt in mein Zimmer, und das war's dann.»

Lena legte sich die Hand auf den Mund.

«Jenny liebte meine Mum. Na ja, es war kompliziert. Vielleicht ist es besser so, dass Jenny nicht miterleben muss, wie Mama stirbt. Ich glaub, das hätte sie umgebracht.»

«Ach so», bekam Lena heraus.

«Ich weiß, was Sie denken, aber sie hat mich geliebt, Mann. Lacey, die war immer ihr Liebling, aber dann kam sie zu mir, und dann wurde ich es. Ich war es jetzt, den sie am meisten liebte.» Mark fing wieder zu weinen an. Bevor Lena klar wurde, was geschah, hatte er schon sein Gesicht an ihren Hals gepresst.

«Mark!» Lena versuchte, ihn wegzustoßen.

«Nein», flüsterte er. Von seinen feuchten Lippen auf ihrer Haut musste sie würgen.

«Mark, nein», sagte sie. Als er sich nicht rührte, stieß sie ihn mit aller Kraft von sich. «Geh weg von mir!», schrie sie.

So wie er sie ansah, stand der Ekel ihr offensichtlich ins Gesicht geschrieben.

«Mark —»

«Dreckstück», sagte er im Aufstehen. «Du beschissenes Dreckstück!»

«Mark —»

Die Tür wurde aufgestoßen, und Brad stand da, die Hand auf dem Knauf seiner Waffe. Lena winkte ihn zurück, als Mark auf sie zukam.

Er sagte: «Ich dachte, du würdest mich verstehen.»

«Das tue ich doch», beteuerte sie, von Panik erfasst. «Ich verstehe dich, Mark.»

«Beschissenes Dreckstück», zischte er. «Einen Scheißdreck verstehst du.»

«Mark —»

Mit zwei Schritten war er bei ihr und riss ihre Hand empor. «Und ich dachte, du würdest verstehen», sagte er, und sie wusste, dass er ihre Narben meinte. «Mann, ich dachte, du würdest es kapieren, weil du auch dort gewesen bist. Du weißt, wie es ist. Ich bin sicher, du weißt es. Scheiße, du willst es nur nicht zugeben, weil du feige bist.»

Lena verschlug es von neuem die Sprache.

«He», sagte Brad und packte Marks Arm.

«Fass mich nicht an, du Schwuchtel», schrie Mark und riss sich los. Anklagend zeigte er mit dem Finger auf Lena und presste zwischen den Zähnen hervor: «Du wolltest mich austricksen. Verdammt, ihr seid doch alle gleich. Sie hatte Recht. Ihr seid alle so schwach. Nie tut ihr das Richtige.»

Lena räusperte sich und versuchte zu reden: «Mark—» Mark ging in den Flur und trat dabei so heftig auf, dass der ganze Trailer bebte.

«Was zum Henker sollte das denn werden?», fragte Brad, die Hand noch immer an der Waffe.

Lena schüttelte den Kopf. Sie konnte noch nicht wieder sprechen.

«Alles in Ordnung?», fragte er und trat an die Couch. Er fasste ihren Arm an, und sie entzog sich nicht.

«Ich glaub einfach nicht ...», begann Lena, wusste aber nicht genau, was sie eigentlich sagen wollte.

Brad setzte sich neben sie. Er nahm ihre Hand. «Lena?», fragte er.

Sie schüttelte den Kopf und zog die Hand zurück. «Er ist doch noch ein Kind», sagte sie.

«Aber ein gefährliches Kind», sagte Brad. «Manchmal frage ich mich, wie es so weit kommen konnte. Als ich in seinem Alter war, wusste ich noch so gut wie gar nichts von Sex. Ich dachte, es sei die Krönung von einem Date, wenn man am Schluss auch noch einen Kuss bekommt.»

Lena nickte und schaltete ab, als er von seinen idyllischen Teenagerjahren erzählte.

«Ich versteh es nicht», schloss Brad grübelnd. «Was hat sie dazu gemacht? Was hat sich verändert?»

«Ihre Eltern», sagte Lena, aber sie wusste auch, dass es nicht stimmte. Sie strich ihr Haar hinters Ohr und versuchte ihren Schock zu verkraften. Sie sah auf die Uhr und überlegte, ob sie Mark holen sollte. Er war bereits eine Weile fort.

«Was hat er gemeint?», fragte Brad. «War das nicht dasselbe Zeug, was auch Jenny neulich gesagt hat?»

Endlich konnte Lena sich wieder konzentrieren. «Wann neulich?», fragte sie.

«Auf dem Parkplatz», sagte Brad. «Sie wissen schon, als sie gesagt hat, Erwachsene tun nie das Richtige.»

«Mein Gott», flüsterte Lena und spürte, wie alle Luft aus ihren Lungen entwich. Sie sprang von der Couch auf und rannte dann den Flur entlang, dicht gefolgt von Brad.

«Mark?», rief sie laut und klopfte an die einzige geschlossene Tür. Sie versuchte es am Griff, aber es war abgeschlossen.

«Verdammt», zischte sie und wuchtete die Schulter gegen die Tür. Die gab nicht nach, und Lena befahl Brad: «Treten Sie die Tür ein.»

Er stützte sich auf der gegenüberliegenden Seite des Flurs ab und trat dann mit Wucht gegen die Tür. Leider war die Tür innen hohl, und Brads Fuß blieb im zersplitterten Holz stecken. Mit Lenas Hilfe zog er seinen Fuß aus dem Loch. Sie beugte sich hinunter und spähte in den Raum, um Mark irgendwo zu entdecken.

«O Gott», stieß Lena entgeistert aus. Zusammen schafften sie es, die Öffnung so zu vergrößern, dass Lena hindurchschlüpfen konnte. Holzsplitter verletzten ihr Arme und Gesicht, aber sie merkte es kaum, denn sie wollte unbedingt in das Zimmer.

«Mark», sagte sie mit vor Panik schriller Stimme. «Halt, Mark! Stop!»

Brad stieß sie von hinten an, und sie fiel ins Zimmer. Mark hatte sich an einer Stange im Wandschrank aufgehängt. Die Decke des Trailers war jedoch zu niedrig, und seine Füße schleiften noch auf dem Boden. Aber der Gürtel um seinen Hals schien trotzdem die gewünschte Wirkung zu haben. Marks Gesicht war blau angelaufen, die Zunge ein wenig zwischen den Lippen hervorgetreten. Sie ergriff die Beine des Jungen und stemmte ihn in die Höhe, um etwas von dem Druck auf seinen Hals zu nehmen.

«Verdammt, Brad», fluchte sie. «Kommen Sie her!»

Schließlich schaffte Brad es, die Tür weit genug zu öffnen, um sich hindurchzuquetschen. Mit seinem Taschenmesser schnitt er den Gürtel durch, während Lena weiterhin Marks Beine hielt. Es schien ewig zu dauern, das dicke Leder zu durchtrennen, und Lena merkte, dass ihre Arme vor Anstrengung zitterten.

«Nein, bitte, nein, nein», schrie Lena, bis Mark schließlich zu Boden fiel. Sie legte ein Ohr an seine Brust, um nach seinem Herzschlag zu horchen. Ein Moment verging, und dann war das ersehnte Pochen da, gefolgt von einem weiteren und lauterem.

«Lebt er?», fragte Brad, als er die Schlinge von Marks Hals löste.

Lena nickte nur und zog eine Decke vom Bett. Sie wickelte Mark darin ein und sagte: «Rufen Sie einen Krankenwagen, schnell.»

DREIZEHN

«Sara?», fragte Molly und wiederholte: «Sara?»

«Hmm?», reagierte Sara. Molly, Candy Nelson und deren drei Kinder sahen sie allesamt erwartungsvoll an.

Sara schüttelte den Kopf und sagte «Entschuldigung», bevor sie sich wieder der Untersuchung widmete. Sie war in Gedanken bei Lacey Patterson gewesen und hatte sich gefragt, was wohl im Moment mit ihr geschah.

«Tief durchatmen», forderte sie Danny Nelson auf. «Das hab ich jetzt schon zehn Minuten gemacht», beschwerte sich Danny.

«Willst du wohl still sein», sagte seine Mutter.

Sara spürte, wie Molly sie anstarrte, konzentrierte sich aber weiter auf Danny. «Das wär's», sagte sie zu ihm. «Zieh dir dein Hemd wieder an, und ich werde mich mit deiner Mutter unterhalten.»

Candy Nelson folgte ihr hinaus auf den Flur.

Sara sagte: «Ich möchte ihn zu einem Spezialisten schicken.»

Die Mutter griff sich ans Herz, als sei ihr soeben eröffnet worden, dass Danny nur noch ein paar Monate zu leben hatte.

«Kein Grund, nervös zu werden», beruhigte Sara Dannys Mutter. «Ich möchte nur seine Ohren von jemandem untersuchen lassen, der davon mehr versteht als ich.»

«Sind Sie sicher, dass er nichts Schlimmes hat?»

«Da bin ich sicher», sagte Sara und fügte hinzu: «Molly, schreiben Sie bitte eine Überweisung an Matt DeAndrea in Avondale.»

Molly nickte, und Sara ging in ihr Büro, wo sie das Stethoskop auf den Schreibtisch fallen ließ. Sie setzte sich auf

ihren Stuhl und unterdrückte ein Seufzen. Sie strich mit dem Finger über ihre Lippen und dachte wieder an Jeffrey. Jede einzelne Stelle ihres Körpers fühlte sich lebendig an, wenn auch sanft malträtirt. Sie hatte höllische Rückenschmerzen, aber das war kein Wunder, denn erst um drei Uhr morgens hatten sie es aus dem Flur herausgeschafft.

«Also», unterbrach Molly Saras Gedanken, «ich vermute, wir nehmen Jeffreys Anrufe wieder entgegen?»

Sara wurde rot. «Sieht man es mir so deutlich an?»

«Sagen wir mal, eine Anzeige im Grant Observer wäre nicht so auffällig.»

Sara sah die Krankenschwester gespielt streng an.

«Das war Ihr letzter Patient», sagte Molly lächelnd.

«Gehen Sie jetzt ins Leichenschauhaus?»

Sara wollte antworten, aber lautes Poltern hallte durch den Korridor, gefolgt von Gefluche. Sara sah zu Molly und verdrehte die Augen. Dann ging sie durch den Korridor zur Toilette. Dank eines Sechsjährigen, der größten Spaß daran gehabt hatte, seine Matchbox-Autos die Toilette hinunterzuspülen, war jetzt das Abflussrohr verstopft. Sara hatte hin und her überlegt, ob sie ihren Vater rufen sollte, denn sie wusste, dass Tessa heute mit ihm arbeitete. Sie selbst hatte jedoch nicht das richtige Werkzeug für die Reparatur, und da sie sich den gestrigen Nachmittag freigenommen hatte, hatte sie jetzt außerdem keine Zeit. Davon abgesehen, wäre ihr Vater auch zutiefst gekränkt gewesen, wenn sie ihn nicht zu Hilfe gerufen hätte.

«Daddy», flüsterte sie und schloss die Klotür hinter sich.

«Das hier ist eine Kinderklinik. Du darfst nicht so fluchen.»

Er warf ihr einen Blick über die Schulter zu. «Vor euch Mädels hab ich auch immer geflucht, und ihr seid trotzdem was geworden.»

«Dad ...», versuchte Sara es nochmals.

«Ja, ja, meine Kleine», sagte er.

Sie gab es auf und setzte sich auf den Wannenrand. Als Kind hatte Sara ihrem Vater oft bei der Arbeit zugesehen, und Eddie hatte für Sara und Tessa eine richtige Show abgezogen, hatte auf Rohren getrommelt und einen Tanz aufgeführt, in der einen Hand seine Rohrzange, in der anderen einen Pumpfix. Er wollte seinen Mädchen beibringen, mit den Händen zu arbeiten und das als eine Selbstverständlichkeit anzusehen. Sara fragte sich häufig, wie enttäuscht er wohl gewesen sein mochte, als sie nach dem College nicht ins Familiengeschäft eingestiegen war, sondern Medizin studierte. Er hatte den Teil der Studienkosten übernommen, der vom Stipendium nicht abgedeckt wurde, und dafür gesorgt, dass sie Geld zum Leben hatte. Aber Sara wusste nur zu gut, dass Eddie sie gern zu Hause gehabt und zusammen mit ihr Abflüsse gereinigt und Rohre geschweißt hätte. Manchmal war der Gedanke sogar verlockend – als Klempnerin hätte sie garantiert eine kürzere Arbeitswoche.

Eddie machte sich wieder an die Arbeit und schob die Sielfeder in den Toilettenabfluss. Die Spindel neben ihm drehte sich langsam und spulte die Feder mit ihrer Klaue in den verstopften Abfluss.

Er fragte: «Was hat der Bengel hier runtergespült?» «Matchbox-Autos», sagte Sara. «Glauben wir wenigstens.»

«Der kleine Scheißkerl», murmelte Eddie, und Sara schüttelte nur den Kopf. Sie wusste, dass jeder Versuch, seine Ausdrucksweise mäßigen zu wollen, sinnlos war. Diese Lektion hatte sie bereits vor fast dreißig Jahren an einem besonders peinlichen Elternabend lernen müssen. Also stützte Sara die Ellbogen auf die Knie und sah ihrem Vater bei der Arbeit zu. Niemand käme auf die Idee, Eddie Linton als modebewusst zu bezeichnen. Heute trug er ein Culture-Club-T-Shirt von einem Konzert, zu dem er Sara

und Tessa noch zu deren High-School-Zeit mitgenommen hatte. Seine grünen Shorts waren vom Alter ganz fransig. Sie beugte sich vor und zog an einem davon.

«He», sagte er.

«Ich werde mal eine Schere holen», bot sie an.

«Hast du eigentlich keine Patienten, um die du dich kümmern müsstest?»

«Heute ist mein Tag im Leichenschauhaus», informierte sie ihn. Obwohl dort ein ganzer Stapel Papierkram auf sie wartete, wollte sich Sara nicht damit beschäftigen. Tatsächlich hätte sie am liebsten den ganzen Tag hier bei ihrem Vater gesessen. Zumindest bis Jeffrey von der Arbeit kam.

Eddie warf einen Blick über die Schulter. «Worüber bist du eigentlich so froh?»

«Dass ich hier bei dir sitzen kann», sagte sie und massierte ihm den Rücken.

«Ja, genau», nuschelte er und schob die Sielfeder tiefer in das Abflussrohr. «Das hier ist 'n echter Scheißjob. Du solltest dem Bengel meine Arbeit in Rechnung stellen.»

«Ich werd mal sehen, was die Versicherung sagt.»

Eddie, der in der Hocke saß, lehnte sich auf die Fersen zurück. «Deine Schwester sitzt draußen im Kombi.»

Sara reagierte nicht.

Er warf ihr einen strengen Blick zu. «Als ich im Krieg war, hab ich Menschen sterben sehen.»

Sara lachte heiser auf. «Du hast dich um die Klos in Fort Gillem gekümmert, Vater. Du bist gar nicht aus Georgia rausgekommen.»

«Na ja ...» Er wischte den Einwand mit einer Handbewegung beiseite. «Da gab es einen Unteroffizier aus Connecticut, der kotzte ständig.» Eddie verschränkte die Arme und sah sie ernst an. «Jedenfalls, ich mein nur, das Leben ist zu kurz.»

«Ja», stimmte Sara zu. Den Beweis dafür sah sie beinahe wöchentlich im Leichenschauhaus.

«Zu kurz, um wütend auf deine Schwester zu sein.»

«Ach, darum geht's», sagte Sara. «Hat sie dir auch erzählt, worüber wir uns gestritten haben?»

«Erzählt ihr Mädels mir denn je irgendwas?», grummelte er.

«Es ist kompliziert.»

«Ich wette, das ist es nicht», entgegnete Eddie, der die Sielfeder Stück für Stück mit den Händen aus der Toilette zog. «Ich wette, es ist ganz einfach.» Er rollte die Metallfeder um eine Spindel und befahl ihr: «Geh und hol mir den Power Rooter.»

«Ich muss an die Arbeit.»

«Sobald du mir den Rooter geholt hast», sagte er und reichte ihr die aufgewickelte Sielfeder.

Sara ergriff sie nach kurzem Zögern. «Aber ich tue das nicht, weil du es so willst.»

Er hob die Hände. «Seit 1979 hast du nicht einmal etwas getan, weil ich es so wollte.»

Bevor sie den Raum verließ, streckte sie ihm die Zunge raus. Sie nahm die Hintertür und ging außen um die Klinik herum, damit die Patienten im Wartezimmer sie nicht sahen. Offiziell hatte sie keine Sprechstunde mehr, aber es gab immer jemanden, der sie kannte, und Sara wollte nicht aufgehalten werden.

Eddies Firmentransporter stand rückwärts eingeparkt neben Saras Wagen. «LINTON AND DAUGHTERS» stand auf den Seitenwänden. Die Zeichnung eines Toilettenbeckens mit einer Rolle rosa Klopapier oben auf dem Wasserbehälter diente als Logo. Als Sara näher kam, erkannte sie Tessa hinter dem Steuer. Der Motor lief, und die Fenster waren hochgekurbelt. Ihre Schwester musste seit mindestens einer halben Stunde hier warten.

Mit einem Ruck öffnete Sara die Tür auf der Beifahrerseite. Tessa hob noch nicht einmal den Blick. Offenbar hatte sie Sara schon kommen sehen.

«Hey», versuchte Sara den Lärm der Klimaanlage zu übertönen, als sie die Sielfeder nach hinten in den Van warf. Dann stieg sie ein und schlug die Tür hinter sich zu.

Widerwillig antwortete Tessa ebenfalls mit «Hey» und fragte dann: «Hat man das Mädchen schon gefunden?»

«Noch nicht.» Sara lehnte sich mit dem Rücken an die Tür, sodass sie ihre Schwester direkt ansehen konnte. Sie schob die Clogs von den Füßen und krümmte die Zehen über dem Rand von Tessas Sitz.

«Das hier ist meine Seite», erklärte Tessa. Dieser Spruch war in ihrer Kindheit Standard gewesen, wenn sie im Auto mitfahren durften.

«Also?», sagte Sara und stieß Tessas Bein mit der großen Zehe an. «Was willst du machen?»

«Hör auf damit!» Tessa schlug ihr auf den Fuß. «Ich bin wütend auf dich.»

«Und ich bin wütend auf dich», entgegnete Sara.

Tessa drehte sich wieder zur Seite und legte die Hände aufs Lenkrad. «Tut mir Leid, was ich da gesagt habe.» Sie hielt inne. «Von wegen keine Kinder kriegen.»

Sara ließ einen Augenblick verstreichen. «Mir tut es Leid, dass ich gefragt hab, ob Devon der Vater ist.»

«Nun ja ...» – Tessa zuckte die Achseln – «er ist es, solltest du wirklich gezweifelt haben.»

«Hab ich niemals», sagte sie, obgleich das nicht ganz stimmte.

Jetzt drehte sich Tessa zu ihr, um ihr in die Augen sehen zu können. Sie zog die Füße hoch, und die Schwestern musterten einander wortlos.

Sara durchbrach das Schweigen. «Wenn du es also machen lassen willst ...», fing sie an und gab sich dabei alle

Mühe, aufrichtig zu klingen. «Wenn du es also wirklich machen musst ... bin ich für dich da. Das weißt du.»

Tessa fragte sie: «Wieso hast du so reagiert?»

«Ich war nur ...», begann Sara. Sie suchte nach den richtigen Worten, um ihre Gefühle auszudrücken. «Ich hab in dieser Woche so viele Kinder leiden sehen, und ich ...» Sie ließ den Satz in der Luft hängen. «Wie ich dazu stehe, Tessie, ist unwichtig. Es ist allein deine Entscheidung.»

«Das weiß ich.»

«Ich weiß, dass es deine Entscheidung ist», wiederholte Sara. «Und ich weiß auch, dass du es dir damit nicht leicht machst –»

«Das ist es gar nicht», unterbrach Tessa.

«Was ist es denn?»

Tessa sah aus dem Fenster und schwieg. Nach einer Weile sagte sie: «Ich hab nur echt Angst, Riesenangst.»

«Tessie.» Sara griff nach der Hand ihrer Schwester. «Wovor denn?»

«Es ist wegen Mum und Dad», sagte sie und fing zu weinen an. «Was ist, wenn ich nicht so gut sein kann wie die beiden? Was ist, wenn ich eine schreckliche Mutter werde?»

«Wirst du aber nicht», versicherte Sara und strich ihr das Haar aus dem Gesicht.

«Du hast Recht gehabt», sagte Tessa. «Ich bin selbstsüchtig. Ich denke immer nur an mich.»

«Hab ich aber gar nicht so gemeint.»

«Hast du doch. Ich weiß es, denn es stimmt ja auch.» Tessa wischte sich mit dem Handrücken über die Augen. «Ich weiß, dass ich egoistisch bin, Sara. Ich weiß, dass ich noch unreif bin.» Sie lachte selbstironisch. «Ich bin dreiunddreißig Jahre alt und wohne immer noch bei meinen Eltern.»

«Aber nicht im selben Haus.»

Tessa lachte, unter Tränen. «Meine Güte, nimm mich doch nicht auch noch in Schutz.»

Jetzt lachte Sara ebenfalls. «Tess, du bist ein so guter Mensch. Du liebst Kinder.»

«Das weiß ich ja. Es ist aber doch wohl was anderes, sie vierundzwanzig Stunden den Tag um sich herum zu haben.» Sie schüttelte den Kopf. «Was ist, wenn ich was Schreckliches anstelle? Was, wenn ich es fallen lasse, oder wenn ich es so ausstaffiere wie den Ramsey-Jungen?»

«Dann bringen wir dich ins Irrenhaus.»

«Ich mein es ernst», jammerte Tessa, musste aber doch auch lachen. «Was ist, wenn ich nicht weiß, wie man alles richtig macht?»

«Mama und Papa sind da und werden dir helfen», tröstete Sara. «Und ich bin auch noch da.» Sie wartete, bis das wirklich zu Tessa durchgedrungen war, und ergänzte dann: «Wenn du dich dazu entscheiden solltest, mein ich. Wenn du es behalten willst.»

Tessa beugte sich vor. «Du wärest eine tolle Mutter, Sara.» Sara presste die Lippen aufeinander, um nicht loszuheulen.

«Ich weiß einfach nicht, was ich tun soll.»

Sara atmete tief ein und langsam aus. «Du brauchst dich doch nicht sofort zu entscheiden», sagte sie. «Du könntest ein paar Tage warten, und wenn der erste Schreck vorüber ist, wirst du schon sehen.»

«Ja.»

«Ich glaube wirklich, du solltest es Devon sagen. Er hat ein Recht darauf, es zu wissen.»

Tessa nickte langsam. «Natürlich», sagte sie. «Vielleicht wollte ich es ihm nur nicht sagen, weil ich weiß, wie er reagieren wird.» Sie lächelte gequält. «Er würde damit nämlich genau das kriegen, was er will.»

«Du brauchst ihn doch nicht zu heiraten.»

«So? Damit Dad einen Herzschlag kriegt, weil wir in Sünde leben?»

«Ich möchte ernsthaft bezweifeln, dass er einen Herzschlag kriegen würde.» Sara schmunzelte. «Mag sein, dass er dich übers Knie legt ...»

«Tja.» Tessa nahm ein Papiertuch aus der Mittelkonsole. Sie schnäuzte sich die Nase dreimal kurz, wie sie es von Kindesbeinen auf getan hatte. «Vielleicht sollte mich wirklich jemand übers Knie legen.»

Sara drückte ihre Hand. «Du triffst diese Entscheidung, Tess. Egal, wie du dich entscheidest, ich bin auf deiner Seite.»

«Danke», flüsterte Tessa und putzte sich die Nase mit einem weiteren Papiertuch. Sie setzte sich wieder zurück gegen das Fenster und sah Sara lange an. Nach ein paar Sekunden erhellte ein Lächeln ihr Gesicht.

Sara fragte: «Was?»

«Man sieht's dir an.»

«Was?»

Jetzt grinste Tessa. «Den guten Fick.»

Sara lachte.

«War es richtig gut?», fragte Tessa.

Sara blickte aus dem Fenster. «Bei welchem Mal?»

«Du Schlampe», kreischte Tessa und warf das benutzte Papiertuch nach ihrer Schwester.

«Heh!» Sara wehrte es mit der Hand ab.

«Mach hier nicht auf große Schwester», sagte Tessa, «sondern erzähl mir, wie es passiert ist.»

Sara fühlte die Röte ins Gesicht steigen. «Im Leben nicht.»

«Warum hast du es dir anders überlegt?», fragte Tessa.

«Ich meine, vor kurzem hieß es doch noch, dass du dich nicht mal mit ihm verabreden wolltest.»

«Mama», antwortete Sara. «Sie hat mir gesagt, ich muss mich entscheiden.»

«Und?»

«Wir haben viel zu lange dies dämliche Hin und Her gespielt.» Sara hielt inne, um zu überlegen, wie sie es am besten formulieren konnte. «Ich will noch einen Versuch machen. Entweder schlage ich ihn mir aus dem Kopf und lebe mein eigenes Leben weiter, oder ich behalte ihn im Kopf und lebe damit.»

Tessa fragte: «Und es war gut?»

«Es war schön, mal was anderes zu empfinden», sagte sie und dachte an die vorangegangene Nacht. «Es war schön, sich eine Zeit lang nicht mehr schuldig zu fühlen.» Und dann fügte sie hinzu. «Und keine Angst zu haben.»

«Um das vermisste Mädchen?»

«Um alles», sagte Sara, die auf keine Einzelheiten eingehen wollte. Sie hatte es sich zur festen Gewohnheit gemacht, mit ihrer Familie nicht über ihre Arbeit im Leichenschauhaus zu sprechen. Dadurch schützte sie sich selbst ebenso wie die anderen. Es musste einen Teil ihres Lebens geben, der nicht von Tod und Gewalt überschattet war. «Es war schön ...»

«Einen Monsterorgasmus zu haben?»

Sara schnalzte mit der Zunge und grinste. «Es war ziemlich spektakulär.» Sie schüttelte den Kopf, weil das Wort nicht stimmte. «Es war erstaunlich und unglaublich. Total ...»

«Oh, Scheiße!» Tessa setzte sich gerade hin und wischte sich über die Augen. «Dad kommt.»

Sara setzte sich ebenfalls gerade, obwohl sie nicht wusste, warum. Schließlich konnte Eddie sie nicht auf ihr Zimmer schicken, weil sie zu lange im Auto auf dem Parkplatz gesessen hatte.

«Wo ist der Rooter?», wollte er wissen, nachdem er die Tür auf Saras Seite aufgerissen hatte. «Worüber quasselt ihr beide denn hier drinnen?» Als er keine Antwort bekam, schimpfte er: «Wisst ihr eigentlich, wie viel Benzin ihr vergeudet, wenn ihr bei laufendem Motor hier rumsitzt?»

Sara lachte, und er knuffte sie ins Bein. Dann fragte er: «Was würde deine Mama wohl sagen, wenn sie deinen Gesichtsausdruck sehen könnte?»

Tessa antwortete: «Wahrscheinlich: <Das wurde ja auch mal Zeit.>»

Sie kicherten los, und Eddie warf ihnen einen strengen Blick zu, bevor er die Wagentür zuschlug und davonging.

Das Leichenschauhaus befand sich im Untergeschoss des Grant Medical Center, und egal wie heiß es draußen wurde, in den gekachelten Räumen unter der Erde blieb es kühl. Sara spürte, dass sie eine Gänsehaut bekam, als sie in ihr Büro zurückging.

«Dr. Linton?», sagte Carlos mit sanfter Stimme und heftigem Akzent. Wie gewöhnlich trug er seinen grünen Kittel und hatte das obligatorische Klemmbrett angewinkelt in die ziemlich kräftige Taille gestützt. Sara hatte Carlos vor sechs Jahren direkt von der High School hierher geholt. Er war recht klein und trug sein Haar in der Mittel gescheitelt, was bei seinem runden Gesicht nicht gerade vorteilhaft wirkte. Er war tüchtig und beschwerte sich auch nicht, wenn er mal einen richtigen Scheißjob zu erledigen hatte, sowohl konkret wie auch im übertragenen Sinne. Sara konnte sich darauf verlassen, dass er sich um alles kümmerte und absolut verschwiegen war.

Sara schaffte ein Lächeln. «Was liegt an?»

Er reichte ihr sein Klemmbrett und sagte: «Die kleine Weaver ist noch immer hier. Was soll ich mit ihr machen?»

Beim Gedanken an das zerbrechliche kleine Geschöpf in der Kühlung brach es Sara das Herz. Dottie Weaver hatte keine Veranlassung, für die Beerdigung des Babys zu sorgen, da Sara ihr gesagt hatte, dass es nicht Jennys war.

«Dr. Linton?», sagte Carlos.

«Entschuldigung», sagte Sara. «Was sagten Sie gleich?»

«Ich fragte, was Sie mit den Leichen vorhaben.»

Sara schüttelte den Kopf wegen des Plurals und vermutete, dass ihr etwas entgangen sein musste. Sie warf einen Blick auf die Liste und bemerkte, dass Jenny Weavers Name an oberster Stelle stand. Sara blätterte die Papiere durch und stellte fest, dass sie den Leichnam am Sonntag freigegeben hatten. Aber es gab vom Beerdigungsunternehmen kein Formular, in dem die Abholung bestätigt wurde.

«Sie ist noch immer hier?», fragte Sara.

Carlos nickte und stemmte eine Hand in die Hüfte.

«Wir haben auch keinen Anruf von Brock bekommen?», fragte sie. Brock war der Beerdigungsunternehmer der Stadt.

«Nein, Ma'am», sagte Carlos.

Sara blickte nochmals auf die Papiere, als könnten die eine Erklärung bieten. «Wir haben auch nichts von der Mutter gehört?!»

«Wir haben von niemandem etwas gehört.»

«Lassen Sie mich ein paar Anrufe machen», sagte sie zu ihm und ging in ihr Büro.

Die Nummer von Brock's Funeral Home kannte sie auswendig, und während sie wählte, sah sie durchs Fenster Carlos zu, der ihr den Rücken zukehrte und ebenso bedächtig wie konzentriert den Boden wischte.

Schon beim ersten Läuten wurde der Hörer abgenommen.

«Brock's Funeral Home.»

«Brock», sagte Sara, denn sie erkannte die Stimme des Mannes. Dan Brock war in ihrem Alter, und sie waren zusammen in den Kindergarten und die Schule gegangen.

«Sara Linton», sagte Brock, und man hörte ihm an, dass er sich wirklich freute. «Wie geht's denn?»

«Bestens, Brock», antwortete sie. «Leider muss ich gleich geschäftlich werden und fragen, ob du schon wegen Jennifer Weaver beauftragt worden bist.»

«Die am letzten Wochenende erschossen wurde?», fragte er. «Nein. Hatte es aber eigentlich erwartet.»

«Und wieso?»

«Na ja, Dottie ist in meiner Kirche», erklärte er. «Da hab ich eben angenommen, dass sie mich beauftragt.» «Kennst du sie gut?»

«Gut genug, um sie zu grüßen. Und die kleine Jenny war ein Goldstück. War eine Zeit lang im Kirchenchor und sang wie ein Engel.»

Sara nickte, denn ihr fiel wieder ein, dass Brock in seiner Freizeit den Kirchenchor leitete. «Sara?», machte er sich wieder bemerkbar.

«Entschuldigung», sagte sie und fand, dass sie tatsächlich in letzter Zeit zu oft geistesabwesend war. «Danke für die Information.»

«In der Zeitung hat es auch nicht gestanden.»

«Wie?»

«Die Todesanzeigen», sagte Brock und lachte selbstironisch. «Sozusagen das Handwerkszeug unseres Berufs. Wir wissen gern, wer wen macht, wenn du verstehst, was ich meine.»

«Und sie wurde nicht erwähnt?»

«Mit keiner Zeile», sagte er. «Vielleicht hat man sie ja rauf nach Norden geschickt. Ich glaub, da lebt ihr Vater.»

«Trotzdem hätte es doch in der Zeitung stehen müssen, oder?» Sara spielte die Unwissende. Brock war im Allgemeinen schon berufsbedingt sehr diskret, aber sie wollte keine Gerüchte in die Welt setzen.

«Schon», sagte er. «Zumindest in den Kirchennachrichten. Aber da hab ich auch nichts gelesen.» Er machte eine Pause und fuhr dann fort: «Aber du weißt doch, Sara, wie manche Leute mit dem Tod umgehen. Sie wollen einfach nicht wahrhaben, dass er jemanden getroffen hat, besonders nicht, wenn es sich um ein Kind handelt. Vielleicht

hat sie es in aller Stille arrangiert, damit sie leichter damit fertig wird, verstehst du?»

«Da könntest du Recht haben», sagte Sara. «Jedenfalls vielen Dank für die Information.»

«Wie ich gehört habe, hat ja Grace Patterson auch nicht mehr lange zu leben», legte er nochmal los, und sie nahm an, dass er so geschwätzig war, weil sein Geschäft nicht sonderlich lief. «Das wird hart.»

«Du kennst sie auch?»

«Sie hat mir mit dem Chor geholfen, bevor sie wieder so krank wurde. Wunderbare Frau.»

«Hab ich auch gehört.»

«Wie es heißt, ist sie ja vom Krebs zerfressen», sagte er. «Das sind immer die harten Fälle.» Seine gesenkte Stimme verriet, dass er ehrlich betroffen war. «Aber Teufel auch, Sara, wer wüsste besser als du, wovon ich spreche.»

Das stimmte, und sie verstand seine Trauer. Sie konnte sich absolut nicht vorstellen, Dan Brocks Job zu machen. Wahrscheinlich ging es ihm genauso, was ihre Arbeit betraf.

«Ich nehme an, es gibt auch noch nichts Neues von dem kleinen Mädchen?», sagte er.

«Nein», antwortete Sara. «Nicht dass ich wüsste.»

«Jeffrey ist ein guter Mann», versicherte er ihr. «Wenn einer sie finden kann, dann er.»

Sara wollte das gern glauben, aber bei allem, was sie in letzter Zeit erfahren hatte, war sie nicht mehr so sicher.

Brocks Ton wurde lockerer. «Lass es dir weiter gut gehen», sagte er. «Gruß an deine Mama und alle anderen.»

Sara wünschte ihm dasselbe und legte auf. Sie drückte auf den Knopf, um eine neue Leitung zu bekommen, und rief Jeffrey an.

Lena gab sich alle Mühe, nicht zu auffällig hinzuhören, als Jeffrey mit Sara Linton telefonierte. Das war jedoch

extrem schwierig, da sie beide vorn in Jeffreys Wagen saßen. Lena sah betont desinteressiert aus dem Fenster. Sie hatte noch schwer an der Sache mit Mark zu knacken. Erst nach einiger Zeit würde sich erweisen, ob er durchkam. Die Sauerstoffzufuhr zu seinem Gehirn war recht lange unterbrochen gewesen, und bis er nicht aus dem Koma erwacht war, wusste man auch nicht, wie sehr er geschädigt war.

Lena sah zu Jeffrey hinüber, als er Sara erzählte, was Mark über seine Beziehung zu Grace Patterson gesagt hatte. Was Sara darauf erwiderte, war wohl kurz und bündig, denn Jeffrey stimmte ihr umgehend zu.

VIERZEHN

«Ich seh dich dann heute Abend», sagte Jeffrey und legte auf. Dann fuhr er Lena an: «Ich hatte dir doch gesagt, dass du keinesfalls mit Mark allein sprechen sollst.»

«Ich weiß», entgegnete Lena und setzte an, ihm nochmals zu erzählen, warum sie Brad fortgeschickt hatte. Er ließ es nicht dazu kommen, sondern stoppte sie mit erhobener Hand.

«Ich sage es nur ein einziges Mal, Lena.» Er machte den Eindruck, als hätte es ihm schon eine Weile auf der Seele gelegen: «Du bist hier nicht der Boss.»

«Das weiß ich.»

«Unterbrich mich nicht.» Er warf ihr einen kurzen Seitenblick zu. «Ich mache diesen Job schon verdammt viel länger als du, und wenn ich dir auftrage, bestimmte Dinge auf eine bestimmte Weise zu tun, dann deswegen, weil ich weiß, was ich tue.»

Sie wollte schon zustimmen, besann sich dann aber eines Besseren.

«Als Detective kannst du zwar selbständig entscheiden und handeln, aber ich gebe die Befehle.» Er sah sie an, als würde er bereits mit Widerspruch rechnen. «Wenn ich nicht darauf vertrauen kann, dass du ganz einfache Befehle befolgst, wie kann ich dich weiter für mich arbeiten lassen?»

Offenbar war sie jetzt an der Reihe, etwas zu sagen, aber ihr fiel beim besten Willen nichts ein.

«Bitte, denk darüber nach, Lena. Ich weiß, dass du deinen Job liebst, und ich weiß auch, dass du gut bist, wenn du willst, aber nach dem, was passiert ist ...» Er schüttelte den Kopf, als müsse er sich korrigieren. «Nein, schon vor dem, was jetzt passiert ist. Du hast ein Problem damit, Befehle

zu befolgen, und dadurch wirst du für mich gefährlicher als die Kriminellen.»

Diese Worte trafen Lena tief, und sofort verteidigte sie sich: «Mark hätte sich mir niemals anvertraut, wenn Brad dabei gewesen wäre.»

«Vielleicht hätte er aber auch nicht versucht, sich das Leben zu nehmen», sagte Jeffrey. Er schwieg für einen Moment und konzentrierte sich dann aufs Fahren. Er seufzte und sagte: «Okay, das war nicht fair.»

Jetzt blieb Lena stumm.

«Mark hätte wahrscheinlich eine andere Gelegenheit genutzt, sich etwas anzutun. Er ist ein schrecklich gestörter Junge. Es war nicht deine Schuld.»

Sie nickte nur, aber sie wusste nicht, ob das, was er sagte, stimmte oder nicht. Zumindest versuchte er, ihr Trost zu spenden, und das war verdammt viel mehr, als sie nach dem Tod von Jenny Weaver im Gespräch mit ihm getan hatte.

«Aber es geht nicht nur um Mark. Hast du endlich einen Therapietermin gemacht?»

Sie schüttelte den Kopf.

Jeffrey sagte: «Lena, ich sage es wirklich nicht gern, aber wahrscheinlich ist dieser Augenblick genauso schlecht wie jeder andere.» Er hielt inne, als wenn er mit Bedacht die richtigen Worte wählen müsse. «Du musst dir überlegen, ob du noch Cop sein willst oder nicht.»

Sie nickte und biss sich auf die Zungenspitze, um nicht loszuheulen. Wie könnte sie es ertragen, kein Cop mehr zu sein? Wenn sie kein Detective mehr war, was war sie dann noch? Bestimmt keine Schwester mehr, kaum eine Frau. An manchen Tagen wusste Lena nicht einmal, ob sie ein Mensch war.

«Du bist ein guter Cop», sagte er.

Sie nickte wieder, stützte den Kopf in die Hand und starrte zum Seitenfenster hinaus, damit er ihr Gesicht nicht sehen

konnte. Das verzweifelte Bemühen, jetzt nur nicht in Tränen auszubrechen, schnürte ihr die Kehle zu. Sie hasste sich für ihre Schwäche, aber allein der Gedanke, vor Jeffrey die Fassung zu verlieren, bewahrte sie davor, hemmungslos zu schluchzen wie ein kleines Mädchen.

«Wir reden weiter, wenn wir diesen Fall hinter uns haben», schlug Jeffrey vor. «Ich möchte dir ja helfen, Lena, aber ich kann dir nicht helfen, wenn du dir nicht helfen lässt.»

Das klang wie Hanks A.A.-Bockmist, und davon hatte Lena mehr als genug. Sie räusperte sich und sagte: «Okay.» Dabei starrte sie weiter aus dem Fenster.

Jeffrey blieb während der weiteren Fahrt stumm, und sie sprach auch erst wieder, als sie bemerkte, dass sie die Abfahrt verpasst hatten, die sie zurück in die Stadt und aufs Revier gebracht hätte.

«Wohin fahren wir?», fragte sie.

«Zu Dottie Weaver», sagte er. «Sie hat nämlich den Leichnam noch immer nicht abholen lassen.»

«Es ist doch schon eine Weile her», sagte Lena und wischte sich verstohlen mit dem Handrücken über die Augen. «Glaubst du, sie hat sich, was angetan? Wie Mark?»

«Ich weiß nicht», antwortete Jeffrey nachdenklich, und sie drängte nicht weiter.

Jeffrey zeigte die Straße hinauf und sagte: «Da oben ist doch die Randolph Street, oder?»

«Ja», bestätigte Lena, und dann bog Jeffrey auch schon in die Randolph Street ein. Die wenigen Auffahrten lagen recht weit auseinander, und die meisten Häuser standen weit von der Straße entfernt auf Grundstücken von jeweils mindestens drei oder vier Morgen. Sie befanden sich jetzt in einem älteren Teil Grants, der entstanden war, bevor man angefangen hatte, billige Häuser dicht an dicht zu bauen. Jeffrey brachte den Wagen vor einem grauen

Briefkasten zum Stehen, dessen vordere Klappe offen stand und den Blick auf einen dicht geschichteten Stapel Post freigab.

«Hier ist es», sagte er. Er setzte den Wagen zurück und lenkte ihn dann in eine von Bäumen gesäumte Einfahrt. Wenn ihm die vier in Plastik gehüllten Exemplare des Grant Observer am Beginn der Einfahrt auch aufgefallen waren, so erwähnte er es nicht.

Das Haus der Weavers stand noch weiter von der Straße entfernt, als Lena vermutet hätte, und es vergingen einige Sekunden, bis ein kleines Ranch-Gebäude auftauchte. Irgendwann hatte man es aufgestockt, sodass der untere Teil nicht so recht zu dem oberen passen wollte.

«Siehst du irgendwo ein Auto?», fragte Jeffrey und hielt vor einem offenen Carport.

Lena sah sich um und überlegte, warum er eine Frage gestellt hatte, die sich von selbst beantwortete. «Nein.»

Sie stiegen beide aus, und Lena ging einmal ums Haus herum. Sie sah sich jedes Fenster im ersten Stock an, aber entweder waren Vorhänge zugezogen oder Jalousien runtergelassen, denn sie konnte an keiner Stelle ins Innere sehen. Eine Doppeltür führte augenscheinlich in den Keller, aber sie war fest verschlossen. Die kleinen Fenster rundherum in der Grundmauer waren sämtlich von innen schwarz gestrichen.

Als sie wieder am Ausgangspunkt ankam, hörte sie Jeffrey an die Eingangstür klopfen und «Mrs. Weaver?» rufen.

Lena stand am Fuß der Verandatreppe und wischte sich mit dem Arm den Schweiß von der Stirn. «Ich konnte nichts sehen. Alle Vorhänge sind zugezogen.» Sie berichtete ihm vom Keller und den geschwärzten Fenstern. Jeffrey sah sich um, und sie merkte, dass er nervös war. Dottie Weaver hatte es schon eine ganze Weile nicht mehr für nötig befunden, ihre Post und die Zeitungen ins Haus zu holen. Sie war geschieden, und gerade erst war ihre

Tochter erschossen worden. Vielleicht hatte sie sich gedacht, dass es nichts mehr gab, für das es sich zu leben lohnte.

Jeffrey fragte: «Hast du dir alle Fenster ganz genau angesehen?»

«Sie sind fest verschlossen», berichtete sie.

«Auch das mit der zerbrochenen Scheibe?»

Lena verstand sofort, worauf er hinauswollte. Als Polizisten brauchten sie einen verdammt plausiblen Grund, wenn sie ohne Durchsuchungsbeschluss in dieses Haus eindringen wollten. Ein ungutes Gefühl allein reichte da nicht. Eine zerbrochene Fensterscheibe hingegen war schon besser.

Sie fragte: «Du meinst das kaputte Kellerfenster?» Er reagierte mit einem knappen Nicken.

«Und wenn eine Alarmanlage losgeht?»

«Dann rufen wir die Polizei», sagte er und ging die Treppe hinunter.

Lena hätte ja selbst die Scheibe zerbrochen, aber sie war dankbar, dass Jeffrey sie aus dieser rechtlichen Grauzone heraushielt. Sie lehnte sich ans Geländer der Veranda und wartete auf das Klirren einer zerbrechenden Fensterscheibe. Eine Minute später war es dann so weit, und dann verstrichen ein paar Minuten, ohne dass Jeffrey auftauchte. Sie wollte bereits hinters Haus gehen, als sie drinnen seine Schritte hörte.

Dann stand er in der Tür, eine Hand auf dem Knauf und in der anderen einen grellgelben Regenmantel.

«Laceys?», fragte Lena und nahm den Mantel. Er war klein genug, um einem Kind zu passen, und das Namensschild, das jemand innen am Kragen eingenäht hatte, beseitigte sämtliche Zweifel.

«Mein Gott», flüsterte Lena und blickte zu Jeffrey auf. Er schüttelte nur den Kopf, was bedeutete, dass er sie im Haus nicht gefunden hatte.

Er machte einen Schritt zur Seite, damit sie eintreten konnte. Von der Hitze wurde sie fast erschlagen, denn im Haus schien es viel wärmer zu sein als draußen. Das erste Zimmer war sehr groß und hatte wahrscheinlich als Wohnzimmer gedient. Das war jedoch schwer zu sagen, denn sämtliche Möbel waren verschwunden. Sogar den Teppich hatte man vom Boden gerissen, und die Heftnägeln, die seine Umrisse markierten, sahen aus wie Zahnstummel.

«Was zum ...?», fragte sich Lena und ging durchs Zimmer. Sie bemerkte, dass Jeffrey seine Waffe gezogen hatte und nach unten gerichtet hielt. Sie tat es ihm gleich und machte sich Vorwürfe, gar nicht auf die Idee gekommen zu sein, es könne sich hier noch jemand aufhalten. So erschüttert war sie gewesen, Laceys Mantel zu sehen und das Haus in diesem Zustand vorzufinden. Bei all dem Lärm, den sie draußen gemacht hatten, musste jeder, der sich hier aufhielt, mitbekommen haben, dass es Eindringlinge gab.

Jeffrey forderte sie mit einer Kopfbewegung auf, ihm in die Küche zu folgen, die sich im selben Zustand wie das Wohnzimmer befand. Sämtliche Schranktüren standen offen, die Regale waren leer geräumt. Lena ging durchs Esszimmer, einen Zusatzraum und ein kleines Büro: alle leer, alle ohne Teppiche.

Die Atmosphäre war bedrückend, und Lena dachte dieselben Gedanken, die Jeffrey wahrscheinlich auch gekommen waren, als er den gelben Regenmantel gefunden hatte. Lacey war hier gewesen. Sie war vielleicht immer noch hier. Möglicherweise aber nur noch ihre Leiche.

«Riechst du das?», flüsterte Jeffrey.

Lena streckte die Nase in die Luft und roch frische Farbe, kombiniert mit etwas Beißendem. «Clorox», flüsterte sie zurück. «Und noch etwas, das ich nicht einordnen kann.»

«Diese Fotos von Mark, die du gemacht hast, als du ihn festgenommen hast», sagte Jeffrey. «Da hatte er doch Farbe auf der Kleidung, stimmt's?»

Lena nickte, drehte sich im Raum, blickte um die Ecke und entdeckte die Treppe. «Warst du schon oben?», fragte sie in dem Moment, als über ihnen ein Klopfg Geräusch zu hören war.

Sie hoben beide gleichzeitig die Waffe, und Lena zielte noch vor Jeffrey auf die Zimmerdecke. Sie schlich seitlich die Treppe hinauf und senkte die Waffe dabei nicht. Jede Stufe tastete sie mit dem Fuß ab und stellte fest, dass man auch hier den Teppich entfernt hatte. Jeder ihrer Muskeln war angespannt, und das Adrenalin schoss ihr durch den Körper.

Oben blieb Lena kurz stehen und blickte dann in einen langen Korridor. Links von ihr befand sich eine Wand, in die ziemlich weit oben ein kleines Fenster eingelassen war, das sie bereits von draußen wahrgenommen hatte. Es stand einen Spalt weit offen, und Lena bemerkte ein paar Blätter sowie Dreck auf dem Fußboden. Schwarze Vorhänge, in deren untere Säume Gewichte eingenäht waren, hingen von einer Gardinenstange herunter. Die Farbe unter dem Fenster war an den Stellen beschädigt, wo die Gewichte aufprallten, und frische weiße Farbe verfärbte den Stoffrand. Lena wies Jeffrey mit Gesten darauf hin, weil sie vermutete, das Geräusch, das sie gehört hatten, könnte daher stammen. Jeffrey zuckte nur die Achseln, als wolle er sagen, vielleicht ja, vielleicht aber auch nein.

Lena wollte den Korridor erkunden, aber Jeffrey ging voran und spähte durch die offenen Türen in jeden Raum. Sie folgte ihm und sah, dass ein Bad und zwei Schlafzimmer ähnlich ausgeräumt worden waren wie die Zimmer unten. Als Jeffrey am Ende des Korridors vor der einzigen

geschlossenen Tür stehen blieb, dachte Lena beklommen an den Morgen und an Mark.

Die Waffe in beiden Händen, stand Jeffrey wie erstarrt vor der Tür. Lena dachte schon daran zu übernehmen, aber sein Gesichtsausdruck hielt sie davon ab. Graute ihm davor, was er finden könnte?

Er beugte sich zur Tür, als hätte er etwas gehört. «Was?», flüsterte sie.

Er schüttelte den Kopf, als bräuchte er einen Moment zum Nachdenken. Lena stand neben ihm, die Schulter an der Wand neben der Tür, und wartete schwitzend darauf, dass er sich endlich entschied.

Schließlich bedeutete er ihr mit einem Wink, zuerst hinter ihn zu treten und sich dann noch weiter zu entfernen. Er winkte sie immer weiter zurück, den gesamten Korridor entlang bis zur Treppe. Als sie dann auf der zweitletzten Stufe stand und schon den Hals verrenken musste, nur um die Ecke schauen zu können, schien er endlich zufrieden zu sein. Lena machte sich darauf gefasst, eingreifen zu müssen, als er den Fuß hob und die Tür eintrat. Sekundenbruchteile später flammte ein Lichtblitz auf, und die Tür flog ihm entgegen und schleuderte ihn auf den Korridor. Dann war ein Grollen zu hören, und Lena kauerte sich auf der Treppe zusammen, als ein Feuerball den Korridor in gleißendes Licht tauchte.

«Heiliger Himmel», flüsterte sie. Sie kniete auf den Stufen und schützte sich mit den Armen. Sie rechnete damit, von der Hitze umschlossen oder von den Flammen lebendig verbrannt zu werden, aber nichts dergleichen geschah. Sie rappelte sich hoch und spähte um die Ecke in den Korridor. Jeffrey lag unter der Tür begraben, regte sich aber. Der obere Teil der Tür war völlig verkohlt. An den Wänden waren schwarze Rußspuren zu erkennen, aber es brannte nirgends. Die Hitze musste so extrem gewesen sein, dass sie verpufft war.

Als sie links ein Knistern hörte, drehte sie sich hastig um. Die schwarzen Vorhänge brannten lichterloh. Lena zog ihre Jacke aus und schlug damit so lange auf die Flammen ein, bis der Stoff von der Stange fiel. Sie trat gerade die letzte glühende Asche aus, als Jeffrey die Tür über sich wegstieß.

«Scheiße, was war denn das?», fragte er benommen. Er tastete Gesicht und Körper nach Brandverletzungen ab. Soweit Lena sah, war ihm nichts passiert, denn die Tür hatte ihn vor dem Flammenstoß geschützt.

«Ich hab keine Ahnung», antwortete sie, ließ ihre Jacke fallen und ging hinüber, um ihm aufzuhelfen.

«Es hat schon vor der Tür irgendwie komisch gerochen», sagte er und hielt sich an ihrer Schulter aufrecht. «Was zum Teufel war denn das?»

Sie fragte: «Wonach hat es denn gerochen?»

«Nach Benzin, vermute ich. Aber ich war nicht sicher. Wegen des Geruchs nach frischer Farbe war es schwer zu erkennen.» Er wollte seine Hosen abklopfen, aber das war völlig zwecklos. Dann sahen sie beide auf seine Schuhe hinunter: Deren Sohlen waren in der Hitze geschmolzen.

«Verdammter Mist», knurrte er. «Die hab ich erst letzte Woche gekauft.»

Lena sah ihn verblüfft an und fragte sich, ob er vielleicht eine Kopfverletzung davongetragen hatte.

«Alles in Ordnung?», fragte er und wischte ihr Schmutz von der Schulter.

«Ja», antwortete sie wahrheitsgemäß. Doch das verdankte sie allein der Tatsache, dass Jeffrey sie auf die Treppe geschickt hatte.

«Die Scheibe ist zu Bruch gegangen», sagte er und zeigte auf das Fenster. Die Hitze der Explosion hatte die Scheiben zerplatzen lassen und den Rahmen zerstört. Wo die Vorhänge sich entzündet hatten, waren dunkle Scharten in der Wand zurückgeblieben.

Lena strich sich eine Strähne aus der Stirn. Asche und Staub rieselten aus ihrem Haar, und sie nahm an, dass die Spitzen versengt waren.

Jeffrey ging den Korridor hinunter und blieb vor dem beschädigten Türrahmen stehen. Vorsichtig sah er nach, ob vielleicht noch irgendwo ein zweiter Brandsatz installiert war. Schließlich betrat er den Raum und drehte sich um. «Über der Tür war ein Auslöser», sagte er. Lena fragte sich, wie er überhaupt noch klar denken konnte. Es hatte doch nur wenig gefehlt, und er wäre bei der Explosion ums Leben gekommen.

Jeffrey zeigte auf eine Stelle über dem Türpfosten. «Dort befindet sich ein Draht, und der läuft ...» Er drehte sich ganz langsam und folgte mit dem Blick dem Verlauf des Drahts durch den gesamten Raum. «Hier entlang.»

Lena schob den Kopf durch die Tür, um zu sehen, wovon er sprach. Drei Kanister Benzin standen aufgestapelt in einer Ecke. Obendrauf lag ein angekohltes Badehandtuch und zudem etwas, das so aussah, als sei es mal ein Radiowecker gewesen. Das Plastik war zerfetzt, die Drähte hingen wirr heraus. Wände und Decke waren angesengt, und die Plastiklamellen der Jalousie im Fenster waren miteinander verschmolzen, doch merkwürdigerweise hatte sich nichts entzündet und war in Flammen aufgegangen.

Lena betrachtete den Brandsatz und fragte sich, wer etwas so Stümperhaftes zusammengebaut haben mochte. Die Metallkanister waren fest verschlossen, und soweit sie sehen konnte, war die Uhr nicht einmal mit ihnen verbunden. Sie berührte das Handtuch und roch daran. Wer auch immer diese Brandbombe gebaut hatte, war noch nicht einmal auf den Gedanken gekommen, das Handtuch als Zünder in Benzin zu tränken.

Sie sagte: «Ziemlich dämlich, das Ding hier.»

«Ja», stimmte Jeffrey zu. «Aber was ist eigentlich explodiert?»

«Keine Ahnung», antwortete sie und sah sich um. Jetzt erst merkte sie, dass dies der einzige noch voll möblierte Raum im Haus war. Auf dem Boden lag ein Teppich, und an der Wand hingen Poster von Boygroups. Man sah gleich, dass hier ein junges Mädchen gewohnt hatte: Die Wände waren rosa gewesen, die Korbmöbel weiß, und die Regale waren voller Stofftiere. Vor der Wand gegenüber der Tür stand ein großes Bett mit einer rosa Decke. Der Stoff sah aus wie gestärkt. Lena berührte die Decke und roch anschließend an ihren Fingern.

«Benzin», sagte sie.

Jeffrey sah sich ebenfalls um. «Alles ist offenbar mit Benzin übergossen worden», sagte er. «Die Fenster sind fest verriegelt. Vielleicht haben sich Dämpfe gebildet, und als ich die Tür aufgetreten habe, wurde die Zeituhr ausgelöst, und sie haben sich entzündet.» Jeffrey schaute in den Korridor. «Feuer braucht als Nahrung Sauerstoff. Vielleicht hat das offene Fenster am Ende des Korridors ihn weggesaugt?»

«Von dort, wo ich stand, sah es jedenfalls so aus», sagte Lena. «Aber das sollen sich die Sprengstoffspezis zusammenreimen.»

«Genau», sagte er und zog sein Handy aus der Brusttasche. Er führte zwei Gespräche: eines mit Frank auf dem Revier, damit er die Bombenspezialisten auf den Weg schickte, das andere mit Nick Shelton im Georgia Bureau of Investigation. Dort forderte er ein Team von Kriminaltechnikern an, die zum Haus kommen und alles gründlich nach Spuren durchsuchen sollten.

«Wir haben noch Zeit, bevor die auftauchen», sagte Jeffrey und klappte das Handy zu.

«Prima», murmelte Lena. Sie fragte sich, ob sie wohl beide bei der Hitze und dem Gestank im Haus ersticken würden, bevor die Verstärkung anrückte.

«Warum hat sie wohl dieses Zimmer nicht leer geräumt?», fragte Jeffrey.

Achselzuckend antwortete Lena: «Vielleicht fiel es ihr nach Jennys Tod zu schwer, es zu betreten.»

«Schon möglich», murmelte er und rieb sich etwas aus den Augen. «Aber warum räumt jemand das ganze Haus erst vollständig leer, wenn die Bombe doch alles zerstören soll?»

«Die Brandexperten können heutzutage so gut wie alles herausfinden», sagte Lena. «Sieh öfter mal Discovery Channel, da erfährst du alles.»

«Es ist, als hätte die Mutter sie gehasst», sagte Jeffrey, der sich nicht vom Thema ablenken ließ. «Ich kann ja verstehen, dass sie das Zimmer nicht leer geräumt hat, aber das hier ...» – er deutete auf die Benzinkanister –, «das passt nicht dazu.»

Lena dachte an Mark. Vielleicht hatte er ja die Bombe absichtlich so präpariert, dass sie nicht explodierte.

«Wer würde so was tun?», fragte Jeffrey. «Dottie? Ist Mark es gewesen? Nichts von alledem klingt überzeugend.»

Lena sah sich im Zimmer genauer um. Eine Gruppe von Katzenfiguren stand auf der Kommode neben einigen Make-up-Artikeln, die nur einem kleinen Mädchen gehören konnten.

«Vielleicht wollte sie nicht mehr an Jenny erinnert werden?», vermutete Lena, aber noch während sie sprach, stieß ihr der Gedanke übel auf. «Die Brandbombe hätte alles zerstört.»

«Vielleicht wurde Dottie ja entführt», vermutete Jeffrey.

«Von wem denn?», fragte Lena. «Das passt überhaupt nicht. Und wie ist dann Lacey's Mantel hier hereingekom-

men? Meinst du, wer Lacey geschnappt hat, der hat dann auch noch Dottie entführt? Und sich danach die Zeit genommen, das ganze Haus leer zu räumen?»

Jeffrey wiederholte: «Glaubst du, dass Dottie die Brandbombe gelegt hat?»

Lena zuckte die Achseln, obwohl sie vom Gefühl her sicher war, dass Mark es gewesen sein musste. Die Farbe auf seiner Kleidung, der Geruch nach Chemie, der von ihm ausgegangen war, all das wies zumindest darauf hin, dass er im Laufe der letzten Tage in diesem Haus gewesen war.

Jeffrey dachte offenbar dasselbe: «Mark hatte Farbe an seiner Kleidung. Wir können sie im Labor mit der Farbe an diesen Wänden vergleichen lassen.»

«Es sah jedenfalls frisch aus», sagte Lena zögernd.

«Warum sollte Dottie Weaver das Haus so leer räumen? Wieso sollte sie fortgehen, ohne ihre Tochter zumindest unter die Erde zu bringen?» Jeffrey drehte sich um und betrachtete das Bett in der Mitte des Zimmers, als hätte es ihm etwas zu sagen. Nach einem Augenblick trat er mit dem Fuß die Matratze weg.

«Was ist denn das?», fragte Lena, obwohl sie es sofort erkannte. Ungefähr zwanzig billig aussehende Magazine waren unter der Matratze verstaut. Auf allen Titelseiten waren Kinder abgebildet. Sie taten Dinge, zu denen Kinder niemals hätten veranlasst werden dürfen.

Sämtliche Hefte trugen den Titel Child-Lovers in einer ausgefallenen Schrift, und an der Stelle des Vokals o im Wort Lovers war die wohlbekannte Zeichnung des Herzens eingefügt.

Lena musste sich an der Wand abstützen, weil ihr schwindlig wurde.

«Alles in Ordnung?», fragte Jeffrey und fasste ihr unter den Ellbogen, als könnte sie in Ohnmacht fallen. «Das Zeichen.»

«Es ist das gleiche, das Mark auf seiner Hand hat», sagte er und versetzte dem Magazinstapel einen Stoß. Er murmelte: «Ich hab früher auch allerhand Scheißzeug unter meinem Bett versteckt.»

«Warum hat Mark das getan?», fragte Lena, die darüber nicht hinwegkam. «Wieso hat er sich das Zeichen auf die Hand tätowieren lassen?»

Jeffrey wandte sich wieder dem Bett zu. «Vielleicht um zu signalisieren, dass er kleine Mädchen mag. Vielleicht ist das die Methode dieser Typen, einander zu erkennen.» Er nahm eines der Magazine zur Hand, blätterte es durch und griff zum nächsten. Seine Kiefer mahlten, als er bei einer bestimmten Seite innehielt.

«Was?», fragte Lena und blickte ihm über die Schulter. Ein Poster von Mark, wahrscheinlich schon einige Jahre alt, bildete die Heftmitte.

Lena nahm ebenfalls ein Heft zur Hand und blätterte es durch, bis sie auf ein weiteres Foto von Mark stieß. Darauf war auch Jenny zu sehen, und die beiden taten etwas, das Lena nicht beschreiben mochte. Und schlimmer noch: Auf den hinteren Seiten befanden sich Fotos von Mark mit älteren Männern und auch mit mehreren Frauen. Die Gesichter der Erwachsenen wurden nicht gezeigt, aber Mark dafür von Kopf bis Fuß. Seine Miene war gequält, und Lena traten Tränen in die Augen, Mark so missbraucht zu sehen. Es schmerzte sie mehr, als sie sich eingestehen mochte. Jetzt erst verstand sie, warum er von ihr hatte wissen wollen, was für ein Gefühl es gewesen war, vergewaltigt zu werden. Er hatte Erfahrungen vergleichen wollen.

Jeffrey betrachtete die Magazine näher und biss dabei die Zähne so fest zusammen, dass sie Mühe hatte, ihn zu verstehen, als er sagte: «Diese Hefte sind nicht gerade anspruchsvoll gemacht. Die könnten aus einer kleinen Klitsche kommen.»

«Wahrscheinlich.»

«Meine Güte», schnaubte Jeffrey. Grimmig starrte er auf das Magazin, das er in der Hand hielt. «Dieser Kerl hat seinen Ehering aufbehalten», schimpfte er angewidert. «Und das ist Jenny», sagte er.

Lena schaute auf das Foto. Jenny Weaver war darauf zu sehen. Die Hand eines Mannes hatte sie fest im Nacken gepackt, um ihren Kopf an die gewünschte Stelle zu führen. Das Gold des Eherings glänzte im Licht, und Lena fragte sich, ob es für die Perversen, die sich diese Fotos ansahen, den Kitzel erhöhte zu wissen, dass der Typ verheiratet war und es mit kleinen Mädchen trieb.

«Einfach widerlich.»

«Hier sieht man denselben Ring auf einem anderen Foto», sagte Jeffrey, zeigte ihr das Foto aber nicht. Er blätterte weiter. «Und auf noch einem.»

Lena fragte: «Bist du sicher, dass es derselbe –?»

«Das perverse Schwein!», schrie Jeffrey, zerknüllte das Magazin und schleuderte es gegen die Wand. «Was für eine Scheiße läuft hier eigentlich?», brüllte er. Sie sah, wie seine Halsvene pochte. «Wie viele Kinder waren da beteiligt?»

Lena vergrub nur die Hände in den Taschen.

Jeffrey drehte sich um und blickte durchs Fenster hinters Haus. Seine Stimme klang beherrscher, aber Lena hörte immer noch die Wut heraus, als er fragte: «Erkennst du irgendeins der anderen Kinder?»

Lena wollte ein Magazin in die Hand nehmen, aber er hinderte sie daran. «Ich möchte nicht, dass du dir diesen Dreck ansiehst», sagte er. «Darum können sich Nicks Leute kümmern.» Er hielt sich die Hand an die Stirn, als meldeten sich schlimme Kopfschmerzen. «Wie viele Kinder sind daran beteiligt?», wiederholte er. «Wie viele Kinder aus Grant stecken da drin?»

Darauf wusste sie keine Antwort, aber die erwartete er auch gar nicht. Er klappte wieder sein Telefon auf. «Ich werde Nick herbestellen, damit er sich das hier ansieht», sagte er. «Und ich möchte, dass du ins Krankenhaus fährst und dir Grace Patterson vornimmst.»

Sie schüttelte den Kopf, weil sie ihm nicht folgen konnte.

«Sie hat eine Verbindung zu Mark und Jenny. Deswegen muss sie etwas wissen», sagte er zu ihr. «Ich würde es ja selbst tun, aber dann könnte es passieren, dass ich ihr den Hals umdrehe.» Sie sah, wie sich seine Hand um das Telefon verkrampfte. «Voicemail.» Er wartete ein paar Takte und sagte dann: «Nick, Jeff Tolliver. Ruf mich so schnell wie möglich an. Es gibt was Neues im Fall Lacey Patterson.» Er beendete den Anruf und sagte zu Lena: «Jetzt geht kein Weg mehr dran vorbei – unser Fall bekommt Top-Priorität.»

Lena nickte und dachte, dass sie ihn noch nie so zornig gesehen hatte, nicht einmal mit ihr.

Er wählte eine neue Nummer. Während er auf Antwort wartete, instruierte er Lena: «Ich möchte, dass du ihr auf den Kopf zu sagst, was du weißt. Ich möchte, dass du ihr haarklein wiederholst, was Mark dir erzählt hat, und ich will, dass du herausfindest, was sich verdammt noch mal da eigentlich abspielt.»

«Glaubst du denn, dass die Frau mir was erzählt?»

«Ihre Tochter ist verschwunden», erinnerte er sie. «Wir haben ihren Mantel hier gefunden.»

Lena betrachtete ihre Hände. «Wenn du bedenkst, was sie Mark angetan hat, meinst du, dass sie das kümmert?»

Er klappte das Telefon wieder zu und sah ihr in die Augen. «Ehrlich gestanden, Lena, ich hab nicht die geringste Ahnung, was ich von all den Menschen halten soll, die in diesen Fall verwickelt sind.»

Er wollte sein Telefon gerade wieder aufklappen, als es läutete. Bevor er sich meldete, gab er Lena die Autoschlüssel und sagte: «Los!»

DONNERSTAG

FÜNFZEHN

Jeffrey fühlte sich, als sei er mit einer Holztür über einen Korridor geschleudert worden. Die Arme schmerzten, und seine Knie schienen sich nie wieder beugen zu wollen. Die Arbeit im Haus der Weavers hatte den Rest des Tages in Anspruch genommen, aber als er Sara um ein Uhr morgens anrief, hatte sie nicht gezögert, ihn zu sich kommen zu lassen. Einerseits machte es ihn nervös, dass sie beide so leicht wieder zueinander gefunden hatten. Er fürchtete, dass irgendwo ein Haken war, dass Sara plötzlich sagte, sie könne oder wolle doch nicht so weitermachen. Aber andererseits war er so verdammt glücklich, in ihrem Leben wieder eine Rolle zu spielen, dass er jede Minute mit ihr möglichst intensiv genießen wollte. Sogar zusammen mit ihr in der Badewanne und beim Gespräch über einen der furchtbarsten Fälle, an denen er je gearbeitet hatte, fühlte er sich bei ihr geborgen.

Er betrachtete Sara, die auf der anderen Seite der Wanne an ihrem Wein nippte und offenbar erst verdauen musste, was er ihr gerade erzählt hatte. Jeffrey hatte fast vergessen, wie groß die klauenfüßige Badewanne in ihrem Badezimmer war: fast zwei Meter lang mit den Armaturen in der Mitte und deswegen perfekt für zwei Personen. Sie hatten ihr halbes Eheleben in dieser Badewanne verbracht. Sara setzte ihr Glas kurz auf dem Knie ab. «Wo ist Lena jetzt?»

«Im Krankenhaus», antwortete Jeffrey. «Die Patterson hält noch durch.»

«Hat sie was gesagt?»

«Grace?», fragte Jeffrey. Sara nickte, und er fuhr fort: «Sie ist ziemlich klar im Kopf, aber wegen der Schmerzen an eine dieser Morphumpumpen angeschlossen.»

«An Brustkrebs zu sterben ist unglaublich qualvoll.»

«Gut so», sagte er und beugte sich über den Rand der Wanne, um nach seinem Weinglas zu greifen. Da seine Eltern so ein leuchtendes Beispiel abgegeben hatten, hatte Jeffrey keine Schwäche für Alkohol, aber nach den Ereignissen des Tages brauchte er einen Schluck, um sich entspannen zu können. Bevor er mit Sara über alles zu reden begonnen hatte, war alles in seinem Kopf durcheinander gewirbelt. Er konnte sich nicht auf eine Sache nach der anderen konzentrieren, wie es hätte sein müssen. Zu viele Bruchstücke des Falls mussten zusammengesetzt, zu viele Fragen noch beantwortet werden. Und irgendwie half ihm der Alkohol dabei.

Sara fragte: «Glaubst du wirklich, Grace Patterson wird auf dem Sterbebett ein Geständnis ablegen?»

«Eigentlich nicht, aber man weiß ja nie ...» Er hielt inne, um genau abzuwägen, was er sagen wollte. «Lena hat, was Mark betrifft, ihre eigene Theorie.»

«Und die wäre?»

«Sie behauptet, dass er vergewaltigt worden ist.»

«Das stimmt doch auch», meinte Sara. «Oder willst du etwa behaupten, dass er sich aus freien Stücken für diese Magazine hat fotografieren lassen und dass er es war, der seine Mutter verführt hat?»

«Natürlich nicht», sagte er, froh, dass sie es auch so sah.

«Nein, aber ich mache mir um Lena größte Sorgen.»

«Sie tut ihr Bestes», wandte Sara ein. «Lass ihr Zeit.»

«Ich kann einfach das Risiko mit ihr nicht eingehen, Sara.» Er rieb sich die Augen und roch immer noch Benzin an seinen Fingern, obwohl er sich doch gründlich abgeschrubbt hatte. «Sie steht zu dicht am Abgrund. Und ich will nicht derjenige sein, der mit ansehen muss, wie sie schließlich abstürzt.»

«Es wird Zeit brauchen, bis sie über das hinweggekommen ist, was sie durchmachen musste», sagte Sara ernst.

«Wenn sie es überhaupt je schafft.»

«Sie will ja mit niemandem darüber sprechen.»

«Dazu kannst du sie aber auch nicht zwingen», entgegnete Sara. «Wenn der Zeitpunkt gekommen ist, wird sie es schon tun.»

Er schaute nachdenklich in sein Glas.

«Gut», sagte Sara, weil sie gemerkt hatte, dass er das jetzt nicht ausdiskutieren wollte. «Wechseln wir das Thema.»

Sie fasste zusammen, was sie wussten: «Mark und Jenny ließen sich für die Magazine fotografieren, die in Dotties Haus gefunden wurden. Grace Patterson hatte was mit ihrem Sohn.»

«Richtig.»

«Und was ist mit Teddy Patterson?»

«Der könnte ein Bindeglied sein», sagte Jeffrey. «Er ist Lastwagenfahrer. Vielleicht lädt er die Magazine ein und verteilt sie im ganzen Land.»

«Wo ist er jetzt?»

«Entweder im Krankenhaus oder in seinem Trailer. Frank beschattet ihn.» Jeffrey nahm einen großen Schluck. «Er scheint nicht gerade erschüttert, dass eines seiner Kinder hirntot sein könnte und das andere entführt wurde.»

«Was macht er?»

«Harrt meistens bei seiner Frau aus.»

«Vielleicht konzentriert er sich nur auf eine Sache zur Zeit», unterstellte Sara. «Seine Frau stirbt, also ist er bei ihr. Da kann er konkret etwas tun, statt nur hilflos dazusitzen.»

«Glaub mir, der ist kein Typ, der sich hilflos fühlt.»

«Wird er etwas unternehmen?»

«Ich denke, er wird die Stadt verlassen, sobald seine Frau gestorben ist», sagte Jeffrey. «Ich hab mit Nick Shelton gesprochen. Wir vermuten, dass Teddy die Kontaktperson für den Typen sein wird, den Nick drüben in Augusta hochgenommen hat.»

«Der Kerl, der Kinderpornographie bei sich hatte?»

Er nickte, überlegte, ob er Sara alles sagen sollte oder nicht, und entschied sich, offen und ehrlich zu sein. «Das Treffen ist für morgen Mittag zwölf Uhr angesetzt.»

«Welches Treffen?», fragte sie. Er bemerkte die Besorgnis in ihrem Blick. «Nicks Typ, dieser Pornohändler, bekam einen Anruf von einem Münzfernsprecher. Eine Männerstimme sprach am anderen Ende.» Er hielt inne, versuchte Saras Reaktion abzuschätzen. «Ich hab die Stimme nicht erkannt, aber sie treffen sich im Hotel in Augusta zur Übergabe der Magazine.»

«Und ich nehme an, du wirst dabei sein?»

«Genau», sagte er. «Und ich nehme an, du hast damit ein Problem?»

Sie seufzte. «Ich weiß noch genau, als wir verheiratet waren, wie ich da bei jedem Telefonläuten zusammengezuckt bin, wenn ich nicht genau wusste, wo du warst.»

Er trank noch einen Schluck Wein und ließ ihre Worte auf sich wirken. «Das hast du mir ja noch nie gesagt.»

«Ich weiß», sagte sie und wechselte wieder das Thema. «Wie soll sich das also abspielen? Dottie und Grace machen die Magazine, Teddy Patterson liefert sie aus, und dieser Typ von Nick verteilt sie hier in der Gegend?»

«So ungefähr», bestätigte Jeffrey. «Wir glauben, dass Patterson wahrscheinlich alle Verteilungsplätze im Südosten anfährt. Nick wird dessen Unterlagen beim Verkehrsministerium anfordern, sobald wir ihn geschnappt haben.»

«Warum denn nicht schon früher?»

«Es wäre zu leicht möglich, dass jemand ihm einen Tipp gibt», gab Jeffrey zu bedenken. «Außerdem klebt Frank doch an Teddy. Dem entkommt er nicht.»

«Aber warum Patterson überhaupt schon schnappen? Warum ihm nicht auf seiner Route folgen und gleich alle Verteiler einbuchten?»

«Nick sagt, die verfügen über ein telefonisches Netzwerk. Wenn einer von ihnen dem Nächsten nicht das telefonische Okay gibt, machen sie sofort alles dicht. Ist sehr clever organisiert, das Ganze.»

«Ich nehme an, keiner weiß das Geringste über Laceys Aufenthaltsort?»

«Stimmt.»

«Wie lange ist das GBI schon an diesem Pornoring dran?»

«Schon Jahre», sagte Jeffrey. «Sie mussten nur noch herausfinden, wer für die Ware sorgt.»

«Und da kommt Dottie ins Spiel?»

Jeffrey zuckte die Achseln, denn zu diesem Zeitpunkt war eigentlich noch gar nichts klar. «Mir gefällt der Gedanke nicht, dass diese Frau ein Netzwerk haben soll. Es bedeutet nämlich, dass sie über ein sicheres Versteck verfügt. Es bedeutet auch, dass sie zu allen möglichen Leuten auf der Welt Verbindung hat, die alles daransetzen werden, ihr zu helfen, weil sie sie mit ihrem perversen Pornomaterial versorgt.» Er merkte, wie die Wut in ihm brodelte, und atmete tief durch, um sich zu beruhigen. Als das nicht wirklich half, gönnte er sich noch einen Schluck Wein.

«Du weißt, dass sie Kinder austauschen», sagte Sara bedeutungsschwer. «Lacey könnte inzwischen in Kanada sein oder sogar in Deutschland.» Nach einer kleinen Pause fuhr sie fort: «Oder es könnte auch sein, dass Dottie selbst das Mädchen missbraucht. Dottie könnte sie irgendwo festhalten und ihr Gott weiß was antun.» Bei den letzten Worten hob sich Saras Stimme, weil die Bedrohung plötzlich ganz deutlich wurde.

Jeffrey rieb sich wieder die Augen, als könne er wegwischen, was ihn beschäftigte. «Wie kann eine Frau, dazu eine Mutter, einem Kind nur so etwas antun?»

«Nach meiner Erfahrung», begann Sara, «sind Frauen, die Kinder missbrauchen, viel sadistischer als Männer. Ich

glaube, das liegt daran, dass sie sicher sind, damit davonzukommen. Sie wissen nämlich genau, dass niemand glaubt, sie seien fähig, Kindern wehzutun.» Sie fügte noch hinzu: «Es ist besonders schlimm, wenn es sich um einen Jungen handelt, der missbraucht wird. Lassen wir Inzest einen Moment außer Acht. Einem Jungen, der Sex mit einer Frau hat, die doppelt so alt ist wie er, klopfte man anerkennend auf die Schulter. Wenn einem Mädchen dasselbe passiert, wird sie als Opfer betrachtet. Das ist eine große Diskrepanz.»

Jeffrey sagte: «Ich habe seine Mutter überhaupt nicht verdächtigt.»

«Warum solltest du auch? Es gab doch keinen Grund dafür.»

«Teddy Patterson zu verdächtigen lag für mich geradezu auf der Hand.»

Sara lehnte sich in der Wanne zurück und ließ ihn reden.

Er sagte: «Die Kriminaltechniker sind immer noch in dem Weaver-Haus, aber vorläufige Ergebnisse deuten auf Druckerschwärze im Kellergeschoss.»

«Für Magazine?», fragte Sara. «Ich dachte, dafür braucht man große Druckmaschinen.»

«Diese Hefte sind nicht gerade Hochglanzprodukte.»

Jeffrey trank noch einen Schluck. «Alle Artikel handeln nur davon, wie man ein brauchbares Kind kennen lernt.»

Sara kniff die Lippen zusammen.

«Ich sag dir, Sara, ich wünschte bei Gott, ich hätte nichts von alledem gesehen.»

Mit dem Fuß streichelte sie sein Bein. «Habt ihr eine Spur von den Teppichen gefunden?»

«Brad und Frank werden gleich morgen früh auf der Müllhalde suchen. Die Proben, die vom Fußboden genommen wurden, lassen darauf schließen, dass auf den Teppichen Flüssigkeitsflecke sein müssen.»

«Von Körperflüssigkeiten?», fragte sie. «Die durchgesickert sind?»

Er nickte, und ihm gefiel überhaupt nicht, was das bedeutete. «Es gibt außerdem im Kellergeschoss einen Raum, den man allem Anschein nach als Dunkelkammer benutzt hat.» Er stellte sein Glas auf dem Rand der Wanne ab. «Ich vermute, sie haben das Haus benutzt, um die Fotos zu machen, und gedruckt haben sie die Magazine auch gleich dort.»

«Eine Explosion hätte natürlich sämtliche Beweismittel zerstört.»

«Ja», stimmte er zu. «Aber ich kann mir immer noch nicht erklären, warum sie Jennys Zimmer nicht ausgeräumt hat.»

«Aus dem Zimmer brauchte sie wohl nichts, oder?»

«Vermutlich nicht», stimmte er zu.

«Habt ihr dort Beweise gefunden?»

«Nichts. Aber die Benzindusche könnte Spermaspuren verdeckt haben.»

«Aber etwas Augenfälliges gab es nicht?»

«Nichts», antwortete er. «Keine der Aufnahmen wurde in dem Zimmer gemacht. Könnte durchaus der einzige saubere Raum im ganzen Haus geblieben sein.» Wieder rieb er sich die Augen, denn er war unglaublich müde. «Ich kann es einfach nicht fassen, dass dies in unserer Stadt geschehen ist und niemand es mitbekommen hat.»

Sara nahm die Weinflasche und füllte sein Glas. «Erinnerst du dich, was Dottie zu mir gesagt hat?», fragte sie. «Sie fragte, ob ich Jenny aufgeschnitten hätte. Denkst du, sie hat die Kastration gemeint?»

Jeffrey dachte kurz darüber nach. «Könnte sein.»

«Ich spule die Vernehmung in Gedanken immer wieder ab, und wenn ich an die Stelle komme, dann sehe ich vor mir, wie Dottie sich verändert. Verstehst du, wovon ich spreche? Sie wirkte beinahe erleichtert.»

«Vielleicht», sagte Jeffrey, obgleich er sich nicht erinnern konnte. Die Vernehmung schien schon Ewigkeiten her zu sein.

Sara sagte: «Ich hab im Krankenhaus angerufen. Mark ist noch nicht wieder bei Bewusstsein.»

«Gibt es eine Prognose?»

«Das ist bei Hirnschäden durch Sauerstoffmangel schwer zu sagen», informierte sie ihn. Er nickte, und sie fuhr fort: «In seinem Gehirn sind Schwellungen. Man kann nicht feststellen, welche Schäden zurückbleiben, bevor sie nicht abgeklungen sind. Je länger das dauert, desto schlimmer ist es.»

«Hat er die Chance, je wieder normal zu sein?»

Sie schüttelte den Kopf. «Er wird nie wieder derselbe sein. Das heißt, wenn er überhaupt aufwacht. Auf jeden Fall wird er Schäden davontragen.»

«Er war doch einfach nur so ein kleiner Punk.»

Sara trank ihren Wein aus und stellte das Glas auf den Fußboden. «Meinst du, Teddy Patterson hat ihn verprügelt, bevor er in die Klinik kam?»

Dieses Detail hatte Jeffrey völlig vergessen. «Wäre gut möglich. Aber was ist mit Lacey? Warum war Mark hinter ihr her?»

«Sie könnte gedroht haben, alles zu erzählen.»

«Von Lacey haben wir keine Bilder gefunden. Wäre Teddy Patterson nicht derjenige gewesen, so was zu regeln?»

«Möglich», sagte sie. «Vielleicht saß er ja in dem schwarzen Thunderbird.»

«Wahrscheinlich wird er aber im Krankenhaus gewesen sein», vermutete Jeffrey. «Ich lasse das von Frank überprüfen, doch ich bin mir ziemlich sicher.»

«Wenn Lacey die Mutter des Babys ist, wer, meinst du, ist dann der Vater?»

«Ich weiß nicht», antwortete er, denn nichts von alledem passte richtig zusammen. Er legte die Hand auf die Augen. Es hatte in letzter Zeit den Anschein, als besäße jeder seiner Fälle einen schon fast perversen Aspekt, der ihn extrem mitnahm. Er sehnte sich geradezu nach einem Fall mit klarem Motiv: Geld oder Eifersucht. Er wusste, dass er hart im Nehmen war, aber wenn Kinder sich in Gefahr befanden, ging es ihm unter die Haut.

Sara schien seine Verzweiflung zu ahnen, denn sie rutschte zu ihm, und Jeffrey legte sich so hin, dass sie den Kopf an seine Brust lehnen konnte.

«Du riechst noch immer nach Rauch», sagte sie.

Sie ließ die Finger spielerisch über seine Brust gleiten, und sie tat es nicht, um ihn zu erregen, sondern eher, um zu spüren, dass er wirklich bei ihr war. Sie wickelte ein paar Haare um den Finger und sagte: «Ich will, dass du morgen besonders vorsichtig bist.»

«Ich bin doch immer vorsichtig.»

Sara rutschte ein wenig hoch, um ihm in die Augen sehen zu können. «Vorsichtiger als gewöhnlich», sagte sie. «Um meinetwillen, ja?»

«Ja.» Er nickte und schob ihr das Haar hinters Ohr. «Was geschieht hier eigentlich mit uns?», fragte er.

«Weiß ich nicht», sagte sie.

«Ist auch egal, es tut jedenfalls gut.»

Sie lächelte und berührte mit den Fingerspitzen seine Lippen.

Er wollte noch mehr sagen, aber in dem Moment klingelte sein Handy.

«Es ist zwei Uhr morgens», sagte Jeffrey, als ob das etwas änderte. Das Telefon lag auf dem Toilettendeckel, und Sara griff danach, um es ihm zu reichen. «Vielleicht ist es Nick?»

Er sah auf das Display. «Es ist das Revier.»

Paul Jennings war ein hoch gewachsener vierschrötiger Mann, dessen dunkler Bart das runde Gesicht betonte. Sein weißes Oberhemd war ebenso zerknittert wie seine braunen Polyesterhosen. Er wirkte auf Jeffrey wie ein Mathematiklehrer an einer High School.

«Vielen Dank, dass Sie hergekommen sind», sagte er. «Eigentlich wollte ich mit meinem Anruf bei Ihnen warten, aber ich konnte nicht schlafen. Ich hatte so ein seltsames Gefühl.»

«Kein Problem», sagte Jeffrey und führte den Mann in sein Büro.

«Ich weiß, dass es nur eine wilde Vermutung ist, aber ich hatte eben dieses seltsame Gefühl», wiederholte er. «Also bin ich mit dem ersten Flug hergekommen.»

«Entschuldigen Sie, dass wir nicht zurückgerufen haben», sagte Jeffrey. «Meine Sekretärin hatte gedacht, dass Sie mir irgendetwas verkaufen wollten.»

Paul erklärte: «Ich arbeite oben in Newark bei einer Firma, die Plastikverkleidungen für Häuser herstellt. Ich hätte wohl deutlicher machen sollen, warum ich angerufen habe.» Er unterbrach sich. «Ich suche schon so lange nach meiner Tochter und bin schon so oft enttäuscht worden.» Achselzuckend hob er die Hände. «Irgendwie konnte ich es auch kaum glauben, dass sie hier sein sollte. Nach all dieser Zeit.»

«Ich verstehe», versicherte ihm Jeffrey, obwohl er keine Vorstellung haben konnte, was der Mann in den vergangenen zehn Jahren durchgemacht hatte. «Möchten Sie vielleicht einen Kaffee?»

«Nein, nein danke», antwortete Paul und nahm Platz. «Wir haben hinten ganz frischen», bot Jeffrey nochmals an und ging an die gegenüberliegende Seite des Schreibtisches. Er wusste nur zu gut, wer dieser Mann war und was er ihm gleich würde eröffnen müssen. Daher brauchte Jeffrey eine gewisse Distanz zwischen sich und ihm.

«Das hier ist ein Bild von Wendy im Alter von drei Jahren», sagte Paul und zeigte Jeffrey das Foto eines glücklich wirkenden Kindes. Obwohl das Bild vor so vielen Jahren gemacht worden war, konnte Jeffrey sofort erkennen, dass die Kleine auf dem Foto zu Jenny Weaver herangewachsen war.

«War das kurz vor ihrem Verschwinden?», fragte Jeffrey und schob das Foto über den Schreibtisch zurück.

Der Mann nickte und präsentierte Jeffrey ein weiteres Foto. «Wanda hat sie kurz danach verschleppt.»

Jeffrey schaute sich das Foto aufmerksam an, obwohl er auf den ersten Blick Wanda Jennings als Dottie Weaver erkannte. Auch dieses Foto schob er zurück und sah zu, wie Paul sie aufeinander legte. Das Bild, auf dem Dottie Weaver zu sehen war, legte er nach unten, wohl damit er sie während des Gesprächs nicht vor Augen hatte.

«Bitte sagen Sie mir, wann genau Ihre Frau und Ihre Tochter verschwunden sind.»

Paul nahm eine neue Sitzhaltung ein. «Wir lebten in Kanada, wo ich die Universität besuchte», sagte er. «Plastikverkleidungen waren eigentlich nicht das, womit ich mein Berufsleben verbringen wollte. Aber als mir Wendy genommen wurde ...» Er hielt inne, ein bekümmertes Lächeln auf den Lippen. «Wanda arbeitete als Krankenschwester in der Klinik. Ich würde sagen, sie war ungefähr fünf Monate dort, als die Unterstellungen laut wurden.»

«Was für Unterstellungen?»

«Sie arbeitete auf der Entbindungsstation», sagte Paul. «Es gab Gerüchte, dass irgendwas nicht stimmte. Es ging irgendwas vor.» Er atmete tief durch. «Ich hab natürlich nichts darauf gegeben. Wir waren zu der Zeit drei Jahre verheiratet. Ich liebte meine Frau. Ich hätte niemals gedacht, dass sie fähig sein könnte, so etwas ... Frauen machen doch solche Sachen nicht, oder?»

Jeffrey blieb stumm. Sie wussten beide die Antwort darauf.

Paul fing wieder an: «Sie wurde also suspendiert, solange man die Beschuldigungen prüfte. Babys können natürlich nicht erzählen, was man ihnen angetan hat, aber es gab Gerüchte über physische Spuren. Ich glaubte immer noch nicht, was die Leute sagten, bis es eines Tages an der Tür klopfte. Zwei Polizisten wollten mit mir sprechen.»

«Wo war Ihre Frau?»

«Einkaufen. Ich nehme an, man hatte uns unter Beobachtung, denn die beiden klopfen, als sie kaum zehn Minuten aus dem Haus war.»

Jeffrey bedeutete ihm mit einem Kopfnicken, er möge weiterreden.

«Man hat mir von den physischen Beweisen erzählt», sagte er. «Sie hatten Fotos und ...» Er hörte zu sprechen auf. «Es war sehr drastisch.»

«Sie brauchen mir nicht zu erzählen, was man entdeckt hat», unterbrach Jeffrey, und Paul reagierte höchst erleichtert.

«Sie wollten sich Wendy ansehen, um festzustellen, ob auch sie ...» Er hielt inne. «Ich konnte immer noch nicht hinnehmen, dass Wanda diese Dinge getan haben sollte, geschweige denn, dass sie sich etwa an unserer eigenen Tochter vergangen haben könnte. Wanda versteht sich sehr gut darauf, anderen Menschen vorzugaukeln, sie sei vertrauenswürdig.»

«Ja», stimmte Jeffrey zu, denn das hatte er persönlich erlebt.

«Als Wanda vom Einkaufen zurückkam, konfrontierte ich sie damit, was man mir gesagt hatte. Wir stritten uns. Irgendwie schaffte sie es dann doch, mich zu überzeugen, dass die Polizei sich irrte, dass es in Wahrheit um eine andere Frau im Krankenhaus ging. Eine Krankenschwester,

der ich einige Male begegnet war und die ich, ehrlich gesagt, nicht mochte.»

«Menschen wie Ihre Frau können sehr überzeugend wirken.»

«Ja», sagte Paul. «Eine Woche verstrich, und die Sache blieb in den Schlagzeilen. Die Polizei hat dann tatsächlich gegen diese andere Frau ermittelt.» Ihm kamen die Tränen. «Wir glauben, was wir glauben wollen, nicht wahr?»

Jeffrey nickte.

«Es war ungefähr drei Wochen später, dass die Polizei wieder auftauchte. Diesmal hatten sie einen Durchsuchungsbeschluss.» Paul blickte auf das Foto seines Kindes und legte die Hände links und rechts davon auf den Schreibtisch. «Am Tag zuvor hatten sie mit ihr geredet. Es war ein offizielles Verhör. Ich vermute, sie hatten endlich genug Beweise, um wirklich etwas zu unternehmen.» Er sah Jeffrey an. «Sie kamen sehr früh, gegen sechs Uhr morgens. Ich schlief noch.» Er lachte gequält. «Ich war am Abend zuvor lange wach geblieben, um für eine Prüfung zu lernen. Wie konnte mir so etwas nur wichtig erscheinen...»

«Wir haben alle verschiedene Methoden, unsere Probleme zu bewältigen.»

«Mag ja sein», sagte er, akzeptierte es aber offensichtlich nicht. «Sie waren fort. Wanda hatte Wendy irgendwann mitten in der Nacht mitgenommen. Seither habe ich die beiden weder gesehen noch je wieder von ihnen gehört.»

«Was hat Sie hierher geführt?»

«Ein Freund hat mich angerufen», sagte er. «Er überprüft bei uns die Kreditwürdigkeit, wenn jemand die Plastikverkleidung kaufen will, und ich hatte ihn vor einer Weile gebeten, die Augen nach ihren Sozialversicherungsnummern offen zu halten. Vor einer Woche tauchte dann

Wendys Nummer in einem Antrag auf eine Visa-Karte auf. Die Adresse war ein Postfach in Ihrer Stadt.»

Jeffrey nickte, weil er annahm, dass Dottie Weaver, oder wie zum Teufel sie sonst heißen mochte, wahrscheinlich angenommen hatte, dass es nach dieser langen Zeit ungefährlich sein müsste, die Identität ihrer Tochter zu benutzen. Und sie hätte damit auch Erfolg gehabt, wenn Paul Jennings nicht so wachsam gewesen wäre.

«Haben Sie die Adresse?», fragte Jeffrey, bei dem zum ersten Mal so etwas wie Hoffnung aufkam. Allem Anschein nach brauchte Dottie ja wohl diese Kreditkarte. Und zu dem Zweck würde sie sich wieder melden müssen. Paul Jennings reichte ihm einen Zettel. Jeffrey meinte in der Adresse diejenige der Post drüben in Madison zu erkennen. Er schrieb sie ab und gab den Zettel zurück. Er hoffte, dass sie mit Hilfe dieser Adresse Dottie aufspüren und vielleicht sogar Lacey Patterson finden könnten.

«Ich musste einfach herkommen und mich persönlich überzeugen», sagte Paul und steckte das Stück Papier wieder in die Tasche. «Ob sie hier ist oder nicht.»

Paul wartete jetzt darauf, dass Jeffrey redete, aber der wusste ganz und gar nicht, wie er dem Mann berichten sollte, was mit seiner Tochter geschehen war. Und schlimmer noch, er hatte keine Ahnung, wie er diesem Mann, der so viele Jahre nach seiner Tochter gesucht hatte, eingestehen sollte, dass die Person, die Wendy Jennings getötet hatte, ihm an diesem Schreibtisch gegenüber saß.

«Ist sie hier?», wiederholte Paul, und in seiner Stimme lag so viel Hoffnung, dass es Jeffrey zerriss.

«Ich weiß gar nicht, wie ich es Ihnen sagen soll, Paul, aber Wanda ist verschwunden. Wendy ist tot.»

Jeffrey wusste nicht, welche Reaktion er bei dem anderen Mann erwartet hatte, aber er war doch überrascht, wie Paul Jennings ihn ansah. Für den Bruchteil einer Sekunde schien er erleichtert zu sein, endlich zu wissen, wo seine

Tochter geblieben war, und dann traf ihn die Gewissheit, dass er nach dieser langen Zeit des Suchens nur noch eine tote Tochter gefunden hatte. Sein Gesicht fiel in sich zusammen, und als er zu weinen begann, bedeckte er sein Gesicht mit den Händen.

«Es tut mir sehr Leid», sagte Jeffrey zu ihm.

Pauls Stimme bebte, als er fragte: «Wann?»

«Am vergangenen Sonnabend», antwortete Jeffrey und schilderte Paul dann genau, was geschehen war. Die Verstümmelung erwähnte er allerdings nicht. Während des ausführlichen Berichts schüttelte Paul den Kopf, als könne er es einfach nicht akzeptieren. Als Jeffrey dann auch die eigene Beteiligung an Jennys Tod gestand, blieb dem Vater der Mund offen stehen.

«Ich hatte ...» Jeffrey hielt inne, denn er wollte eigentlich sagen, dass ihm keine andere Wahl geblieben sei. Aber da war er sich nicht mehr so sicher. Vielleicht hätte es doch eine gegeben. Vielleicht hätte Jenny Weaver es gar nicht über sich gebracht, Mark zu erschießen. Vielleicht könnte Jenny Weaver heute noch am Leben sein.

Die beiden Männer blickten einander über Jeffreys Schreibtisch hinweg an. Keiner von ihnen wusste, was er sagen sollte.

«Bei dieser Mutter», sagte Paul schließlich, «hab ich das Schlimmste befürchtet.» Er deutete auf die Bilder. «So ist sie mir im Gedächtnis, Mr. Tolliver, und an mein kleines Mädchen denke ich zurück. Ich will gar nicht wissen, was Wanda ihr angetan hat, und auch nicht an das schreckliche Leben, das sie durchlitten haben muss.» Er schluchzte und rang nach Luft. «Ich denke an mein glückliches kleines Mädchen.»

«Das ist bestimmt das Beste», sagte Jeffrey. Er wurde von der Trauer des Mannes angesteckt, und ihm kamen die Tränen. Als Paul das sah, schien er völlig die Fassung zu verlieren.

«Du lieber Gott», stöhnte er und schlug die Hände vors Gesicht. Sein ganzer Körper wurde von Schluchzern gebeutelt. «Mein armes kleines Mädchen! Mein Baby! Mein Baby!»

«Paul», sagte Jeffrey mit von der eigenen Trauer schwerer Stimme. Er streckte seine Hand über den Tisch hinweg, um den Arm des Mannes zu berühren, aber Paul Jennings nahm Jeffreys Hand. Jeffrey hatte noch nie zuvor die Hand eines Mannes gehalten, und es war ein seltsames Gefühl. Doch wenn es jedoch Paul Jennings half, über seinen Kummer hinwegzukommen, war es das Mindeste, was er dazu beitragen konnte.

Paul drückte Jeffreys Hand fester. «Sie war so ein süßes Mädchen.»

«Ich weiß», sagte Jeffrey und erwiderte den Druck. «Meine Frau Sara hat sie behandelt.» Plötzlich wurde Jeffrey gewahr, dass er sich versprochen hatte. «Meine Exfrau. Sie ist Kinderärztin. Sara.»

Hoffnungsvoll sah Paul auf. «Sie hat Wendy behandelt?»

«Ja», bestätigte Jeffrey. «Sara hat gesagt, sie sei ein sehr gescheites Mädchen gewesen. Sehr intelligent und sehr süß dazu. Sie hatte ein mitfühlendes Herz.»

«War sie gesund?»

Diesmal log Jeffrey ganz bewusst. Es gab keinen Grund, diesem Vater zu eröffnen, was seine Tochter hatte durchmachen müssen. «Ja», sagte er daher, «sie war bei bester Gesundheit.»

Paul ließ Jeffreys Hand los und nahm das Foto seiner Tochter vom Tisch. «Sie war immer so süß, auch schon als Baby. Bei manchen Kindern erkennt man es sofort. Was für ein gutes Herz sie hatte.»

Jeffrey zog sein Taschentuch hervor und putzte sich die Nase. Zu spät merkte er, dass er es Paul hätte anbieten sollen.

«Es tut mir Leid», sagte er.

«Ich mache Ihnen keinen Vorwurf», versicherte Paul. «Ihr gebe ich die Schuld. Wanda gebe ich die Schuld. Sie hat mir mein Kind genommen. Sie hat dem Mädchen diese grässlichen Dinge angetan.» Er räusperte sich und wischte sich mit der Hand über die Nase. «Sie hat all das in Gang gesetzt, weil sie eben so ein Mensch ist.» Er sah Jeffrey ins Gesicht. «Ihnen gebe ich keine Schuld», wiederholte er vehement. «Belasten Sie Ihr Leben nicht mit diesem Schuldgefühl, Mr. Tolliver. Ich habe mich mein ganzes Leben schuldig gefühlt: Was wäre gewesen, wenn ich sie nie geheiratet hätte? Was, wenn ich auf die Gerüchte gehört hatte? Was, wenn ich der Polizei erlaubt hätte, mein Mädchen daraufhin untersuchen zu lassen, ob ihre Mutter ...?» Wieder bedeckte er das Gesicht mit den Händen, und wieder schluchzte er so, dass er am ganzen Körper bebte.

Auch Jeffrey kämpfte um seine Fassung. Er musste an das Foto von Lacey Patterson auf dem Blatt mit der Suchmeldung denken, das in seiner Schreibtischschublade lag. Er musste daran denken, was Jenny durchgemacht hatte und was Mark noch vor sich hatte, wenn er es schaffen sollte, aus dem Koma zu erwachen. Und er musste auch an Sara denken und die Vorwürfe, die sie sich machte, weil diese Kinder sich in ihrer Obhut befunden hatten. Verdammt, sie hatten sich auch in seiner Obhut befunden. Und vielleicht gerade weil sie keine eigenen Kinder hatten, fühlten sich Sara und er für die der ganzen Stadt verantwortlich. Was hatte er da geschehen lassen? Wie viele Kinder hatten leiden müssen, weil er blind für das Böse gewesen war?

«Sie haben Ihre Pflicht getan», sagte Paul, als hätte er Jeffreys Gedanken lesen können. «Sie wollten den Jungen schützen.»

Jeffrey hatte aber dem Mädchen nicht geholfen, das sie als Jenny Weaver kannten. Er hatte weder Mark noch Lacey

Patterson gerettet. Er hatte niemand geschützt außer Dottie Weaver, die hier auf dem Revier gesessen und ihm ihre Lügen aufgetischt hatte.

Paul sagte: «Vieles ist dann herausgekommen, nachdem Wanda die Stadt verlassen hatte.» Er sah auf seine Hände. «Sie war an manchen Wochenenden als Babysitter eingesprungen. Auch diese Kinder wurden missbraucht.»

Jeffrey richtete sich auf. Er wollte nicht, dass sein eigener Schmerz den von Paul Jennings überschattete. Er fragte: «Wurde je ein Haftbefehl ausgestellt?»

«Nein», sagte Paul mit einem sarkastischen Lächeln. «Ein paar Tage später stellten sie einen Haftbefehl für die andere Frau aus, aber auch die hatte bereits die Stadt verlassen.»

Jeffrey sträubten sich die Nackenhaare bei dem Gedanken an Lacey Patterson. «Wie war denn deren Name?»

«Markson», sagte Paul und wischte sich wieder mit dem Handrücken die Nase ab. «Grace Markson.»

SECHZEHN

Lena saß an Grace Pattersons Bett und lauschte auf die monotonen Pieptöne des Herzmonitors neben sich. Am Fenster zum Parkplatz des Krankenhauses war die Jalousie heruntergelassen, aber um diese Zeit war dort sowieso nicht viel zu sehen. Teddy Patterson saß Lena gegenüber auf der anderen Seite des Betts in einem verstellbaren Lehnstuhl. Den Kopf zurückgelehnt, schnarchte er mit offenem Mund, als gäbe es für ihn auf der Welt nicht das geringste Problem. Er hatte Lena höhnisch ins Gesicht gelacht, als sie die Vermutung äußerte, dass Grace mit dem, was mit ihren Kindern passiert war, etwas zu tun haben könnte. Patterson war ein Knastbruder und war von Natur aus misstrauisch gegenüber Cops. Aber da er vermutlich bis zum Hals in dieser Sache steckte, würde er Lena natürlich nicht verraten, wo man seine Tochter festhielt. Teddy hatte Lena aufgefordert zu gehen, aber aus unerfindlichen Gründen hatte Grace verlangt, dass sie bleiben sollte. Er hatte gemurrt, sich aber schließlich damit abgefunden. Seine Frau hatte ihn so unter der Fuchtel, dass er nicht mal aufs Klo gehen würde, ohne vorher ihre Erlaubnis einzuholen. Grace Patterson schien der Mittelpunkt seines Lebens zu sein, und je länger Lena sich mit ihm in einem Raum aufhielt, desto deutlicher wurde ihr, dass ihm seine Kinder völlig egal waren.

Lena sah zur schlafenden Grace Patterson hinüber und fragte sich, wieso diese Frau eine derartige Macht über ihre Familie hatte. Sie hatte sich der künstlichen Beatmung verweigert, trug aber eine Sauerstoffmaske. Rundherum wurde sie von Kissen gestützt, damit sie es möglichst bequem hatte, aber es gab keinen Zweifel daran,

dass diese Frau einen überaus qualvollen Tod starb. In den letzten paar Tagen hatte sich ihr Zustand rapide verschlechtert. Vielleicht hatte der Aufenthalt im Krankenhaus das bewirkt, aber Grace sah schon auf ihrem Sterbebett wie tot aus. Die Haut ihres hohlwangigen Gesichts war fahl geworden. Ihre Augen schimmerten wässrig und trännten unentwegt.

Lena versuchte sich etwas bequemer hinzusetzen. Ihr Hintern fühlte sich an, als sei er mit einem Schlagholz bearbeitet worden, und ihre Hände und Füße schmerzten wie damals. Wie ihr vor einer Stunde klar geworden war, lag es daran, dass sie ständig die Hände zu Fäusten ballte und die Zehen krümmte. Ihr ganzer Körper war verspannt. Allein, weil sie mit den beiden Pattersons in einem Raum war, verkrampfte sich ihr der Magen. Am liebsten wäre sie den beiden an die Gurgel gegangen, um ihnen klar zu machen, dass jede Sekunde, die verging, eine weitere Scheußlichkeit für Lacey bringen konnte.

Teddy wirkte nicht gerade wie ein trauernder Ehemann, soweit Lena es beurteilen konnte. Er hatte ferngesehen, als seine Frau schlief, hatte bei Comedy-Serien gelacht und später einzelne Szenen in einem Actionfilm kommentiert.

«Der wird ihm gleich den Arsch versohlen», sagte Teddy, oder: «Verpass dem Bruder einen gehörigen Denkkzettel!»

Während der Nachrichten war Teddy jedoch eingedöst und schien jetzt tief zu schlafen. Nicht einmal als die Schwester hereingekommen war, um die Werte von Grace zu überprüfen, hatte er sich geregt.

So blieb Lena viel Zeit, Grace Patterson anzusehen und darüber nachzudenken, was in den vergangenen paar Tagen geschehen war. Mark befand sich in einem anderen Krankenhaus als seine Mutter, denn der Krankenwagen hatte ihn in die nächstgelegene Notaufnahme gebracht. Man konnte nicht sagen, wie es mit ihm weitergehen wür-

de, aber keiner seiner Ärzte schien zu glauben, dass er sich von dem Selbstmordversuch wieder erholen würde.

Lena dachte an Mark. Er war doch auch nur wie jeder andere Junge, sehnte sich nach Liebe, wünschte sich die Aufmerksamkeit seiner Mutter und nahm sie sich dann, wie es eben ging. Sie erinnerte sich daran, wie verkorkst sie in dem Alter gewesen war. Auf alles hatte sie extrem emotional reagiert und hatte überall um Zustimmung gebuhlt außer bei Hank. Sie hatte sich darüber definiert, was eine kleine Gruppe von Außenseitern in der Schule von ihr hielt, und ihr Aussehen eingesetzt, um eine Aufmerksamkeit zu erregen, die man im Nachhinein nur ungesund nennen konnte.

Lena war fünfzehn gewesen, als sie zum ersten Mal mit Russ Fleming schlief, und während ihr Körper durchaus reif war für die physische Seite einer Beziehung, war sie seelisch vollkommen unreif gewesen. Russ war bereits zweiundzwanzig, womit Hank ein echt großes Problem hatte, aber Lena glaubte ihn zu lieben, und Russ hatte sie mit allen Tricks eingewickelt. Er war ein launisches Arschloch gewesen, und Lena hatte auf alle seine Stimmungsschwankungen reagiert, versuchte ihn eben noch zu besänftigen und dann im nächsten Moment zu verführen. Ihr Leben wurde zu einem ständigen Auf und Ab, je nachdem, wie Russ sie gerade behandelte. Wenn sie nicht heulend in ihrem Zimmer lag, dann saß sie auf der Veranda, die Hände zwischen die Knie geklemmt, und wartete nervös darauf, dass er endlich auftauchte. Sie war so jung und so dumm gewesen, und hatte das, was Russ ihr gab, einfach nur für Liebe gehalten.

Im Rückblick wusste Lena, dass er einfach nur ein paranoider Kiffer gewesen war, der es obergeil fand, einen Teenager zu bumsen, aber damals war Lena überzeugt gewesen, dass er das Beste war, was ihr je passiert war. Es war erstaunlich, wie dumm Kids sein konnten und wie

sehr sie auf Liebe und Aufmerksamkeit angewiesen waren. Mark musste für seine Mutter ein so leichtes Opfer gewesen sein. Er musste sich wie eine offene Wunde gefühlt haben; überzeugt, dass einzig und allein seine Mutter das heilen konnte. Und jetzt hatte all das, was er überlebt hatte, ihn dazu gebracht, sterben zu wollen. Lena verstand diese Widersprüchlichkeit nur zu gut.

Grace atmete zischend ein und wachte auf. Langsam öffneten sich ihre Augen. Eine Zeit lang blickte sie an die Decke, als bemühte sich ihr Gehirn herauszufinden, wo sie war und was mit ihr geschah. Lena hätte ihr am liebsten ins Gesicht geschrien, dass sie im Sterben lag, aber das schien Grace zu wissen.

Der gestärkte Kissenbezug raschelte, als sie Lena den Kopf zuwandte. Ihr Blick wanderte so weit hinunter, wie es ging, am Blutdruckmessgerät an ihrem Arm vorbei zur Morphiumpumpe neben dem Bett. Lena hatte ebenfalls eine solche Pumpe bedienen dürfen, als sie im Krankenhaus lag. Der Patient konnte die Morphiumgabe auslösen, indem er auf einen Knopf drückte, der mit einer Pumpe verbunden war. Die Maschine erlaubte es dem Patienten nicht, sich umzubringen, indem er den Knopf gedrückt hielt, aber sie vermittelte ihm doch das Gefühl, in gewissem Umfang das Ausmaß seiner Schmerzen kontrollieren zu können.

Ohne dass ihr bewusst wurde, was sie da tat, streckte Lena den Arm aus und nahm den Knopf weg, bevor Grace ihn drücken konnte. Bis jetzt war Lena noch nicht mit Grace allein gewesen. Aber Teddy schien so fest zu schlafen, dass sie sich die Situation zunutze machte.

«Suchen Sie das hier?», flüsterte Lena und hielt das Gerät hoch.

Graces Augen blitzten auf, und ihr Blick schoss hinüber zu Teddy.

«Wollen Sie ihn aufwecken, damit er hören kann, was ich zu sagen habe?», fragte Lena, immer noch mit gedämpfter Stimme. «Ich hab mit Mark gesprochen, Grace. Möchten Sie, dass Teddy erfährt, wie sehr Sie Ihren kleinen Jungen lieben?»

Sie schluckte, aber das war auch alles.

«Sie können doch sprechen», sagte Lena. Noch vor ein paar Stunden hatte sie gehört, wie Grace nach einem Eisbeutel verlangt hatte. «Ich weiß, dass Sie sprechen können.»

Ganz langsam griff Grace nach der Maske, die Nase und Mund bedeckte. Sie schob sie zur Seite und keuchte vor Anstrengung. «Geben ...», sagte sie. «Pumpe ...»

Lena wog den Bedienungsknopf in der Hand. Als sie das Gerät bei sich selbst angewendet hatte, war es ihr viel schwerer vorgekommen.

Sie fragte: «Tut weh, hm?»

Grace nickte mit schmerzverzerrtem Gesicht.

«Wie wär's mit einem Tauschgeschäft», fragte Lena und schwenkte das Gerät wie ein verlockendes Stück Konfekt. Grace besaß die Unverfrorenheit, auch noch zu lächeln, und etwas in ihren Augen schien einzugestehen, dass sie Lena unterschätzt hatte.

«Sagen Sie mir, wo Lacey ist, und Sie können sich meinetwegen mit dem Morphinum in die Hölle schießen.»

Grace lächelte noch immer, aber ihr Blick war jetzt härter. Sie wandte sich von Lena ab, um wieder an die Zimmerdecke zu starren. Lena sah, wie sehr die Hand der Frau zitterte, als sie sich an die Brust fasste. Der Arzt hatte angeordnet, dass stärkere Medikamente auf Abruf bereitstanden. Warum Grace nicht schon früher darum ersucht hatte, blieb ein Rätsel. Sie hatte doch nicht die geringste Chance, ihr Krankenbett lebend zu verlassen.

Lena sagte. «Ich weiß, dass Sie es wollen, Grace. Ich weiß, dass Sie es brauchen.»

Grace wandte sich ihr wieder zu. Sie atmete pfeifend ein und hauchte dann ein angestregtes «Nein».

Lena stand auf. Sie hielt das Gerät in der geballten Faust und sprach weiterhin leise, um Teddy nicht zu wecken. «Ich weiß, dass Sie Mark vergewaltigt haben.»

Das Lächeln wurde breiter. Grace schloss die Augen, und Lena hatte den Eindruck, dass sie in Gedanken einen mit ihrem Sohn geteilten Augenblick heraufbeschwor.

«Erzählen Sie mir von Jenny Weaver», zischte Lena, «was haben Sie ihr angetan?»

«Sie war ...», begann Grace und starrte an die Decke.

Tränen rannen ihr übers Gesicht, aber diese Tränen waren Bestandteil ihres Krankheitszustandes, ein Symptom der körperlichen Schmerzen, unter denen sie litt, und kein Anhaltspunkt dafür, dass sie etwa Kummer empfand.

Die Maske war immer noch zur Seite geschoben, und Grace setzte an, sie wieder zurückzuschieben, stammelte aber noch: «Sie war ... so ... ein ... süßer ...»

Ihre Stimme verlor sich. Lena wartete darauf, dass sie den Satz beendete. Als nichts kam, fragte sie: «Süßer was?»

Ein beinahe engelsgleiches Lächeln glitt hinter der Sauerstoffmaske über ihr Gesicht. «... süßer ... Fick.»

«Du Drecksstück», flüsterte Lena und ergriff das Kissen, das neben Grace lag. Sie streifte die Maske zur Seite und drückte das Kissen auf das Gesicht der Frau. Grace setzte Lena keinen Widerstand entgegen, und die behielt Teddy im Auge, während sie versuchte, seine Frau zu ersticken. Die Beine der Frau zuckten, und Lena hörte auf – zwang sich dazu aufzuhören. Sie nahm das Kissen hoch. Danach rückte sie mit bebenden Händen die Maske zurecht, um sicherzustellen, dass Grace wieder Sauerstoff bekam. Was Minuten zu dauern schien, mochten vielleicht nur Sekunden gewesen sein, aber dann öffnete Grace wieder die Augen. Sie schien verblüfft zu sein, dann aber zornig. Lena wusste, dass es ein Gnadenakt gewesen wäre, sie

umzubringen. Grace Patterson blieben nur noch ein paar Stunden auf dieser Welt. Und die wollte Lena ihr nicht verkürzen.

Grace japste wütend und sah Lena grimmig an. Ihre Lippen bewegten sich, als sie ein Wort flüsterte: «Feige.»

Auch Mark hatte Lena schon so genannt, und vielleicht stimmte es ja, aber bestimmt nicht aus dem Grund, den Grace meinte.

Lena entgegnete: «Nicht so feige, wie ein Kind zu vergewaltigen.»

Grace schüttelte den Kopf, entweder um zu leugnen, dass Mark ein Kind sei, oder um die Beschuldigung der Vergewaltigung abzuwehren.

«Er hat sich umzubringen versucht», sagte Lena ihr.

«Wussten Sie das?»

Aus der Reaktion von Grace konnte sie entnehmen, dass sie es nicht gewusst hatte.

«Hat sich im Wandschrank aufgehängt, gleich nachdem er mir erzählt hat, dass Sie ihn gefickt haben», erläuterte sie.

«Er wollte nicht mit dem weiterleben, was Sie ihm angetan haben.»

Grace richtete den Blick wieder auf die Zimmerdecke. Die Tränen rannen noch immer, doch jetzt wusste Lena nicht mehr, ob sie von den körperlichen Schmerzen rührten oder Trauer ausdrückten.

«Er liegt im Koma. Wird wahrscheinlich auch nicht daraus aufwachen.»

Grace flüsterte etwas, aber Lena konnte sie nicht verstehen. Sie beugte sich hinunter. Mit dem Ohr dicht am Mund der Frau, die Hand auf die Bettkante gestützt. Ohne Vorwarnung packte Grace Lenas Hand. Die Frau war von der Mühe des Sterbens geschwächt, und Lena konnte ihre Hand wegziehen. Doch Grace schaffte es trotzdem noch, mit dem Daumen über die Narbe auf Lenas Hand zu streichen. Es war eine zärtliche Berührung, die etwas

Sexuelles hatte, und Lena entging nicht, welchen Kick Grace darin fand.

«Du perveres Miststück», sagte Lena. Sie rieb sich die Hand, als könne sie das Gefühl, missbraucht worden zu sein, dadurch wegwischen. «Du wirst in der Hölle schmoren.»

Es schien ihre gesamte Energie zu kosten, aber die Mutter sagte flüssig und deutlich: «Da sehen wir uns wieder.»

Lena wich bis an die Wand zurück bei diesem höchst seltsamen Déjà-vu-Erlebnis. Mark und Jenny hatten am Abend, als Jenny starb, fast dasselbe zueinander gesagt.

Lena blieb einen Augenblick still stehen, beobachtete Grace Patterson und schaute prüfend zu Teddy. Er schlief noch immer tief und fest. Sie sah auf ihre Uhr. Noch drei Stunden, bis die Sonne aufging und die Krankenschwester zurückkam, um nach Grace zu sehen. Lena klinkte den Morphiumknopf weit außerhalb von Grace' Reichweite fest. Sie setzte sich auf ihren Stuhl und machte es sich, so gut es ging, bequem, um darauf zu warten, dass Grace Patterson starb.

SIEBZEHN

Jeffrey schwitzte unter seiner schusssicheren Weste. Die Augusthitze, zusammen mit dem Gewicht der Teflonweste, hätte inzwischen auch einen Elefanten in die Knie gezwungen. Jeffrey hatte inzwischen so viel Flüssigkeit verloren, dass sein Gaumen sich anfühlte, als sei er mit Sandpapier aufgeraut worden.

«Klasse Job», sagte Nick und wischte sich mit einem Taschentuch den Nacken.

Jeffrey verkniff sich einen sarkastischen Kommentar und fragte stattdessen: «Wie spät ist es?»

Nick sah auf die Uhr. «Zehn nach», sagte er, «aber bleib ganz cool, Chief. Kriminelle haben ihr eigenes Zeitgefühl.»

«Ja», machte sich Joe Stewart bemerkbar. Er war der von Nick erwischte Täter, der gesungen hatte, und so wie er sich verhielt, hatte ihm Nick wohl die eine oder andere Linie Koks spendiert, damit er bei der Stange blieb. Jedenfalls war er bis in die Haarspitzen unter Strom.

Jeffrey sagte: «Und du weißt wirklich nichts über ein vermisstes Mädchen?»

«Wie alt ist die Kleine?» Joe leckte sich die Lippen. «Ham'se mal 'n Foto von ihr?»

«Setz dich», befahl Nick und trat mit seinen spitzen Cowboystiefeln nach Joes Schienbeinen. Nick war aufs Ganze gegangen, um den Pädophilen zu mimen. Er trug ein frisch gebügelttes schwarzes Hemd und hatte sich in das engste Paar Jeans gezwängt, das Jeffrey je an einem Mann gesehen hatte. Und er hatte sogar seine Goldkette abgelegt und sich extra zu diesem Anlass den Bart gestutzt. Jeffrey konnte sich gut vorstellen, dass Aktionen dieser Art Nicks Lebensinhalt waren. Eigentlich ging das jedem Cop so, den Jeffrey kannte. Ihm selbst ja auch.

«Hab dir doch gesagt, du sollst sitzen bleiben», erinnerte Nick seinen Informanten.

Der ließ sich aufs Bett fallen und kratzte sich an den Armen, während er tonlos vor sich hin maulte. Er war ein dünnes Bürschchen, wahrscheinlich Ende zwanzig. Pickel zierten sein Gesicht. Einige hatte er so aufgekratzt, dass sie bluteten.

Jeffrey sah Nick an. «Musstest du ihn derart auf Touren bringen?»

«Hättest du es lieber, dass er sich vor Angst in die Hosen pisst?», fragte Nick.

«Würde auch keinen großen Unterschied machen», behauptete Jeffrey. Joe roch nämlich fast so schlimm wie das Dreißig-Dollar-Hotelzimmer, in dem sie sich befanden.

Jeffrey fragte: «Bist du sicher, dass die Klimaanlage nicht funktioniert?»

«Wenn wir die anmachen, können wir nicht mehr mithören. Entspann dich, Chief. Es ist ja bald überstanden.»

«Was ist mit Atlanta?», fragte Jeffrey.

Nick warf einen schnellen Blick auf Joe. Das Postfach in Grant, das Dottie für ihre Kreditkarte benutzt hatte, diente nur der Ablenkung. Eine Nachsendeadresse war angegeben worden, sodass alle Post nach Grant automatisch an ein Postfach in Atlanta weitergeleitet wurde. In der Hoffnung, dass Dottie dort auftauchen würde, hatte Jeffrey Nick gebeten, für Überwachung zu sorgen.

«Ist alles geregelt», versicherte Nick. «Sobald ich was weiß, weißt du es auch.»

Jeffreys Handy vibrierte, und er löste es vom Gürtel. Vielleicht hatte Patterson das Treffen abgesagt. «Hallo?»

«Hi», sagte Frank. «Patterson hat seinen Trailer nicht verlassen, seit seine Frau heute Morgen gestorben ist.»

Jeffrey fühlte die Anspannung von sich abfallen. Vielleicht hatte Patterson das Treffen doch abgesagt. «Bist du sicher?»

«Sicher bin ich sicher», sagte Frank empört. «Er ist nicht mal in das andere Krankenhaus gefahren, um seinen Sohn zu besuchen.»

Jeffrey klappte das Handy zu und gab die Nachricht an Nick weiter.

«Könnte sein, dass Dottie hier auftaucht», spekulierte Nick. «Patterson ist nicht dumm. Er weiß genau, dass er überwacht wird.»

Wie aufs Stichwort wurde zweimal an die Tür geklopft und dann nach einer kurzen Pause noch einmal.

Jeffrey schlüpfte ins Bad und ließ die Tür einen kleinen Spalt weit offen. Angeekelt von dem Gestank in dem winzigen Raum verzog er das Gesicht.

Joe sagte: «He, Mann», und die Tür ging quietschend auf. «Wer ist das?», fragte der Mann. Jeffrey gab sich alle Mühe, die Stimme zu erkennen, aber mit Sicherheit gehörte sie nicht Dottie Weaver.

«Freund von mir», sagte Joe. «Mag kleine Mädchen.»

«Kleine, kleine Mädchen», flötete Nick. «Weißt schon, was ich meine, Kumpel?»

«Bringen wir es hinter uns», sagte der Mann unwirsch. «Ich hab den Lieferwagen am Hotel geparkt. Also los.»

Jeffrey wartete darauf, dass sie gegangen waren, bevor er das Bad verließ. Er vergegenwärtigte sich immer wieder die Stimme des Mannes und versuchte, sie einzuordnen, aber die Erleuchtung wollte nicht kommen. Dafür jedoch noch mehr Schweiß, und Jeffrey löste den Gurt an seiner Weste. Er wünschte, er hätte sie gar nicht erst angezogen. Sara hatte ihn darum gebeten, und er hatte es ihr versprochen. Hätte sie in Betracht gezogen, dass er so eventuell einen Hitzschlag bekäme, wäre sie vielleicht nicht so hartnäckig gewesen.

Die Tür war zu schmutzig, um sich anzulehnen, und daher blieb Jeffrey daneben stehen und schwitzte sich den Arsch ab, während er darauf wartete, dass Nick ihm ein Alles-klar-Zeichen gab. Um einen anklagefähigen Fall zu haben, musste eine Lieferung stattfinden, und dazu musste auch nachgewiesen werden, dass der Laster da draußen Magazine geladen hatte.

Damit die Zeit schneller verging, fing Jeffrey an zu zählen. Er war bei fünfundsiebzig, als er Nick rufen hörte: «Hinlegen! Auf den Boden!»

Jeffrey zog die Waffe und stieß die Tür auf. Nick hatte den Verdächtigen bereits gestellt: Ein schlaksig wirkender Mann in schwarzem Anzug lag mit dem Gesicht nach unten auf dem Boden, die Arme über dem Hinterkopf verschränkt.

«Rühr dich ja nicht, du perveres Dreckschwein», herrschte Nick ihn an und tastete ihn nach Waffen ab. «Finde ich was, an dem ich mich schneiden könnte?»

Der Mann murmelte irgendwas, und Nick versetzte ihm einen Fußtritt. «Finde ich was?», wiederholte er.

Diesmal bekam er ein deutliches «Nein» zur Antwort.

Drei weitere Agenten des GBI hatten den Mann im Visier. Daher schob Jeffrey seine Waffe wieder ins Holster.

Nick war durch die geglückte Verhaftung so vom Adrenalin aufgepeitscht, dass er noch immer brüllte, als er Jeffrey fragte: «Ist das dein Mann? Dieser Abschaum?»

Jeffrey konnte am Rücken erkennen, dass es nicht Teddy Patterson war, ganz abgesehen davon, dass Teddy mindestens Superman sein müsste, um so schnell von Grant nach Augusta zu kommen.

«Dreh ihn um», sagte Jeffrey und legte die Hand auf den Knauf seiner Waffe.

Nick packte den Mann an seinen gefesselten Händen und riss ihn so unsanft herum, dass Jeffrey zu hören meinte, wie ihm die Schulter ausgelenkt wurde.

«Aufhören», schrie der Mann. Er warf Nick einen wütenden Blick zu und wollte desgleichen mit Jeffrey tun, als er merkte, wen er vor sich hatte. Alle Farbe wich aus seinem Gesicht, und seine Lippen öffneten sich leicht, so verblüfft war er.

Jeffrey vermutete, dass er selbst nicht weniger schockiert aussah.

Nick fragte: «Kennst du ihn?»

Jeffrey fand seine Stimme nicht. Er musste sich zuerst ein paar Mal räuspern, bevor er Nick sagen konnte: «Er heißt Dave Fine.»

ACHTZEHN

Brock's Funeral Home befand sich in einem der ältesten Gebäude Grants. Der Mann, der damals für die Wartung des Eisenbahndepots verantwortlich gewesen war, hatte dieses viktorianische Schloss einschließlich der zierenden Türmchen erbauen lassen, bevor seine Bosse in Atlanta sich die Frage stellten, woher er eigentlich all das Geld hatte, um sich ein so pompöses Haus zu bauen. John Brock wiederum hatte es bei einer Auktion zu einem lächerlich niedrigen Preis ersteigert und kurz darauf schon im Parterre und im Untergeschoss ein Bestattungsinstitut eröffnet. Familie Brock wohnte im ersten Stock über den Geschäftsräumen, und Dan Brock hatte sich schier endlos von den anderen Kindern hänseln lassen müssen. Das begann, wenn der Schulbus ihn morgens direkt vor dem Haus abholte, und hörte erst auf, wenn er nach einem langen Schultag dort wieder abgesetzt wurde. So hatte Dan schon in jungen Jahren gelernt, sich zur Wehr zu setzen, und gedroht, sie allesamt mit seinen Leichenfingern zu berühren, wenn sie ihn nicht zufrieden ließen. Allesamt, bis auf Sara. Die hatte sich nie der krakeelenden Meute angeschlossen, sondern die Busfahrten eher dazu genutzt, ihre Hausaufgaben zu machen. Gewöhnlich saß er im Bus neben Sara, denn alle anderen Kinder hatten Angst, von ihm Filzläuse zu bekommen.

Das Parterre des Beerdigungsinstituts war mit schweren Samtvorhängen und einem dicken grünen Teppich ausgestattet. Kronleuchter, die vom Anfang des letzten Jahrhunderts stammten, hingen an den gegenüberliegenden Seiten des Vestibüls. Lange Bänke standen an der Wand, hier und da unterbrochen von kleinen Tischen mit Kleenex-

Schachteln und Tablett mit Wasserkrügen und sauberen Gläsern. Zwei große Abschiedsräume befanden sich vorn in der Empfangshalle, und ein kleinerer lag hinten gegenüber dem Ausstellungsraum für Särge. Die ursprüngliche Küche des Hauses fungierte als Büro. Sara stand vor der schweren Eichentür dieses Büros und klopfte zweimal. Als niemand antwortete, öffnete sie die Tür und schaute hinein. Audra Brock, Dans Mutter, war eingeschlafen, den Kopf auf dem Schreibtisch. Sara horchte stumm auf die leisen Schnarchgeräusche der alten Dame. Ein nur halb geleerter Teller mit Grillfleisch stand neben ihr, und daraus schloss Sara, dass sie ihr Mittagsschläfchen machte.

Sara hatte viele Leichenschauen bei Brock's mitgemacht, und sie kannte sich gut genug in dem Haus aus, um ins Kellergeschoss zu gelangen, wo sich der Balsamierungsraum befand. Sie hielt sich auf der schmalen Treppe am Geländer fest und stieg ganz vorsichtig die bloßen Holzstufen hinab. Sara war auf diesen Stufen einmal ausgerutscht, und noch drei Wochen danach hatte ihr das Steißbein wehgetan.

Am Fuß der Treppe wandte sie sich nach links, ging am Sarglager vorbei und gelangte in den großen offenen Raum, der als Balsamierungsbereich diente. Man hatte eine Pumpe angestellt, und Sara spürte, wie deren Vibrieren die Wände erschütterte. Dan Brock saß beim Leichnam von Grace Patterson und las in einer Zeitung, während die Balsamierungsmaschine das Blut herauspumpte und durch eine chemische Lösung ersetzte.

«Dan», sagte Sara, um sich bemerkbar zu machen.

Vor Schreck ließ Brock die Zeitung fallen. «Großer Gott», lachte er. «Ich dachte schon, sie hätte gesprochen.»

«Das Gefühl kenn ich», sagte sie, denn obwohl sie schon fast zwölf Jahre für das County arbeitete, sah sie immer

wieder Gespenster, wenn sie spätnachts allein im Leichenschauhaus war.

Er stand auf und reichte ihr die Hand. «Welcher Angelegenheit habe ich dies seltene Vergnügen zu verdanken, Dr. Linton?»

Sara umfasste seine Hand mit beiden Händen. «Ich habe eine recht seltsame Bitte», begann sie. «Und du darfst mich rausschmeißen, weil ich es wage, damit zu kommen.»

Er neigte den Kopf und sah sie verwundert an. «Ich wüsste nicht, mit welcher Bitte du mich dazu bringen könntest, Sara.»

«Na ja», sagte sie und hielt immer noch seine Hand umschlossen. «Lass mich dich bitten, und dann kannst du entscheiden.»

In der Klinik ging es geschäftig zu, als Sara die Hintertür öffnete. Sie eilte zur Schwesternstation, und ohne auch nur «Hallo» zu sagen, fragte sie Nelly: «Hat Jeffrey angerufen?»

Nelly lächelte gequält. «Und wie war Ihre Mittagspause, Dr. Linton?»

«Die musste ich aufschieben», antwortete sie, sagte aber nicht, warum. Nelly hatte des Öfteren deutlich gemacht, nicht sonderlich begeistert darüber zu sein, dass Sara auch im Leichenschauhaus arbeitete.

Sara fragte: «Hat er denn nun angerufen?»

Nelly schüttelte den Kopf. «Ich hab jedoch was über Dottie Weaver erfahren.»

Sara zog eine Augenbraue hoch. «Und was genau?»

Nelly senkte die Stimme. «Deanie Phillips wohnt gleich nebenan von ihr», raunte sie. «Sie hörte gestern einen lauten Krach und ging rüber, um nachzusehen, was los war.»

«Und was war los?»

«Nun», sagte Nelly und stützte die Ellbogen auf den Tresen. «Deanie sagt, sie hat gehört, wie ein paar Cops davon sprachen, dass Dottie irgendwie was mit dem Verschwinden von Lacey Patterson zu tun hat.»

Sara unterdrückte ein Stöhnen. Obwohl sie doch fast ihr ganzes Leben in Grant verbracht hatte, war sie immer noch verblüfft, wie schnell sich Gerüchte in der Stadt verbreiteten. «Glauben Sie nur nicht alles, was Sie hören», ermahnte sie Nelly. Es war nicht auszudenken, was in der Stadt los sein dürfte, wenn man herausfand, dass Dottie Weaver in Wahrheit Wanda Jennings war. Sara selbst fiel es sehr schwer, für sich zu behalten, dass ihre Untersuchung im Bestattungsinstitut Hinweise darauf ergeben hatte, dass Grace Patterson kürzlich ein Kind zur Welt gebracht hatte.

«Ja, Ma'am», sagte Nelly, ein ironisches Lächeln auf den Lippen. Sie vermochte Sara fast so leicht zu durchschauen wie Cathy Linton.

«Hat während meiner Abwesenheit jemand angerufen?»

«Drei Quengler brauchen Sie», sagte Nelly und gab ihr die Notizzettel.

Sara überflog sie und fragte dann: «Wann ist mein nächster Termin?»

«Die Jordans in ungefähr fünf Minuten», sagte Nelly. «Sie sind für ein Uhr dreißig bestellt, aber Sie wissen ja, dass Gillian sich immer verspätet.»

Sara warf einen Blick auf ihre Uhr. Sie fragte sich, warum Jeffrey wohl noch nicht angerufen hatte. Es konnte doch nicht länger als eine Stunde dauern, Teddy Patterson zu vernehmen, zumal es eigentlich Nicks Fall war. Ganz kurz erwog sie, Jeffrey anzurufen, überlegte es sich aber doch anders. Er wäre höchstwahrscheinlich nicht gerade begeistert, dass sie hinter ihm hertelefonierte, auch wenn sie guten Grund dazu hatte.

«Ich hol mir schnell 'ne Coke», sagte sie zu Nelly. «Bin gleich wieder da.»

Auf dem Weg durch den Korridor sah sie nochmals auf die Uhr, und nach etwas Kopfrechnen kam sie zu dem Schluss, dass Jeffrey nicht länger als eine Stunde brauchen dürfte, um nach Grant zurückzukommen.

Sie ging in den Untersuchungsraum und schaltete das Licht ein. Die letzten zehn Jahre hatte man diesen Raum als Lager benutzt, und so sah er auch aus. Regalreihen füllten ihn der Länge nach wie Bücherregale in einer Bibliothek. An kaum die Hälfte aller Dinge, die hier lagerten, konnte Sara sich überhaupt erinnern.

Sie öffnete den Kühlschrank und stieß einen Fluch aus, als sie sah, dass sämtliche Cola Light verschwunden waren.

«Elliott», murmelte sie, denn er war es, der immer wieder Sachen aus dem Kühlschrank stibitzte. Sie öffnete auch das Tiefkühlfach und war nicht gerade überrascht, dass ihre Schokoriegel und ein paar Tiefkühlmahlzeiten ebenfalls verschwunden waren. Nun, nicht ganz verschwunden: Einfühlsam, wie er nun mal war, hatte Elliott die leeren Schachteln und die Hüllen der Schokoriegel im Tiefkühlfach zurückgelassen.

«Ich bring ihn um», schimpfte sie und knallte die Tür zu.

Sara ging den Korridor zurück und spürte, wie der gesamte Zorn, der sich in der letzten Woche angesammelt hatte, hochkochte. Sie zwang sich aber, vor ihrer Bürotür stehen zu bleiben, denn sie fand es nicht fair, alles an Elliott auszulassen, auch wenn er ein schäbiger Schokoladen-Dieb war.

«Ich brauche noch einen Moment», sagte sie und hielt mit erhobener Hand Nelly, die mit einem Arm voll Krankenakten auftauchte, auf Distanz.

Sara betrat ihr Büro und schob die Tür hinter sich zu. Sie sah sich in dem kleinen Raum um, betrachtete die Bilder an der Wand eins nach dem anderen, bis sie das von Lacey

Patterson gefunden hatte. Das Foto war vor ein paar Jahren gemacht worden, und so kurz hatte sie das Haar des Mädchens gar nicht in Erinnerung. Verglichen mit dem Schulfoto auf der Suchmeldung hätte Lacey ein ganz anderes Mädchen sein können. So war es eben mit Jugendlichen in diesem Alter, man konnte absolut nicht sagen, wie sie in ein, zwei Jahren aussehen würden. Sie hätte an Gewicht zunehmen oder verlieren, ihr Haar hätte dunkler oder heller, ihre Wangenknochen hätten ausgeprägter werden können, ihr Kinn sanfter geschwungen. Dottie Weaver, oder wer immer sie war, hatte einen großen Vorteil auf ihrer Seite: Lacey würde erwachsener werden. Nach einem bestimmten Zeitraum würde sich das natürlich nachteilig für jemanden auswirken, der Kinder auf diese perverse Weise ausbeutete. Was würde aus Lacey werden, wenn sie dafür zu alt war? Würde sie wie ihre Mutter enden und andere Kinder missbrauchen? Würde sie einen Weg finden, sich aus Dotties Klauen zu befreien?

«Dr. Linton?» Nelly klopfte an die Tür. «Der Chief ist auf Leitung vier.»

Sara beugte sich über ihren Schreibtisch und schnappte sich den Hörer. «Jeff?», fragte sie und merkte sehr wohl, wie viel Hoffnung in ihrer Stimme mitschwang.

«Wir haben sie nicht», sagte er niedergeschlagen.

Sara gab sich alle Mühe, ihre Enttäuschung zu verbergen. Je mehr Zeit verstrich, desto unwahrscheinlicher wurde es, das Mädchen noch zu finden. «Ich bin froh, dass es dir gut geht», sagte sie. «Hat Teddy sich nicht zur Wehr gesetzt?» «Es war nicht Teddy», antwortete er und sagte ihr dann, wen sie festgenommen hatten.

Sara war ganz sicher, sich verhöhrt zu haben. «Der Prediger?»

«Ich ruf dich später wieder an, ja?»

Sara sah sich in ihrem Büro um. Sie entdeckte Fotos von Dave Fines beiden Kindern links von Laceys Foto und ließ

ihren Blick über die anderen Fotos schweifen: Mädchen, die im Kirchenchor gewesen waren, bei dem Dave ausgeholfen hatte, oder die im Softballteam von ihm trainiert worden waren. Niemand konnte sagen, wie viele Kinder Dave Fine anvertraut worden waren und bei wie vielen er dieses Vertrauen missbraucht hatte.

NEUNZEHN

Dave Fine hatte um eine Bibel gebeten, und der Pastor legte jetzt seine rechte Hand oben auf das Buch, während er Nick Shelton ausdruckslos ins Gesicht sah. Er wirkte so, als könne er sich absolut nicht vorstellen, warum er an diesem Ort war.

«Ich liebe Kinder», sagte Fine. «Ich habe Kinder schon immer geliebt.»

Nick lehnte sich auf seinem Stuhl zurück, balancierte auf den beiden hinteren Beinen. «Und ob Sie das tun, Pastor.» Jeffrey sagte nichts, denn Dave Fine gehörte Nick. Es juckte ihn in den Fäusten, diesen Kerl windelweich zu prüfen. Außerdem rumorte es in seinem Hinterkopf, dass irgendwo Dottie noch immer ihr Unwesen trieb und mit Lacey Patterson Gott weiß was anstellte. Und dass das perverse Schwein, das ihm am Tisch gegenüber saß, einer der Leute war, die ihr geholfen hatten zu entkommen.

«Also», sagte Nick und breitete erwartungsvoll die Arme aus. «Erzählen Sie uns Ihre Geschichte.»

Fine starrte auf die Bibel, als könne sie ihm in diesem Moment Kraft geben. Seine Hände schwitzten, und Jeffrey erkannte auf dem schwarzen Einband noch dunklere Flecken.

«Ich habe seit fast fünfzehn Jahren für die Kirche gearbeitet», sagte Fine. «Ich bin in Grant aufgewachsen. Ich wurde in eben jenem Gotteshaus getauft.»

Nick kippelte mit dem Stuhl, ließ Fine aber Zeit.

«Dort sind meine Frau und ich getraut worden», fuhr er fort. «Ich habe dort meine beiden kleinen Jungen getauft.»

Schweigen erfüllte den Raum, und Jeffrey betrachtete Dave Fine. Der war die Verkörperung dessen, was gern «Säule der Gesellschaft» genannt wurde. Fine betreute freiwillig Senioren und teilte jedes Wochenende Essen an

ältere Mitbürger aus. Seine Kinder spielten Softball in der Miniliga, und Fine trainierte die Mädchenmannschaft.

Jeffrey lockerte seinen Hemdkragen und dachte dabei an all die jungen Mädchen, mit denen Fine tagtäglich in Kontakt kam. Unwillkürlich ballte er wieder die Fäuste.

«Ich habe niemals eine von ihnen angefasst», sagte Fine, als habe er Jeffreys Gedanken gelesen. «Ich weiß, dass es falsch ist. Das weiß ich.» Mit dem Daumen strich er über den Rücken der Bibel. «Ich habe um Kraft gebetet, und Gott hat sie mir geschenkt.»

Nick verschränkte die Arme, und Jeffrey spürte, dass ihm die Situation zusetzte. Nick war nicht besonders religiös, aber Jeffrey wusste, dass er jeden Sonntag in die Kirche ging. Einer der goldenen Anhänger an der Kette um seinen Hals war ein Kreuz mit einem Diamanten in der Mitte.

«Ich habe meine Kinder niemals angerührt», beharrte Fine. «Ich hab meinen Jungs nie wehgetan.»

Nick sagte: «Sie werden verstehen, dass wir Ihnen das nicht so ohne weiteres glauben können.»

Fine schien schockiert darüber, dass es jemanden gab, der ihm nicht vertraute. «Ich würde meinen Söhnen nichts tun», sagte er. «Niemals.»

«Wir wissen, dass Sie nicht auf kleine Jungs stehen», erklärte ihm Nick. «Aber Sie müssen akzeptieren, Pastor, es ist unsere Pflicht, das zu überprüfen.»

Fine starrte auf die Bibel. «Ich hätte niemals meine Gefühle in die Tat umgesetzt, wenn sie sich mir nicht genähert hätte.»

«Dottie Weaver?», fragte Nick.

«Jenny war ein so liebes Kind. Sie trug das Licht in sich. Ein wahres Licht, das ihr von Gott gegeben war.» Fines Lippen formten sich zu einem Lächeln. «Sie sang wie ein Engel. Ja, das tat sie wirklich. Man konnte Gott aus ihrer Stimme hören.»

«Ja», sagte Nick, «ich wette, das konnten Sie.»

Fine schickte ihm einen strengen Blick zu, als verdiene er ein wenig mehr Respekt. Dem Mann schien nicht klar zu sein, dass er sich auf einem Polizeirevier befand und vielleicht schon sehr bald für viele Jahre hinter Gittern verschwinden würde.

Jeffrey sagte: «Wie ist Dottie an Sie herangetreten?»

Fine schien erleichtert zu sein, dass Jeffrey übernahm. «Sie ist nicht an mich herangetreten, sie hat mich gelockt. Adam hatte nie daran gedacht, von der verbotenen Frucht zu essen, bis Eva ihn dazu verführte.»

Nick sagte: «Ich kann mir vorstellen, dass Adams Schlange auch was damit zu tun hatte.»

Fine runzelte die Stirn. «So war es nicht. Für mich hatte es nichts mit Sex zu tun.»

«Aber Sie hatten doch Sex mit ihr», sagte Nick.

Fine biss sich auf die Lippe. «Anfangs nicht», sagte er. «Ich wollte nur etwas Zeit mit ihr verbringen.» Er hielt inne und atmete tief durch. «Dottie erlaubte mir, sie mit ins Kino zu nehmen, und manchmal fuhren wir auch nach Macon, um ihr was zum Anziehen zu kaufen.» Er sah zu Jeffrey und Nick auf, da er anscheinend deren Zustimmung brauchte. «Ihr Vater hatte sie verlassen», erzählte er den beiden. «Ich habe nur versucht, seinen Platz auszufüllen, ihr das Gefühl zu geben, dass sie geliebt und gebraucht wurde.»

Nick blieb stumm, aber Jeffrey sah, wie sich die Muskeln in seinen Armen anspannten. «Ich wollte sie einfach nur umsorgen, ihr eine Orientierung geben.»

«Ist Ihnen das gelungen?», fragte Nick, ohne sich die geringste Mühe zu geben, seinen Abscheu zu verbergen.

«Ich weiß, was Sie denken, aber so war es nicht, so war es ganz und gar nicht.»

Jeffrey, der versuchte, ruhig zu bleiben, sagte: «Wie ist es denn?»

«Es ist ...» – Fine breitete die Arme aus – «es geht um Liebe. Es geht darum, Kindern zuzuhören und zu versuchen, ihre Wünsche und ihre Bedürfnisse zu verstehen.»

«Wollte sie Sex von Ihnen?»

Fine ließ die Arme sinken. «Ich hätte sie niemals so berührt. Ich war zufrieden damit, in ihrer Gesellschaft zu sein.»

Jeffrey fragte: «Was hat die Veränderung ausgelöst?»

«Dottie.» Er spuckte den Namen aus, als sei er Gift. «Ich hatte immer daran gedacht, immer. Nicht mit Jenny, aber mit anderen Mädchen. Mit Mädchen, die ich in der Stadt sah.» Er blinzelte mehrmals, und Jeffrey konnte nur staunen, wie schnell diese Männer aus Selbstmitleid weinten. Aber für die Kinder, denen sie Leid zufügten, schienen sie keine Träne übrig zu haben.

Fine sagte: «Aber mir reichten immer meine Phantasien. Das hat mir gereicht.» Seine Stimme hob sich. «Ich bin ein glücklich verheirateter Mann», verkündete er ihnen. «Ich liebe meine Frau und meine Söhne.»

«Klar tun Sie das», sagte Nick sarkastisch.

Fine schüttelte den Kopf. «Sie verstehen einfach nicht.»

Jeffrey beugte sich über den Tisch. «Erklären Sie es mir, Dave. Ich möchte es verstehen.»

«Sie war so ein kluges Mädchen und so redegewandt.» Er nahm die Bibel zur Hand. «Sie las das Buch der Bücher mit mir. Wir beteten zusammen. Wir verstanden einander.»

Jeffrey blickte auf die Bibel. Als er Dave Fines Hand dort liegen sah und sich anhören musste, wie Jenny Weaver durch Gebete verführt worden war, empfand er das als die schlimmste Form von Blasphemie.

Nick sagte: «Also schön, Sie beteten also mit ihr. Wieso hat sich das geändert?»

Fine legte die Bibel wieder auf den Tisch. «Dottie hat es verändert», sagte er. «Sie rief mich mitten in der Nacht an.»

«Wann war das?»

«Um Thanksgiving herum», sagte er. «Jetzt, letztes Thanksgiving.»

«Und?»

«Ich fuhr zu ihr, denn sie sagte, Jenny ginge es nicht gut. Sie sei irgendwie durcheinander und müsse dringend mit mir sprechen.» Wieder traten ihm die Tränen in die Augen. «Ich war doch ihr Freund. Ich durfte doch einen Hilferuf nicht ignorieren.»

Jeffrey forderte ihn mit einem Kopfnicken auf weiterzureden. Gleichzeitig hatte er arge Mühe, die Erinnerung daran zu verdrängen, wie Sara ihm auf Jenny Weavers Röntgenaufnahme den Knochenbruch im Unterleib gezeigt hatte. Das Mädchen war brutal vergewaltigt worden. Und Dave Fine könnte der Mann gewesen sein, der das getan hatte.

Dave räusperte sich. «Ich war zuvor noch nie in dem Haus gewesen. Jenny hatte immer draußen gewartet.» Mit dem Handrücken wischte er sich über die Augen. «Als ich dort ankam, führte mich Dottie gleich nach oben. Nach oben in Jennys Zimmer.»

Fine verstummte, und weder Jeffrey noch Nick gaben ihm ein Zeichen weiterzuerzählen. Nach einer Ewigkeit nahm er den Faden wieder auf.

«Wir machten Sachen», sagte er, ganz leise. «Ich schäme mich zu sagen, dass wir Sachen machten.»

«Sie machten Sachen», sagte Jeffrey, dem es auf genau diesen Unterschied ankam.

«Ja», gab Fine zu. «Ich machte Sachen.»

«Fanden die Handlungen nur in Jennys Zimmer statt?», fragte Jeffrey, der meinte, darin vielleicht eine Erklärung dafür zu finden, dass Dottie Jennys Zimmer nicht auch

ausgeräumt hatte. Die einzigen Spuren, die man so im ganzen Haus fände, würden Dave Fine belasten.

«Ja.» Er schluckte schwer. «Nur in ihrem Zimmer.»

Die Männer schwiegen, während Fine seine Gedanken zu ordnen schien. Er verstand es ausgezeichnet, sich als hilfloses Opfer darzustellen. Ein dreizehnjähriges Mädchen mochte vielleicht auf ihn reinfallen, aber je mehr Ausflüchte und Entschuldigungen er für seine Handlungen auftischte, desto intensiver wurde Jeffreys Verlangen, den Mann umzubringen.

Schließlich sagte Fine: «Dottie hat Fotos gemacht. Aber das habe ich erst später erfahren.» Er lachte traurig. «Sie brachte sie nämlich am nächsten Tag in die Kirche mit und drohte damit, mich bloßzustellen, wenn ich nicht tat, was sie verlangte.»

«Was verlangte sie von Ihnen?»

«Die Lieferungen der Magazine auszuführen», sagte er. «Ich nahm dafür den Lieferwagen der Kirche.» Er schlug die Hand vors Gesicht. «Gott möge mir vergeben, dass ich den Lieferwagen der Kirche missbraucht habe.»

Jeffrey verschränkte die Arme und musste sich zwingen, ganz ruhig zu bleiben. Nick Shelton schien vor Wut zu kochen. Wie dieser kranke Arsch vor Selbstmitleid weinen konnte, war ihm unerklärlich. Dave hatte mehr Mitgefühl für sich als für das Kind, das er vergewaltigt hatte.

Jeffrey fragte: «Wo ist Dottie jetzt?»

«Ich hab keine Ahnung», sagte Fine. Zur Unterstreichung klopfte er mit der flachen Hand auf die Bibel. «Das ist die Wahrheit vor Gott.»

«Wann haben Sie sie zuletzt gesehen?», fragte Jeffrey, der genau wusste, dass er der Antwort nicht trauen konnte.

«Montag. Mark war im Haus. Sie haben alles ausgeräumt. Sie haben die Wände gestrichen und die Druckerpresse weggeschafft.»

«Und wohin?»

«Auch das weiß ich nicht», antwortete er, und diesmal schien er die Wahrheit zu sagen. «Sie haben sie auf einen Laster geladen, auf einen ganz normalen Laster ohne irgendeine Beschriftung.»

«Und dann?»

«Sie hat gesagt, ich müsste trotzdem noch diese letzte Lieferung machen, oder sie würde die Bilder ans Polizeirevier schicken.»

«Was ist mit Lacey Patterson?»

Jeffrey war nicht sicher, ob sich in Fines Augen eine Reaktion spiegelte oder nicht. Jedenfalls sagte der Mann: «Ich habe keine Ahnung. Dottie würde mir niemals so etwas sagen. Ich habe das, was sie von mir verlangte, nur getan, um meine Familie zu schützen. Und unser Leben.»

Jeffrey fragte: «Wann haben Sie die Magazine übernommen?»

«Am Abend», antwortete er. «Ich hab sie über Nacht im Keller der Kirche aufbewahrt.»

«Sie wussten also bereits von dem Treffen in Augusta?»

«Nein.» Vehement schüttelte er den Kopf. «Sie hat mich gestern Abend angerufen. Es hörte sich so an, als spräche sie von einem Handy.»

«Sie sagten, Sie hätten sie Montag das letzte Mal gesehen», erinnerte ihn Jeffrey.

«Das war auch das letzte Mal», entgegnete Fine. «Sie fragten doch, wann ich sie das letzte Mal gesehen hätte.»

Jeffrey ging darauf nicht ein. «Was hat sie gesagt?»

«Sie hat mir das Hotel genannt, wann ich Joe treffen sollte und welches Codewort für die nächste Übernahme galt.» Fine hielt inne. «Und sie sagte, sie sei noch immer hier und hätte mich immer im Auge.»

«Glauben Sie das?», fragte Nick. «Meinen Sie, dass die Frau noch immer in der Stadt ist?»

Fine sagte achselzuckend: «Sie ist zu allem fähig.»

«Zum Beispiel zu was?», fragte Jeffrey. Als Fine nicht antwortete, fragte er: «Was, denken Sie, wird die Frau Lacey Patterson antun?»

Fine blickte zur Seite. «Ich weiß nicht, was sie macht. Ich hatte doch nur mit Jenny zu tun.»

Jeffrey sah ihn durchdringend an, versuchte ihn zu durchschauen. Fine konnte sich so gut rechtfertigen, dass er wahrscheinlich jeden Lügendetektortest bestanden hätte. Jeffrey bezweifelte, dass der Mann das, was er Jenny Weaver angetan hatte, für falsch hielt.

Fine redete wieder: «Ich weiß, dass Dottie Geld braucht. Sie hat mir gesagt, dass sie bis zur nächsten Auszahlung warten musste.» Er wurde lauter, da er sich zu verteidigen suchte. «Ich wurde erpresst. Ich hatte doch keine Chance.»

Jeffrey spürte, wie sich ihm die Nackenhaare sträubten, als er an das Postfach in Atlanta dachte. Die Weaver konnte nicht erfahren haben, dass sie von dem Postfach wussten. Sie musste es für sicher halten. Sie hätten also vielleicht eine Chance, die Frau zu ergreifen, bevor sie noch ein weiteres Kind vergewaltigte oder Lacey Patterson verschacherte.

«Also», sagte Nick, «Sie haben also heute Morgen die Magazine in den Lieferwagen der Kirche gepackt und sind rüber nach Augusta gegendelt?»

«Mir war gar nicht wohl bei der Sache», sagte er und zupfte an Bibelseiten. «Vielleicht wollte ich gefasst werden. Ich konnte es nicht mehr ertragen, dieses Damoklesschwert über mir.»

Jeffrey sagte: «Mark ging es wohl ebenso.»

Fine schnaubte verächtlich. «Mark», sagte er, als spräche er vom Teufel persönlich.

Nick tauschte einen Blick mit Jeffrey aus.

«Wissen Sie, warum Jenny ihn erschießen wollte?», fragte Fine. Er verzog das Gesicht. «Er war auf dem Weg, dasselbe zu machen wie die Frauen.»

«Was zu machen?»

«Er hat es genossen», versicherte ihnen Fine. «Mark empfand nicht die geringsten Skrupel bei dem, was er tat.»

«Im Gegensatz zu Ihnen?», fragte Nick aggressiv. Fine ging darauf nicht ein.

«Sie wollen uns erzählen, dass es Mark Spaß machte, für die Fotos zu posieren?», fragte Jeffrey und hatte Marks gequälte Miene auf den Magazinfotos vor Augen. So sah kein Junge aus, der es genoss.

«Es war nicht nur so, dass es ihm gefiel. Er wollte es unbedingt tun.» Zur Unterstreichung tippte Fine auf die Tischplatte. «Wenn Sie mich fragen, war es nur eine Frage der Zeit, bis er sich an seine Schwester ranmachen würde. Und Jenny wusste das. So grausam wie diese Familie zu ihr war, wusste sie sehr wohl, was aus Mark geworden war. Sie wusste genau, dass er sie schließlich missbrauchen würde.» Er schniefte, als müsse er Tränen unterdrücken. «Jenny versuchte doch nur, Lacey vor diesem Unhold zu beschützen.»

«Haben Sie Beweise dafür?», wollte Jeffrey wissen.

«Grace hatte ihn in ihre Machenschaften verwickelt, seit er sechs Jahre alt war», erklärte Fine ihnen. «Es war wirklich nur eine Frage der Zeit. Jenny wusste das.»

«Sie können überhaupt nicht wissen, was Mark irgendwann einmal tun würde», sagte Jeffrey. «Wenn jedes Kind, das von einem Perversen, wie Sie es sind, vergewaltigt wurde, selbst zum Kinderschänder würde —»

Fine unterbrach ihn. «Sie kennen Mark nicht besonders gut, Chief Tolliver. Glauben Sie mir ruhig, er hätte irgendwann Kindern sehr wehgetan, genau wie seine Mutter.» Er schüttelte den Kopf und sagte verächtlich: «Er hat ja bei der Meisterin gelernt.»

«Er war doch selbst noch ein Kind», wandte Jeffrey ein.

Fine hob einen Finger, als habe er Entscheidendes zu sagen. «Er war schon ein erwachsener Mann. Er hätte aufhören können.»

«Genau wie Sie», fuhr Nick ihn an.

Diese Bemerkung traf Fine, und das zeigte er, indem er auf die Bibel sah und dabei die Lippen schmolgend aufwarf, als sei er zu Unrecht beschuldigt worden.

Im Raum wurde es ganz still.

Jeffrey fragte: «Haben Sie Jenny von ihrer Theorie erzählt? Wollte sie ihn deswegen erschießen?»

Fine starrte auf seine Bibel.

Jeffrey interpretierte sein Schweigen als Bestätigung.

«Was mussten Sie sonst noch für Dottie tun?»

«Nur die Lieferungen.»

«Nein, davor.»

«Sie zwang mich hinzukommen, wenn sie fotografierte», sagte er. «Ich wollte natürlich nicht, aber sie hatte ja mein Leben in ihren Händen.» Wohl um es deutlich zu machen, streckte er die Hände aus. «Wenn diese Bilder je an die Öffentlichkeit gelangt wären», sagte er, «hätte mich das ruiniert. Meine Frau, meine Kinder ...»

«Sie haben noch bei anderen Fotos mitgemacht?», fragte Jeffrey, der nicht begriff, dass jemand so dumm sein konnte. Aber vielleicht hatte es ihm Spaß gemacht.

Fine nickte. «Ich wollte ja nicht. Sie ...» — er suchte nach dem passenden Wort — «sie liebte es, Menschen zu erniedrigen. Das gab ihr etwas.»

«Und Sie, wurden Sie auch von ihr erniedrigt?»

«Sie wusste genau, dass ich keine Jungs mochte, und trotzdem ließ sie mich Dinge mit ihnen tun.»

«Dinge mit Mark Patterson?»

Er nickte kleinlaut, und zum ersten Mal zeigte er etwas wie Scham. «Aber was Jenny und ich hatten, war ... besonders. Ich weiß, dass Sie es nicht verstehen, aber es war etwas zwischen uns. Etwas, das uns verband.» Er

legte die Hände vors Gesicht. «Sie war meine Erste. Ich habe sie so sehr geliebt.»

Jeffrey schnitt ihm das Wort ab. «Noch eine Bemerkung dieser Art, Dave, und ich schwöre bei Gott, ich werde die Scheiße aus ihnen rausprügeln.»

Fine blickte auf und schien gekränkt zu sein, dass man ihn nicht verstand.

Jeffrey sagte: «Warum haben Sie aufgehört? Mit Jenny, meine ich. Was hat den sexuellen Kontakt beendet?»

«Sie hat mich abgewiesen», gestand er mit Tränen in den Augen. «Sie sagte, dass sie nichts mehr mit mir zu tun haben wollte.» Er schniefte laut. «Nach den Bildern ... Ich weiß nicht. Es war, als wollte Dottie Jenny etwas beweisen, als ich an dem Abend aufgetaucht bin.»

«Sie wollte wohl beweisen, dass ihr alle gleich seid», vermutete Jeffrey. Eine Frau wie Dottie Weaver würde genau das tun.

«Das ist nicht wahr», beharrte Fine. «Ich habe Jenny geliebt. Ich hatte tiefe Gefühle für sie.»

«Und deswegen wollten Sie das Mädchen nach der Kirchenfreizeit auch besuchen?»

«Sie sah krank aus», sagte Fine. «Ich wusste nicht, was ihr fehlte, und Dottie ließ mich nicht in ihre Nähe. Ich habe mich sogar noch öfter fotografieren lassen, nur um in das Haus zu gelangen, nur um mich zu vergewissern, dass es Jenny gut ging. Aber Grace behielt sie im Trailer, wenn ich dort war.»

Jeffrey biss die Zähne zusammen, denn er wusste nur zu gut, dass Fine zu Dottie gegangen war, um noch weitere Kinder zu missbrauchen. Dass er tatsächlich überzeugt davon war, Jenny Weaver zu lieben, machte doch nur deutlich, dass er ernsthaft krank im Kopf sein musste.

Nick fragte: «Was ist mit Grace Patterson? Wie weit steckt sie da mit drin?»

Als dieser Name fiel, verfinsterte sich Fines Gesicht. «Sie ist schlimmer als Dottie. Sie war widerlich.»

«Inwiefern?»

«Die Sachen, die sie sich ausdachte», sagte er heiser.

«Möge sie für ihre Sünden in der Hölle braten.»

Das Nächstliegende fragte Jeffrey nicht. «Dottie und Grace steckten unter einer Decke?»

Er nickte. «Grace hat bei den meisten Fotoaufnahmen die Regie geführt. Dottie hat sich um die geschäftliche Seite gekümmert.» Er hielt kurz inne. «Alle Posen waren Ideen von Grace. Sie hat sich auch gern eingemischt und manche Kinder selbst angefasst. Je sadistischer es war, desto besser.»

«Dottie hat das nie gemacht?»

«Sie verstand sich auf Fotos, die echt wirkten. Die romantischen. Dottie kümmerte sich um das softere Zeug, und Grace machte die harten Sachen.» Er leckte sich nervös die Lippen, für ihn schienen die Frauen von vornherein schuldiger zu sein als er selbst. «Die beiden kannten sich schon von ganz früher.»

«Das haben sie Ihnen erzählt?»

«Nein», sagte er. «Jenny hat es mir gesagt und auch, dass sie und ihre Mutter oft umgezogen sind. Egal, wo sie wohnten, mindestens einmal im Monat kam Grace zu Besuch.»

Jeffrey fragte: «Und was war mit Teddy Patterson?» Fine schüttelte den Kopf. «Wenn er was davon gewusst hätte, hätte er uns garantiert alle umgebracht.»

«Er wusste von nichts?», fragte Nick erstaunt.

«Natürlich nicht», reagierte Fine aufgebracht. «Wir haben nie etwas gemacht, wenn er nicht auf einer seiner Touren war. Er fährt einen Lastwagen.»

Nick klang so skeptisch, wie Jeffrey es auch war. «Er hat nie die Magazine ausgeliefert?»

«Grace hat ihn da rausgehalten», sagte Fine. «Und er war auch nicht so einer.»

«Was für einer?»

Fine starrte wieder auf die Bibel. «Ein Mann wie ich. Ein Mann, der sich mit Kindern abgeben würde.»

«Ein Mann, der Kindern wehtun würde», verbesserte Nick.

«Ich hab ihr nicht wehgetan.»

«Nein?», fragte Jeffrey. Er beugte sich über den Tisch.

«Wollen Sie mir dann bitte erklären, wie ein dreizehnjähriges Mädchen zu Knochenbrüchen im Beckenbereich kommt?»

«Sie war doch auch mit anderen Männern zusammen», entgegnete Fine, aber die Information schien ihn nicht zu schockieren.

«Andere Männer, die nicht so zärtlich waren wie Sie?», unterstellte Jeffrey.

«So war es nicht.»

«Wirklich nicht?», sagte Jeffrey skeptisch. «Wie groß sind Sie, Dave. Möchten Sie, dass ich in Jennys Autopsiebericht nachschaue, wie viel kleiner das Mädchen war als Sie?»

Fine räusperte sich, gab aber keine Antwort. Er nahm die Bibel vom Tisch und hielt sie vor die Brust. Jeffrey sah den Mann an und hatte irgendwie das Gefühl, etwas zu übersehen. Und dann entdeckte er es — den Ehering an Daves linker Hand. Im selben Moment hatte er ein Bild vor Augen, das ihm in einem der Magazine aufgefallen war: die Hand, die Jenny Weavers Kopf erbarmungslos nach unten drückte.

«Du verdammtes Schwein», stieß Jeffrey hervor und schwang sich über den Tisch. Er stieß sich das Knie an der Kante, kümmerte sich aber nicht darum, sondern packte mit beiden Händen die Bibel.

«Jeffrey», rief Nick. Halbherzig versuchte er Jeffrey zurückzuhalten.

Jeffrey ließ sich von seiner Wut überwältigen. «Du kranker Hundesohn», brüllte er und riss dem Pastor die Bibel aus der Hand. Fine hatte sich so fest daran geklammert, dass er jetzt mit seinem Stuhl nach hinten umkippte. «Ich hab die Bilder gesehen, du Arschloch. Ich hab gesehen, was du mit ihr gemacht hast. Ich hab gesehen, dass du sie vergewaltigt hast.»

Jeffrey stand wieder und sah ihn über den Tisch hinweg an. «Das da haben Sie nicht verdient», sagte er und deutete auf die Bibel. «Was Sie diesen Kindern angetan haben ... was Sie ihr angetan haben ...»

«Es war doch nur Jenny», beharrte Fine und setzte sich wieder auf.

Jeffrey wollte um den Tisch herum auf den Mann losgehen, überlegte es sich aber anders. Fine war es nicht wert. Der wiederholte: «Es war nur Jenny.»

«Sie haben Ihren verdammten Ehering anbehalten», herrschte Jeffrey ihn an und legte die Bibel auf den Tisch zurück. «Den hab ich auf mindestens zehn Bildern mit zehn verschiedenen Kindern entdeckt.» Er ging um den Tisch herum und stöhnte, weil ihm das Knie wehtat. «Du verfluchter Idiot.»

«So können Sie mit mir nicht reden», fauchte Fine.

Jeffrey packte ihn am Arm und riss ihn vom Boden hoch. «Sie sollten froh sein, dass ich noch mit Ihnen rede und Sie nicht windelweich schlage.»

«Das ist ein tätlicher Übergriff», sagte Fine und klopfte den Schmutz von seiner Hose. «Ich will einen Anwalt.»

Jeffrey sagte: «Buddy Conford würde den Teufel tun, auch nur ein Wort mit Ihnen zu reden.»

«Ich hab jemand anders», sagte Dave und steckte sein Hemd in die Hosen. «Jemand aus Atlanta.»

Nick mischte sich ein. «Jemand, der ständig Perverse wie ihn verteidigt. Bekommt wahrscheinlich sein Honorar in Fotos.»

Fine grinste, und zum ersten Mal sah man, was sich hinter der Fassade verbarg. «Oder in kleinen Mädchen.»

Jeffrey spürte, wie seine Schultern sich anspannten, und das instinktive Bedürfnis, dem Mann an die Gurgel zu gehen, wurde nur dadurch gebremst, weil er vermutete, dass Fine mehr wusste, als er sagte.

«Sie gehen in den Knast», drohte Jeffrey dem Pastor. «Und Sie wissen ja wohl, was man im Knast mit Leuten wie Ihnen macht.»

«Genau», sagte Fine. «Ich seh ja fern. Und ich weiß, dass Sie nur Scheiße reden.»

«Scheiße?», sagte Nick. «Sie meinen das blutige Zeug, das Sie jeden Morgen in Ihrer Unterhose finden werden?»

Fine besaß die Impertinenz, selbstgefällig zu grinsen. «Ich glaube nicht, dass ich ins Gefängnis gehe.»

Nick fragte: «Und wie kommen Sie darauf?»

«Ich hab einen Handel anzubieten», sagte Fine, noch immer grinsend.

«Was für einen Handel?», meinte Jeffrey und gab sich aber Mühe, nicht übereifrig zu klingen. Wenn Fine meinte, Oberhand zu gewinnen, würde er ihnen niemals erzählen, was er wusste. «Ohne meinen Anwalt habe ich nichts zu sagen.»

«Darüber können Sie im vorläufigen Gewahrsam nachdenken», sagte Jeffrey und griff zu seinen Handschellen.

«Großer Gott», flüsterte Nick. «Vorläufiger Gewahrsam.»

«Was heißt das?», fragte Fine, leichte Panik in der Stimme.

Jeffrey schloss die Handschellen fest um Fines Handgelenke. «Knast eben.»

«Ist 'ne komische Sache mit dem Knast», begann Nick.
«Viele von den Kerlen da drin hatten es als Heranwachsende mit jemandem wie Ihnen zu tun.»

Fine drehte sich um. «Was meinen Sie damit?»

Jeffrey schmunzelte und drehte Fine in Richtung Tür.
«Das bedeutet, während Sie darauf warten, dass Ihr toller Anwalt aus Atlanta hergefahren kommt, haben Sie jede Menge Zeit, Ihren Knastbrüdern klar zu machen, dass es nur reine Kinderliebe war.»

«Moment mal.» Fine blieb wie angewurzelt stehen, obwohl Jeffrey versuchte, ihn vorwärts zu schieben. «Ich kriege meine eigene Zelle.»

«Nein, die kriegst du nicht, du krankes Drecksstück», sagte Jeffrey und stieß ihn so heftig, dass Nick ihn auffangen musste.

«So lautet aber das Gesetz», beharrte Fine. «Sie können mich nicht zu anderen Häftlingen stecken.»

«Ich kann machen, was ich will», sagte Jeffrey. «Moment mal», wiederholte Fine mit schriller Stimme und in Panik.
«Das dürfen Sie nicht tun.»

«Und wer soll mir das verbieten?», fragte Jeffrey, packte den Pastor am Kragen und drängte ihn hinaus.

«Nein», sagte Fine. Er griff nach der Tür, verfehlte sie aber. Seine Fingernägel kratzten über das Holz, als er verzweifelt nach einem Halt suchte.

«Haben Sie mir was zu erzählen, Dave?», fragte Jeffrey und stieß ihn vor sich durch den Korridor.

«Helfen Sie mir», flehte Fine einen Polizisten an, der gerade von der Toilette kam. Der Cop sah an Fine und auch noch an Jeffrey vorbei, als habe er nichts gesehen.

«Bewegung!», kommandierte Jeffrey, der den Mann immer noch am Kragen festhielt.

«Helft mir doch!», flehte Fine und ließ sich auf die Knie sinken. Aber Jeffrey schleifte ihn weiter durch den Korridor. «Hilfe», schrie Fine.

«Sollen wir dir helfen, wie du Jenny geholfen hast?», fragte Nick, der neben ihm ging. «Dir helfen, so wie du Lacey hilfst?»

«Ich weiß doch nicht, wo sie ist», jammerte Fine. Er stemmte die Hände auf den Boden, um mehr Widerstand zu leisten.

Jeffrey sah, dass Maria um die Ecke linste. Sie warf einen kurzen Blick auf Fine und drehte sich wieder weg.

«Helfen Sie mir doch!», rief Fine mit inzwischen heiserer Stimme. «O mein Gott, helfen Sie mir doch.»

Jeffreys Hand verkrampfte. Er ließ los, und Fine fiel schluchzend zu Boden. «O lieber Gott, erlöse mich von diesen Menschen», betete er.

Nick beugte sich vor ihm hinunter. «Der Herr hilft denen, die sich selbst helfen», sagte er.

«Aber Sie sollten ruhig weiterbeten, Dave», riet ihm Jeffrey. «Sie sollten beten, dass nicht in den Zeitungen stehen wird, wie Sie verblutet sind, weil man Ihnen das Arschloch klafterweit aufgerissen hat.»

Nick legte Fine die Hand auf die Schulter. «Wär doch schlimm, wenn Ihre Frau und Ihre Kinder das lesen müssten, Dave. Kein besonders guter Abgang.»

Fine sah auf. Die Tränen liefen ihm übers Gesicht.

«Okay», sagte er. «Okay, okay.»

«Okay was?», fragte Jeffrey.

«Okay», wiederholte Fine. «Könnte sein, dass ich weiß, wo sie ist.»

Jeffrey fuhr, und Nick saß auf dem Rücksitz neben Fine. Ihnen folgte in sicherem Abstand ein Zivilfahrzeug mit vier Agenten des GBI.

«Sie sollten gar nicht erst versuchen, uns anzuschießen, Dave», sagte Jeffrey und bog rechts ab, um zum dritten Mal um denselben Block zu fahren.

«Ich hab Ihnen doch gesagt, dass ich mir bei der Adresse nicht sicher bin», wiederholte Fine. «Dottie hat mich nur einmal mit hergenommen.»

«Und warum hat sie das getan?», fragte Nick.

«Nur so», sagte er leise und schaute aus dem Fenster. Jeffrey betrachtete ihn im Rückspiegel. «Machen Sie sich bloß keine Hoffnung, das Unausweichliche auf diese Weise hinausschieben zu können.»

«Tu ich ja nicht», entgegnete er bissig. «Ich hab Ihnen doch gesagt, dass sie hier ihre Geschäfte abwickelte.»

«Was für Geschäfte?», fragte Jeffrey.

Fine schien nicht antworten zu wollen, tat es aber dann doch. Jeffrey hätte sich gewünscht, dass Fine aus Schuldbewusstsein mit ihnen redete, aber er war lange genug Cop, um zu wissen, dass es aus reiner Dummheit geschah.

Fine sagte: «Dieser Typ bringt hier manchmal Kinder unter.»

«Sie sind sicher, dass er allein da ist?», fragte Jeffrey.

«Ja», beharrte Fine. «Es wird hauptsächlich als sicheres Versteck benutzt.»

«Sicher für wen?», wollte Nick wissen.

«Was meinen Sie wohl?», blaffte Fine. «Hauptsächlich bewahrt er Fotos auf, aber manchmal hab ich auch Kinder gesehen und Kameras.»

«Und weil es Ihnen ein Herzensanliegen war, haben Sie ihn dann bei der Polizei angezeigt», suggerierte Nick.

Fine starrte aus dem Fenster und erging sich wahrscheinlich in Selbstmitleid. Sie hatten eine Stunde für die Fahrt nach Macon gebraucht und dann zwei weitere Stunden damit verbracht, in verschiedenen Stadtteilen auf der Suche nach einem Haus umherzufahren, von dem Dave Fine behauptete, dass er es nur wiedererkennen würde, wenn er direkt davor stünde. Jeffrey sah in den Rückspiegel und fragte sich, wie viel Zeit ihnen wohl noch blieb,

bis jemand die Cops rief und zwei verdächtige Fahrzeuge in der Nachbarschaft meldete.

Sie befanden sich in einer heiklen Situation. Zwar war das Georgia Bureau of Investigation offiziell für den gesamten Staat zuständig, aber schon aus Höflichkeit hätten sie das Macon Police Department über ihre Überwachungsaktion informieren müssen. Da Jeffrey und Nick nicht einmal wussten, ob Dave Fine je an diesem Ort gewesen war, ganz zu schweigen davon, ob Lacey Patterson in Macon gefangen gehalten wurde, konnten sie dem Police Department von Macon nicht viel sagen. Ohne eine genaue Adresse war kein Durchsuchungsbeschluss zu erwirken, aber Nick zählte auf die Rechtfertigung «unmittelbar bevorstehende erhebliche Gefahr», um nicht von der Bürokratie blockiert zu werden. Sie konnten später immer behaupten, im Haus etwas Verdächtiges gesehen zu haben. Da es um ein Kind ging und die Zeit davonrannte, machten sie sich keine Gedanken, ob sie sich einen Rüffel von höherer Stelle einfingen.

«Biegen Sie hier ab», sagte Fine. «Hier oben links. Die Straße kommt mir bekannt vor.»

Jeffrey tat es, hielt es aber für sinnlos, denn sie waren diese Straße schon einmal entlangefahren.

«Dann hier rechts», wies Fine ihn aufgeregt an.

Jeffrey bog rechts ab, und sie befanden sich auf einer Straße, die sie noch nicht kannten. Er tauschte einen Blick mit Nick aus.

«Da ist es ja», sagte Fine. «Es ist das Haus rechts, das mit dem Tor.»

Jeffrey fuhr nicht langsamer, aber ihm blieb genügend Zeit, um zu erkennen, dass an allen Fenstern die Jalousien geschlossen waren. Die Außenbeleuchtung brannte, obwohl es mitten am Tag war. Das Tor war mit einem großen Vorhängeschloss abgesperrt. Ob das dazu diente,

niemanden hereinzulassen oder niemanden hinaus, blieb abzuwarten.

Jeffrey hielt am Ende der Straße an und wartete darauf, dass der andere Wagen zu ihnen aufschloss. Er konnte den Verkehr auf dem Interstate Highway hören, der weniger als zehn Meter von der Stelle entfernt war, wo sie geparkt hatten. Jeffrey nahm an, dass sich die Leute, die hier wohnten, an den Lärm gewöhnt hatten, aber für ihn klang im Moment jedes Auto so unangenehm wie das Kratzen von zehn Fingernägeln auf einer Schiefertafel.

Agent Wallace stieg aus. Zwei weitere Männer sowie eine Frau blieben im Wagen zurück. Er zog seinen Gürtel zurecht, obwohl er ein Schulterhalfter trug. Er war ein bulliger junger Kerl, der so fleißig trainiert hatte, dass der Stoff um die kurzen Ärmel seines Hemds zu zerreißen drohte. Sein Gesicht war so glatt rasiert, dass Jeffrey beinahe die Bahnen erkennen konnte, die der Rasierapparat gezogen hatte.

«Ist es das Haus mit dem Tor?», fragte er und nahm die Sonnenbrille ab.

«Sagt jedenfalls unser Mann hier», antwortete Jeffrey. Wallace wandte sich zum Auto um und sah Dave Fines bösen Blick. Er spuckte auf die Straße und kreuzte die Arme über der breiten Brust. «Erbärmliches Stück Scheiße», knurrte er.

Nick hatte auf der anderen Seite des Wagens gestanden und mit jemandem vom Macon Police Department gesprochen. «Glücklich ist er nicht», sagte er.

«Hab ich auch nicht erwartet», kommentierte Jeffrey, denn er wusste sehr genau, dass er ebenfalls stinksauer wäre, wenn das GBI ihn angerufen hätte, um mitzuteilen, dass man eine Operation in Grant durchführe, von der er nichts wusste.

Nick sagte: «Die werden eine Weile brauchen, bis sie die Köpfe aus den Ärschen gezogen haben und hier antanzen.»

«Hast du ihnen gesagt, vor welchem Haus wir stehen?»

Nick grinste: «Mann, ich konnte mich noch nicht mal an die Straße erinnern.»

Er war froh, hier zu sein und nicht im Police Department von Macon.

Nick öffnete die hintere Autotür und packte Dave Fines Hände. Bevor der Pastor protestieren konnte, hatte Nick ihn mit den Handschellen an den Haltegriff über der Tür gefesselt. «So kann er uns nicht entwischen.»

Fine sagte: «Sie dürfen mich hier nicht allein zurücklassen.»

«An seiner Stelle», sagte Nick, «würde ich die Zeit genießen, die ich noch alleine bin.»

Fine lief rot an. «Sie haben gesagt, dass ich auf dem Revier meine eigene Zelle bekomme.»

«Ja», bestätigte Jeffrey. «Das gilt jedoch nur fürs Revier. Darüber, was mit Ihnen im großen Knast passiert, hab ich jedoch keine Kontrolle.»

Nick lachte und klopfte auf die Kühlerhaube. «Keine Sorge, Davey-Boy, ich bin ganz sicher, du wirst im Gefängnis jede Menge Genossen deiner Kragenweite treffen.»

«Das können Sie nicht machen», beharrte Fine.

Nick grinste. «Keine Sorge, Pastor. Die meisten von denen haben inzwischen auch zu Gott gefunden. Mit denen können Sie nach Herzenslust beten.»

Fine sah Jeffrey panisch an. «Sie haben es versprochen!»

«Ich hab ein Versprechen abgegeben, was mein Gefängnis betrifft, Dave», rief Jeffrey ihm ins Gedächtnis. «Was im Bundesknast geschieht, entzieht sich meiner Kontrolle. Das ist Sache des Staates und Ihre eigene.»

«Sie haben gesagt, wir handeln was aus.»

Jeffrey sagte: «Was das Strafmaß betrifft, ja, aber ins Gefängnis wandern Sie auf jeden Fall.»

Fine wollte noch etwas sagen, aber Nick schlug ihm die Tür vor der Nase zu.

«Weichei», sagte Nick.

«Die wird er bald haben», prophezeite Jeffrey und schloss die Autotüren mit der Fernbedienung.

«Verdammt», sagte Nick, dessen Augen leuchteten, als er seinen Revolver überprüfte. «Ich fass es nicht, dass ich das hier zweimal an einem einzigen Tag machen darf.»

«Wir nehmen Junior mit.» Jeffrey deutete auf Wallace, der aussah, als würde er jeden Moment vor Tatkraft aus den Nähten platzen. Aber Jeffrey sah wohl ähnlich aus, denn in seinen Adern pulste genug Adrenalin, um bei einem weniger robusten Mann einen Herzschlag zu verursachen.

Nick ging federnden Schrittes zu den drei Agenten im anderen Wagen und eröffnete ihnen, dass sie die Rückseite des Hauses übernehmen sollten.

«Geben wir ihnen zwei, drei Minuten Vorsprung», sagte Nick und sah auf seine Uhr. In so einer Situation stand die Zeit entweder still oder raste vorbei.

Nick sah zu dem Wagen mit Dave Fine darin und sagte: «Bei dieser Hitze würde ich nicht mal einen Hund im Auto einsperren.»

«Ich auch nicht», sagte Jeffrey. Er machte keine Anstalten, etwa die Fenster runterzulassen.

Stumm beobachteten sie den Verkehr auf der Interstate und warteten auf Nicks Signal.

Schließlich sah Nick auf die Uhr und sagte: «Also los.»

Auf dem Weg steckte Jeffrey seine Waffe ins Schulterhalfter. Sein Knöchelhalfter trug er ebenfalls. Normalerweise fühlte sich Jeffrey unwohl, wenn er so bewaffnet war, aber im Augenblick wollte er auf alles vorbereitet sein, was das kleine Haus eventuell an bösen Überraschungen bot.

Von der Straße aus verbargen Bäume und hohes Strauchwerk einen großen Teil des Hauses. Aus der Nähe erkannte Jeffrey, dass es größtenteils aus Backsteinen bestand und an den Dachkanten mit Vinyl verkleidet war. Die Dachrinnen waren passend zur Kante leuchtend weiß gestrichen. Das Haus war klein, mit wahrscheinlich zwei Schlafzimmern, einem Bad und einer Wohnküche. Überall in Grant standen diese Häuser, die für wenig Geld gleich nach dem Krieg für heimkehrende Soldaten gebaut worden waren. Zementblöcke mit Abzugsöffnungen, damit das Haus atmen konnte, dienten als Fundament.

«Kein Keller», sagte Nick tonlos.

Jeffrey nickte und zeigte aufs Dach. Einen ersten Stock schien das Haus auch nicht zu haben, aber auf dem Dachboden konnte sich durchaus jemand verstecken.

Wallace ging als Erster und kletterte mühelos über den zwei Meter hohen Maschendrahtzaun an der Hausseite, wo das meiste Buschwerk stand. Nick hatte leichte Schwierigkeiten und stöhnte leise, als er auf der anderen Seite den Halt verlor und auf dem Hintern landete. Jeffrey folgte ihnen und wusste nicht, warum sein Knie ihm Schwierigkeiten machte, bis ihm einfiel, dass er sich gestoßen hatte, als er über den Tisch gehechtet war, um Fine an den Kragen zu gehen.

Als sie allesamt sicher auf der anderen Seite des Zauns waren, zog Nick ein kleines Walkie-Talkie aus der Tasche und sprach hinein: «Wir sind auf dem Gelände.»

Ein schwaches «Check» war zu hören, als auch die anderen in Position gingen.

Jeffrey zog seine Waffe und bedeutete den anderen, zur Vordertür vorzustoßen. Als sie näher kamen, konnten sie leise Musik hören. Jeffrey erkannte eine Boygroup, deren Namen ihm aber nicht einfiel.

Wallace blieb an der Eingangstür stehen, die Waffe in Kopfhöhe und nach oben gerichtet. Er zählte bis drei und trat gegen die Tür.

Nichts geschah.

«Scheiße», fluchte Wallace und schüttelte sein Bein aus. Ganz kurz fragte Jeffrey sich, ob sie vielleicht vor dem falschen Haus standen. Dann erwog er die Möglichkeit, dass hinter der Tür jemand mit einer doppelläufigen Schrotflinte stand und nur darauf wartete, ihnen die Köpfe wegzupusten. Für einen Sekundenbruchteil dachte er an Sara und daran, dass sie sich Sorgen um ihn machte, aber dann tauchte Lacey Patterson wieder vor seinem geistigen Auge auf und vertrieb alle anderen Überlegungen.

Er bedeutete Wallace, beim nächsten Mal gemeinsam gegen die Tür zu treten. Er zählte bis drei, und diesmal hielt die Tür nicht stand.

«Polizei!», rief Nick und stürmte hinter ihnen zur Tür hinein. Niemand mit einer Schrotflinte. Stattdessen stand vor ihnen ein kleines Mädchen in kurzem rosa T-Shirt und dazu passender Unterwäsche. Es sah so aus, als sei es gerade aus einem Mittagsschläfchen aufgewacht.

Jeffrey richtete die Waffe zur Decke. Er wollte gerade fragen, ob alles in Ordnung sei, da zeigte die Kleine stumm den Korridor hinunter.

Jeffrey zog seine Jacke aus und legte sie dem Mädchen um, während Nick und Wallace die andere Seite des Hauses überprüften. Er geleitete die Kleine zur Vorderveranda und trug ihr auf, nicht vors Tor zu gehen, sondern hier auf ihn zu warten. Er wollte ihr etwas sagen, den Arm um sie legen und sie beruhigen, dass jetzt alles in Ordnung sei, aber das Kind wirkte so leer und entseelt, dass er es nicht schaffte. Die Kleine schien für keinen Trost mehr empfänglich zu sein.

Nick und Wallace kamen zurück und deuteten durch Kopfschütteln an, dass auf der anderen Seite des Hauses

niemand war. Nick hob das Kinn, um anzuzeigen, dass er als Erster den Korridor hinuntergehen wollte. Jeffrey fühlte sich auf seltsame Weise an Dottie Weavers Haus erinnert, als sie hineingingen. Die Atmosphäre war ähnlich, doch die Raumaufteilung ganz anders. Eine schmutzige Teppichbahn auf dem Holzfußboden dämpfte ihre Schritte. An der Wand hingen gerahmte Kinderzeichnungen.

Vorne neben einer geschlossenen Tür presste sich Nick mit dem Rücken an die Wand. Von dort kam die Musik, und Jeffrey konnte jetzt den Refrain verstehen: «I love you, love you, my sweet baby.»

Nick drückte auf den Griff und öffnete die Tür. Mit einer geschmeidigen Bewegung war er in der Hocke. Ein undefinierbarer Ausdruck verfinsterte kurz sein Gesicht, und er stand wieder auf. Mit gezogener Waffe betrat er das Zimmer, und Jeffrey folgte ihm. Sie sahen ein völlig von Spiegeln umgebenes Riesbett vor sich. Die Bettwäsche war zerknüllt, als sei es kürzlich noch benutzt worden, und im Zimmer hing ein Geruch, den Jeffrey nicht benennen mochte. Das Stereogerät stand auf dem Karton, in dem es geliefert worden war, und gab ekelhafte süßliche Musik von sich. Zwei Videokameras auf Stativen waren aufs Bett gerichtet, und die Wandspiegel reflektierten die Szenerie. Er stand da und wäre am liebsten sofort aus diesem Zimmer verschwunden. Währenddessen schaute Nick unter dem Bett nach und öffnete die Tür zu einem der Wandschränke.

Wallace machte ein Geräusch, um ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und nickte dann in Richtung Korridor. Jeffrey verließ rückwärts das Zimmer, als Nick den letzten Wandschrank inspizierte und ihnen dann folgte.

Wallace flüsterte dicht an Jeffreys Ohr: «Ich hab da einen Jungen reingehen sehen.» Er deutete dabei auf eine geschlossene Tür auf der anderen Flurseite.

Nick zeigte auf eine Schnur, die dort von der Decke herabhing, wo sich die ausklappbare Treppe vom Bodenraum befand. Die Schnur bewegte sich nicht, aber das war keine Garantie, dass sich niemand dort oben befand.

Jeffrey ging am Bad vorbei, das klein und schmutzig war. Spielsachen lagen auf einer Kommode und in der leeren Wanne. Es gab keinen Duschvorhang und auch keinen Wandschrank, aber in die Korridorwand waren einige Schränke eingebaut. Jeffrey öffnete den ersten, aber er enthielt nichts Unerwartetes: Handtücher, Waschlappen, ein paar Windeln. Der Anblick der Windeln setzte ihm sehr zu, und zum ersten Mal an diesem Tag verlor er die letzte Hoffnung, Lacey Patterson lebend wieder zu sehen. Nick legte ihm die Hand auf die Schulter, und Jeffrey hatte das Gefühl, dass ihm derselbe Gedanke gekommen war.

Ein letztes Zimmer gab es noch in dem kleinen Haus, und diesmal ging Jeffrey voran. Wie Nick es zuvor auch getan hatte, presste sich Jeffrey fest an die geschlossene Tür, bevor er sie mit Wucht aufstieß. Mit gezogener Waffe und in geduckter Haltung bewegte er sich um die Ecke, aber auch dies Zimmer schien leer zu sein.

Drei Doppelbetten standen an einer Wand zusammengeschoben, Bündel schmutziger Wäsche obenauf. Es gab weder Bettrahmen noch Bettgestelle mit Sprungfedern, sondern die Matratzen lagen auf dem nackten Boden. Man hatte Laken wie Leinwand auf einem Rahmen straff über die Fenster gespannt und vernagelt. Es gab nur einen Wandschrank, und Jeffrey rechnete mit dem Schlimmsten, als er herantrat. Von der Seite her öffnete er die Schranktür, aber es gab darin nur Regale voller Kartons. Sie waren mit roten Zahlen beschriftet, und Jeffrey zog einen von ihnen hervor. Er runzelte die Stirn, als er feststellte, dass er voller Fotos war. Dann sah er auf die anderen Kartons und

folgerte, dass sich die Zahlen wahrscheinlich auf das Alter der fotografierten Kinder bezogen. Dann registrierte er, dass einige Kartons auf dem obersten Regal die Beschriftung «0-1» trugen.

Ihm fiel ein, dass Wallace einen Jungen gesehen hatte, und ließ sich auf ein Knie nieder. Ein paar Kartons ganz unten im Schrank waren verschoben, und die zog Jeffrey hervor. Er beugte sich hinunter und sah einen verängstigten kleinen Jungen, nicht älter als sechs Jahre, der den Kopf zwischen den Knien versteckt hatte. Der Junge sah Jeffrey und griff nach den Kartons, um sie wieder vor sich zu ziehen. Er war vor Angst so verstört, dass die Kartons fast schon so zitterten wie er.

Jeffrey stand auf und wusste genau, dass er die Furcht in den Augen dieses Kindes nicht vergessen würde, solange er lebte. Am liebsten hätte er den kleinen Jungen aus seinem Versteck gezogen und ihm versichert, dass alles vorüber war, aber da war Jeffrey noch nicht sicher. Der Erwachsene oder die Erwachsenen, die das hier auf dem Gewissen hatten, befanden sich irgendwo in diesem Haus. Deswegen war es besser, den Kleinen dort zu lassen, wo er sicher war, statt ihn einer weiteren Gefahr auszusetzen.

Jeffrey hörte Nicks Stiefeltritte auf dem Fußboden im Flur, und als er sich umdrehte, sah er den Agenten zur Tür hinausgehen. Er sah zu, wie Nick die Leiter zum Boden runterließ, wobei deren Federn so laut quietschten, dass es Jeffrey in den Ohren schmerzte. Nick klappte die Leiter auseinander, und es gab ein dumpfes Geräusch, als der Fuß der Leiter auf den Boden aufsetzte. Nick holte eine Minitaschenlampe hervor und hielt sie zwischen den Zähnen, denn mit einer Hand stützte er sich beim Hinaufklettern ab, in der anderen hielt er seinen Dienstrevolver. Jeffrey hielt den Atem an, als Nick den Kopf in den Bodenraum vorstreckte. Nach einem kurzen

Blick in die Runde schüttelte Nick den Kopf und nahm die Taschenlampe aus dem Mund.

«Leer», sagte Nick. Er zog das Walkie-Talkie aus der Tasche und fragte nach: «Ist hinten jemand aus dem Haus gekommen?»

Erst war statisches Knistern zu hören, dann sagte eine Frauenstimme: «Negativ, Sir. Wir haben die Rückseite und die Seiten im Blick.»

Nick seufzte schwer. «Robbins soll da hinten bleiben. Ich brauche Sie und Peters im Haus, um uns bei der Suche zu helfen.»

«Meinen Sie, uns ist was entgangen?», fragte Wallace.

«Scheiße, ich weiß auch nicht», sagte Nick. Er nahm die Leiter hoch, um sie wieder zusammenzuklappen, aber sie rutschte ihm aus der Hand und schlug nochmals auf den Fußboden. Er wollte es von neuem versuchen, aber Jeffrey stoppte ihn und deutete auf den Fußboden.

Nick schüttelte nur den Kopf, aber dann schien er die Aktion noch einmal vor seinem geistigen Auge ablaufen zu lassen und kam darauf, was Jeffrey meinte. Die Klappleiter hatte diesmal beim Aufprall ein anderes Geräusch verursacht. Schließlich nickte er, beugte sich hinunter und wies auf eine schmutzige Spur, wo der Teppich angehoben und dann wieder fallen gelassen worden war.

Jeffrey hob die Leiter an und schob sie in den Bodenraum zurück. Er schob seine Waffe ins Halfter und hob den Teppich an. Der Umriss einer Falltür zeichnete sich darunter ab, ungefähr einen Meter im Quadrat mit einem Scharniergriff in der Mitte. Jeffrey bedeutete Wallace, sich hinter die Tür zu stellen und sie aufzuziehen. Nick und Jeffrey standen ihm gegenüber, ihre Waffen im Anschlag. Die Zeit verstrich langsam, und Jeffrey hörte, dass der alberne Song, der, seit sie im Haus waren, spielte, in einen ähnlich kitschigen Schmusesong überging, als die Falltür knirschend aufging. Er spürte, wie ihm der Schweiß übers

Gesicht rann, und schmeckte Blut im Mund, nachdem er sich innen auf die Lippe gebissen hatte. Dann stand die Tür offen, und in ungefähr einem Meter Tiefe sah er eine extrem verängstigt aussehende Lacey Patterson zusammengekauert auf dem Erdboden unter dem Haus liegen. Sie war dreckig, und man hatte ihr das Haar ganz kurz geschoren. Auf der Stirn hatte sie einen blauen Fleck, und ihre Augen waren fast geschlossen. Entweder hatte man sie unter Drogen gesetzt oder geschlagen. Oder beides.

«Guter Gott», flüsterte Wallace.

Jeffrey legte sich auf den Bauch, um sie besser erkennen zu können, und fragte: «Lacey?»

Das Kind reagierte nicht, und trotz der Entfernung erkannte er etwas Weißes in ihren Mundwinkeln.

«Lacey», versuchte er es nochmals. Er legte die Waffe neben sich auf den Fußboden, um hinunterreichen und ihre Stirn berühren zu können. Die fühlte sich feucht an, und außerdem schien die Haut sandig zu sein.

Jeffrey forderte Wallace auf: «Halten Sie mich an den Füßen.» Dann griff er tief hinunter in das Loch. Er schaffte es, das Mädchen unter den Armen zu greifen und festhalten zu können. Wallace sorgte dafür, dass er nicht abrutschte, als Jeffrey Lacey langsam hervorzog. Sie war klein, aber ihr Körper war schwer wie totes Gewicht. Jeffrey bat auch noch Nick um Hilfe, und zu dritt schafften sie es schließlich, Lacey aus dem Loch zu befreien.

«Keine Angst, jetzt wird alles gut», sagte Nick und setzte sie auf dem Fußboden im Schlafzimmer ab.

Jeffrey hockte auf den Fersen und wischte sich den Staub von der Stirn. In dem Loch war es dreckig, denn der für Georgia typische rote Lehm Boden hatte sich durch die Hitze in Staub verwandelt.

Plötzlich hörten sie ein kratzendes Geräusch unter dem Haus, als wenn sich dort etwas bewegte. Ohne zu überlegen, hechtete Jeffrey kopfüber ins Loch und fing sich

gerade noch mit den Händen auf, damit er nicht aufs Gesicht fiel. Es war stockdunkel unter dem Haus, und niedrige Rohre bewirkten, dass man sich vorkam wie in einem Labyrinth. Jeffrey musste blinzeln und versuchte sich an die Situation zu gewöhnen, als auf der anderen Seite des Hauses ein Licht aufblitzte.

«Nick!», rief er und robbte los. Mit Ellbogen und Füßen kämpfte er sich durch den engen Raum voran. Oben hörte er Schritte und betete, dass Nicks Mann an der Rückseite des Hauses schnell genug reagierte.

Vor sich sah er ein Paar Schuhe durch eine schmale Öffnung verschwinden. Jeffrey folgte, so schnell er konnte, und stieß sich dabei den Kopf an einer Gasleitung. Er arbeitete sich zum Licht voran, drehte sich im letzten Moment und trat mit den Füßen gegen die Mauer mit dem Loch. An dem alten Haus war der Mörtel locker, und daher flogen die Ziegelsteine aus der Wand. Jeffrey drehte sich wieder, drückte sich durch die enge Öffnung und spürte einen schneidenden Schmerz, als die scharfkantigen Steine ihm die Hose aufrissen.

«Halt!», schrie Robbins. Er war fast noch ein Kind, stand da mit weit gespreizten Beinen, die Waffe vor sich, direkt auf die Gestalt gerichtet, die auf ihn zugerannt kam.

Jeffrey war klar, was geschehen würde, und so kam es auch. Die rennende Gestalt prallte gegen Robbins, der die Waffe fallen ließ. Jeffrey rappelte sich auf und erstarrte, als er erkannte, wer da weglief.

«Dottie! », schrie er.

Dottie blieb stehen, und ihre Blicke trafen sich. Sie hob die Hände, als wolle sie sich ergeben, rannte dann aber in Richtung Hinterhof davon. Jeffrey kniete sich hin, zog mit einer einzigen schnellen Bewegung die Waffe aus dem Knöchelhalfter und richtete sie auf sein Ziel. Doch er hielt inne, als Dottie über den Zaun sprang und auf den Hof des

Nachbarhauses rannte, der voller Kinder war, die an einer Schaukel spielten.

Jeffrey eilte hinter ihr her, bewegte die angewinkelten Arme wie Pumpenschwengel. Er nahm den Zaun wie eine Hürde, ohne aus dem Rhythmus zu kommen, rannte wie auf einem Slalomkurs um die Kinder herum. Er sah Dottie ins Haus rennen, die Tür hinter sich zuschlugen. Jeffrey nahm jeweils zwei Stufen auf einmal, brach die Tür mit der Schulter auf, preschte in den Korridor und hätte beinahe eine Reihe Kinder umgerannt. Das erste Kind reichte ihm kaum bis zur Taille, und als er dem Jungen auswich, knallte er mit voller Wucht gegen eine Wand. Sein Arm fühlte sich an, als stünde er in Flammen, und er ließ die Waffe fallen.

«Sir?», sprach ihn eine junge Frau an. Sie mochte um die zwanzig Jahre alt sein, und das dunkelbraune Haar hatte sie zu einem Pferdeschwanz gebunden. Sie wirkte völlig verstört.

Jeffrey kam hoch und tastete seinen Arm ab, ob er sich etwas gebrochen hatte. Er merkte, dass er keuchend nach Luft rang. Mindestens zehn Kinder umringten ihn, und wie die junge Frau sahen sie allesamt Jeffrey genauso verschreckt und furchtsam an. Sein Herz wollte aussetzen, als ihm bewusst wurde, dass er sich in einer Kindertagesstätte befand. All diese Kinder, direkt in Dotties Nähe; er mochte sich nicht ausmalen, was das bedeuten konnte.

«Sir?», wiederholte die Frau und zog einige der Kinder dichter an sich heran.

Jeffrey zog seine Dienstmarke aus der Tasche und zeigte sie ihr. Er rang jetzt nach Luft, um mit der Frau sprechen zu können. «Wo ...», fing er an. «Die Frau ...?»

«Wendy?», fragte sie. «Wendy James?»

Jeffrey schüttelte den Kopf, weil er meinte, dass sie ihn nicht verstand.

«Sie ist doch gerade weg», sagte sie ihm. «Sie ist durchs Haus gerannt und –»

Jeffrey sprang auf, und die Kinder stoben auseinander, als er seine Waffe aufhob. Er rannte zur offenen Vordertür hinaus, auf den Hof und auf die Straße. Vor sich sah er einen Wagen, der nach rechts abbog, um sich in den heftigen Verkehr auf der Interstate einzureihen. Weiß konnte er gewesen sein, aber auch braun oder grau. Viertürig, ein Coupe ja sogar ein Kombi. Die Marke des Wagen konnte er nicht erkennen; er wusste nur, dass er verschwunden war.

ZWANZIG

Jeffrey ging zum Anlegesteg hinter Saras Haus. Der Mond stand hoch über den Bäumen, und eine Brise wehte vom See herein. Jeffrey stand im Gras und betrachtete Sara. Er spürte, wie der Stress langsam von ihm abfiel. Sara saß auf einem der Liegestühle, die Beine auf Höhe der Knöchel gekreuzt. Im Mondlicht erkannte Jeffrey, dass sie auf die Felsen im Wasser hinaussah. Die Hunde waren bei ihr, und eine ihrer Hände ruhte auf Bobs Kopf. Sie trug Shorts und eines seiner alten Hemden. Jeffrey konnte den Blick nicht von ihr lassen, und er fand, dass sie sogar noch schöner aussah als am Abend zuvor.

Sie drehte sich auf dem Stuhl um, als sie seine Schritte auf dem Steg hörte. Billy und Bob ließen die Köpfe gesenkt und starrten aufs Wasser hinaus.

«Du brauchst keine Angst vor ihnen zu haben», witzelte Sara.

«Sie sind aber doch so blutrünstig», erwiderte Jeffrey. Er ließ sich auf ein Knie nieder, um Bobs Kopf zu tätscheln. Der Hund rollte sich auf den Rücken und streckte sein linkes Bein in die Luft, während Jeffrey seinen Bauch kraulte.

Sara legte Jeffrey die Hand auf die Schulter. «Wie geht's Lacey?»

Er seufzte. «Besser. Die Wirkung der Schlaftabletten lässt nach, aber sie ist noch immer groggy.»

«Hat man was herausgefunden?»

«Es gibt keinen Beweis für kürzlichen Missbrauch», sagte Jeffrey.

«Nur für kürzlichen?»

Er nickte. «Es gibt Anzeichen, dass früher etwas geschehen ist.»

Sara schien zu spüren, dass er im Moment keine weiteren Einzelheiten mitteilen wollte. Sie fragte nur: «Was hat ihr Vater gesagt?»

Jeffrey kraulte weiter Bobs Bauch und genoss dies kleine Vergnügen. «Er hat nur gesagt, dass er froh ist, sie wiederzuhaben.»

«Hat er was dagegen, dass ich morgen mit ihr reden möchte?»

«Bis jetzt nicht», sagte Jeffrey. «Er glaubt noch immer, dass es allein Dottie war.»

Sie strich ihm eine Haarsträhne hinters Ohr. «Sind die Kinder schon identifiziert worden?»

«Man überprüft deren Fingerabdrücke. Wer weiß, was sich dabei alles herausstellt. Einer von ihnen hörte sich kanadisch an. Dieser Junge ...» Er brach ab, weil er nicht wusste, ob er Sara erzählen konnte, was sie in dem Haus entdeckt hatten. Er konnte selber kaum daran denken, ohne dass ihm übel wurde.

«Und was ist mit der Tagesstätte hinter dem Haus?»

«Sie hatte gerade erst angefangen, dort zu arbeiten», sagte Jeffrey. «Vor ungefähr einer Woche. Die Kinder werden alle untersucht, aber es wird vermutet, dass sie noch nicht genug Zeit hatte.»

Sara stellte die Frage, die ihn nicht schlafen ließ: «Glaubst du, dass du Dottie je finden wirst?»

«Wir hoffen, sie weiß nicht, dass wir Jennys Sozialversicherungsnummer haben und damit arbeiten», sagte er und kraulte jetzt der Gerechtigkeit halber auch Billy hinter den Ohren und am Bauch. «Sie hat bereits Post aus dem Postfach abgeholt, wie wir von einer der Angestellten erfahren haben. Seit einem Jahr hat sie jetzt das Fach gemietet. Die Post von zwei anderen Fächern ist an dieses Fach weitergeleitet worden.»

Sara presste die Lippen aufeinander. «Hört sich so an, als wüsste sie genau, was sie tut.»

«Wir haben eine Absprache mit der Kreditkartengesellschaft getroffen. Die schicken die Karte morgen raus. Sollte in zwei Tagen im Fach gelandet sein.» Er zuckte die Achseln. «Und dann können wir nur abwarten. Eigentlich kann es nicht lange dauern, bis sie auftaucht. Denn sie braucht auf jeden Fall Geld, um wieder was in Gang zu bringen.»

«Du glaubst also, sie macht weiter?»

Er lächelte sie betrübt an. «Der Typ im Postamt sagt, es ist bereits eine weitere Kreditkarte von einer anderen Gesellschaft im Postfach.»

«Wieso sind die denn so kooperativ?», fragte Sara. Sie wusste sehr wohl, wie unwillig die Menschen heutzutage waren, der Polizei zu helfen. «Wollte man nicht zuerst einen Gerichtsbeschluss sehen?»

«Nein», entgegnete Jeffrey. «Es ist erstaunlich, wie hilfsbereit die Leute sind, wenn man ihnen sagt, dass es um Kinder geht.»

«Schön», begann Sara. «Und was jetzt?»

«Wir werden uns mit der Schule koordinieren müssen, um herauszufinden, wie viele Kinder in diese Sache verwickelt waren.»

«Ich möchte jede Krankenakte in der Klinik überprüfen.»

«Wird Molly dir helfen?»

Sara nickte. «Ich hab schon mit ihr gesprochen. Aber wir müssen sehr behutsam sein. Es wird schwer genug werden, auch nur mit den hysterischen Eltern umzugehen, deren Kinder nie Kontakt zu Dave Fine oder Dottie oder Grace hatten.»

«Meinst du, das wird ein Problem?»

«Ja», antwortete sie. «Und man kann ihnen auch keinen Vorwurf machen. Aber wir müssen einen Weg finden, die echten Fälle von den vermeintlichen zu unterscheiden. Wir haben insofern Glück, als es älteren Kindern angetan wurde, die erzählen können, was geschehen ist.»

«So alt sahen sie aber auf den Fotos gar nicht aus.»

«Das FBI setzt jemanden ein, der den Kindern jeweils ein bestimmtes Alter zuschreibt. Es gibt bestimmte Merkmale, die verraten, wie alt ein Kind ist.»

«Allein schon der Gedanke missfällt mir.»

«Soll ich mitgehen, wenn du in die Schule musst?»

Jeffrey seufzte bei dem Gedanken, wie schwierig die nächsten Tage werden würden. Und doch war es auch nicht ihre Aufgabe, mit Lacey Patterson zu sprechen. Er sagte: «Ich weiß, dass du es nicht tun musst, Sara, aber würde es dir etwas ausmachen?»

«Nein», sagte sie ihm. «Natürlich nicht.»

«Warum schützen die Kinder eigentlich diese Leute, möchte ich wissen», fragte Jeffrey, denn das konnte er einfach nicht verstehen. «Warum haben Lacey oder Jenny nicht mit einer ihrer Lehrerinnen gesprochen oder sind zu dir gekommen?»

«Weil es für sie zu schwierig ist», erklärte Sara. «Ihre Eltern sind alles, was sie haben, alles, was sie kennen. Sie können ja nicht einfach von zu Hause ausziehen und sich Arbeit suchen. Sehr oft reden ihnen die Eltern ein, dass es normal sei oder dass ihnen keine Wahl bleibt.»

«Wie das Stockholm-Syndrom», sagte er. «Wenn das Opfer sich in den Entführer verliebt.»

«Sehr richtig, das lässt sich vergleichen», bestätigte Sara. «Die Eltern schaffen ein Muster, indem sie die Kinder zuerst missbrauchen und ihnen anschließend Eiscreme spendieren. Oder sie wecken Schuldgefühle bei ihnen, damit sie gefügig werden. Und manchmal tricksen sie sie ganz einfach aus. Die Kinder wissen doch nicht, dass so etwas nicht sein darf.» Sara seufzte. «Grundlage ist doch, dass Kinder ihre Eltern lieben. Sie wollen es ihnen recht machen. Sie wollen nicht, dass ihre Eltern Schwierigkeiten bekommen. Sie wollen zwar, dass diese Vorkommnisse aufhören, aber sie wollen keinesfalls Mutter und Vater

verlieren.» Sie hielt inne. «Hier herrscht eine ebenso echte wie fatale Abhängigkeit. Die Eltern verursachen die Qualen, aber sie sind auch diejenigen, die sie wieder wegnehmen.»

Sie fuhr fort: «Ich hab auch über das Baby nachgedacht.»

Er sah sie nicht an, sondern sagte nur: «Ja?»

«Das Baby von Grace war ein Mädchen. Vielleicht hat Jenny gemeint, sie beschützt das Baby. Vielleicht hat sie deshalb Grace geholfen, es loszuwerden.»

Er überlegte, dass Jenny bei der schrecklichen Angst, die sie vor Grace gehabt haben musste, wohl alles getan hätte, um deren Zorn zu entgehen. Schließlich sagte er: «Schon möglich.»

«Ich glaube wirklich, dass sie es deswegen getan hat», sagte Sara voller Überzeugung. «Ich glaube, Grace zwang sie, ihr bei der Tötung des Babys zu helfen, und das hat Jenny so aus der Bahn geworfen, dass sie nur noch von dem Gedanken getrieben war, Mark, den Vater, umzubringen.» Sie klang so sicher, dass Jeffrey sie ansah. Sie litt unter dieser furchtbaren Geschichte genauso wie er.

Jeffrey stand auf und streckte die Arme in die Höhe. Er wollte nicht mehr an all das denken. Er wollte nicht mehr daran denken, dass es da draußen noch Tausende andere Kinder gab, die wie Jenny und Mark von ihren Eltern missbraucht wurden. Er wollte nicht daran denken, wie Dottie Weaver Lacey Patterson gefangen gehalten hatte, um sich an dem Kind zu vergehen. Es musste etwas passieren. Jeffrey konnte nicht mit der Vorstellung leben, dass Dottie Weaver weiterhin da draußen Kindern antat, wonach ihr der Sinn stand. Er wollte nicht daran denken, dass sie vielleicht in einer anderen Kleinstadt auf Jagd nach ihren Opfern ging.

Er sagte: «Es ist doch ziemlich kühl hier draußen.»

«Findest du die Brise nicht angenehm? Ich habe schon fast vergessen, dass es sich so anfühlen kann.»

«Es macht dir nichts aus, hier draußen im Dunkeln zu sitzen?»

«Warum sollte es?»

Er sah sie an. «Manchmal denke ich, du bist der stärkste Mensch, den ich kenne.»

Sie lächelte und winkte ihn zu sich.

Stöhnend ließ er sich nieder. Bis zu diesem Augenblick war ihm nicht bewusst gewesen, wie müde er war. Er legte den Kopf in den Nacken und sah hinauf in den Nachthimmel. Wolken verdeckten die Sterne, und es hatte den Anschein, als würde der August die Temperaturen langsam wieder sinken lassen. Bald würde der Herbst kommen, die Blätter würden von den Bäumen fallen, die Luft würde kühler werden, und Jenny Weaver würde nie wieder lebendig.

Jeffrey fragte: «Hast du den Leichnam freigegeben?»

«Ja.»

«Und was ist mit dem Baby?»

«Ich hab mit Brock gesprochen. Er stiftet die Trauerfeier. Und es gibt einen Platz auf dem Roanoke-Friedhof.»

«Ich übernehme die Kosten.»

«Das hab ich schon erledigt», sagte sie. «Gehst du mit mir zur Trauerfeier?»

«Ja», versprach er.

«Paul Jennings hat mir aufgetragen, ich möge dich daran erinnern, was er dir gesagt hat.»

Jeffrey schwieg.

«Was hat er gesagt?»

«Dass ich mir nicht die Schuld dafür geben soll, was geschehen ist», erklärte er ihr. «Dass ich nicht mit dieser Schuld leben soll.»

Sie griff nach seinem Arm und drückte ihn. «Er hat Recht.»

«Er hat gesagt, ich sollte Dottie Weaver die Schuld geben.»

«Finde ich auch.»

«Dave Fine gibt auch Dottie die Schuld.»

«Das ist etwas anderes», korrigierte sie ihn und kam aus ihrem Stuhl hoch. «Jeffrey, sieh mich an ...» Sie wartete, bis er es tat. «Du hast nur getan, was du tun musstest.»

«Ich hab Jenny davon abgehalten, Mark zu erschießen, damit er sich dann den Strick nehmen konnte», sagte Jeffrey. «Er hat noch immer das Bewusstsein nicht wiedererlangt. Vielleicht wird er es nie tun.»

«Und das ist deine Schuld?», fragte sie. «Ich wusste ja gar nicht, dass du eine solche Macht besitzt, Jeffrey.» Dann zählte sie auf: «Du hast bewirkt, dass Jenny Weaver eine Waffe auf Mark richtete, du hast veranlasst, dass Mark sich aufgehängt hat. Hast du auch Dottie hierher zu uns gebracht? Hast du dafür gesorgt, dass sie Lacey entführte? Hast du arrangiert, dass Dottie zusammen mit Grace Patterson in jenem Krankenhaus arbeitete? Hast du sie dazu gebracht, Kinder zu missbrauchen?»

«Das sage ich ja gar nicht.»

«Und ob du das tust», beharrte sie. «Wenn du unbedingt jemandem die Schuld geben willst, dann gib sie mir.»

Er schüttelte den Kopf und sagte: «Auf keinen Fall.»

«Sie waren alle in meiner Sprechstunde», erklärte Sara. «Ich habe Mark und Lacey praktisch von ihrer Geburt an betreut, und Jenny war ebenfalls meine Patientin. Ist es also meine Schuld?»

«Natürlich nicht.»

«Und wieso soll es deine sein?»

Jeffrey stützte den Kopf in die Hand. Er wollte nicht, dass Sara merkte, wie durcheinander er war. «Du hast doch nicht abgedrückt», sagte er. «Du hast sie nicht getötet.»

Sara stand von ihrem Stuhl auf und kniete sich vor Jeffrey. Sie nahm seine Hände und sagte: «Du weißt, dass ich dir gesagt habe, wie sehr ich mich um dich Sorge, wenn ich nicht weiß, wo du bist, und das Telefon klingelt?»

Er nickte.

«Ich mache mir Sorgen, weil ich dich kenne», sagte sie und drückte seine Hände ganz fest, um ihren Worten Nachdruck zu verleihen. «Ich weiß, was für ein Cop du bist, und ich weiß auch, was für ein Mann du bist.»

«Und was für ein Mann bin ich?»

Sie sprach leiser und sanfter. «Ein Mann, der jeden Tag sein Leben riskiert, damit andere Menschen in Sicherheit leben können. Das liebe ich an dir», betonte sie. «Ich liebe es, dass du stark bist und die Dinge zu Ende denkst und dass du nicht einfach reagierst.» Sara legte die Hand auf seine Wange. «Ich liebe es, dass du zärtlich bist und dir Sorgen um Lena machst und dass du dich für alles, was in der Stadt geschieht, verantwortlich fühlst.»

Er wollte etwas sagen, aber sie drückte einen Finger gegen seine Lippen, damit er sie nicht unterbrach. «Ich liebe dich, weil du weißt, wie du mich trösten kannst und wie du mich auf die Palme bringen kannst und wie du meinen Vater so reizen kannst, dass er dich zu Brei schlagen möchte.» Sie senkte die Stimme. «Ich liebe es, wie du mich berührst und wie sicher ich mich fühle, wenn du bei mir bist.» Sie küsste seine Hände. «Du bist ein guter Mensch, Jeffrey», beteuerte sie ihm. «Hör auf Paul Jennings. Hör auf mich. Du hast das Richtige getan.» Sie zog seine Hände an ihre Lippen und küsste seine Fingerspitzen.

Sie sagte: «Es ist ja okay, die eigenen Handlungen infrage zu stellen, Jeffrey. Das hast du getan, und jetzt ist es Zeit, nach vorn zu schauen.»

Er sah auf die Felsen im See und fragte sich, ob wohl je in seinem Leben ein Tag kommen würde, an dem er nicht an Jenny Weaver denken müsste und seine Schuld an ihrem Tod.

Sara sagte nochmals: «Du bist ein guter Mensch, Jeffrey.»

Er glaubte ihr nicht. Wenn er nicht noch immer von seinem Hechtsprung auf Dave Fine Schmerzen im Knie hätte, wäre es vielleicht ein wenig leichter, oder wenn er sich nicht daran erinnern würde, wie gut es getan hatte, Arthur Prynne zwischen die Beine zu treten. Vielleicht auch, wenn er nicht mehr das angstvolle Augenpaar hinten im Wandschrank in Macon vor sich sehen würde.

«Jeffrey», wiederholte Sara. «Du bist ein guter Mensch.»

«Ich weiß», log er.

«Du musst es da drinnen wissen», sagte sie und legte die Hand auf seine Brust.

Jeffrey strich Sara das Haar hinters Ohr und konnte nichts anderes sagen als: «Du bist so schön.»

Sara verdrehte die Augen. «Mehr hast du nicht zu sagen?»

Er schlug vor: «Warum gehen wir nicht rein, damit ich dir ausführlicher antworten kann?»

Sara lehnte sich zurück und fragte verschmitzt: «Warum müssen wir denn reingehen?»

FREITAG

EINUNDZWANZIG

Lena biss die Zähne zusammen und trabte über den Asphalt. Sie hörte das Stakkato von Hanks Schritten hinter sich. Seine billigen Turnschuhe machten Geräusche wie die von Trommelstöcken auf einem Ölfass.

«Mehr hast du nicht drauf?», fragte er im Überholen. Sie ließ ihn eine Weile vorauslaufen und beobachtete ihn. Sonne tat ihm nicht gut, und statt zu bräunen, hatte seine teigige Haut sich nur rot verfärbt. Die Einstichnarben auf seinen Unterarmen setzten sich darauf wie ein burgunderrotes Relief ab, und seine Nackenpartie war krebsrot.

Seine Atemzüge klangen eher wie ein Pfeifen, aber er hielt sich wacker. Sie holte auf, um neben ihm zu laufen. Sein gelbgraues Haar klebte schweißnass an seinem Kopf. Doch Lena musste zugeben, dass er für einen alten Mann recht gut in Form war.

«Hier lang», sagte er.

Lena folgte ihm, als er scharf von der Straße abbog und auf einem Pfad durch den Wald weiterjoggte. Der weiche Untergrund brachte ihren schmerzenden Knien sofort Linderung, und ihre Oberschenkel fühlten sich nicht mehr so an, als würden sie durch die Hitze in den Muskeln in Flammen aufgehen. Sie hatte ihren toten Punkt überwunden, und früher hatte sie ebendiesen Moment so geliebt: den intensiven Schmerz zu spüren und ihn dann durch reine Willenskraft zu überwinden, sich dazu zu zwingen, die Strecke hinter sich zu bringen. Ihr Körper fühlte sich stark und kraftvoll an, ja, unbesiegbar, als könne sie tun, was sie wollte. Als wäre sie wieder die alte Lena.

Sie ahnte, wohin er lief, aber sie war doch überrascht, als sie den Friedhof erreichten. Sie joggtten zwischen den Grä-

berreihen entlang, schauten aber beide geradeaus und blieben nicht stehen, bis sie an Sibyls Grabstein angekommen waren.

Lena legte die Hand oben auf den Stein und nutzte ihn als Stütze, als sie die Beine ausschüttelte. Der schwarze Marmorstein fühlte sich kühl und gut an. Es war, als berührte sie dadurch auch Sibyl.

Hank stand neben ihr und hob sein T-Shirt hoch, um sich den Schweiß aus den Augen zu wischen.

«Meine Güte, Hank», sagte Lena und schirmte die Augen gegen das grelle Weiß seines Bauchs ab, auf dem ebenfalls Einstichnarben zu sehen waren. Darüber verlor sie jedoch kein Wort.

«Warm heute», sagte Hank. «Ich glaub aber, mit der Hitze ist es bald vorbei. Was meinst du?»

Es dauerte eine Weile, bis ihr klar wurde, dass er mit ihr sprach und nicht mit Sibyl.

Er redete weiter vom Wetter, und Lena stand einfach daneben und versuchte nicht zu zeigen, wie unbehaglich ihr zumute war.

Sie betrachtete Sibyls Grabstein. Hank hatte alles in die Hand genommen und auch den Wortlaut der Inschrift auf dem Stein bestimmt. Über den Daten stand eingemeißelt: SIBYL MARIE ADAMS, NICHT, SCHWESTER, FREUNDIN. Lena war überrascht, dass er nicht Nan zu Gefallen auch noch das Wort «Geliebte» in den Stein hatte meißeln lassen. Das hätte ihm nämlich ähnlich gesehen.

«Sieh nur», murmelte er und beugte sich vor dem Stein hinab. Jemand hatte eine kleine Vase mit einer einzigen weißen Rose an den Fuß des Steins gestellt. In der Morgenhitze wurde die Blume welk. «Ist die nicht hübsch?»

«Ja», sagte Lena, erkannte aber an Hanks verblüffter Miene, dass er diesmal mit Sibyl gesprochen hatte.

Er sagte: «Ich möchte wetten, die hat Nan hier hingestellt. Sibyl hat weiße Rosen schon immer gemocht.»

Lena schwieg. Nan hatte die Blume wahrscheinlich an diesem Morgen hergebracht. Wahrscheinlich kam sie immer sehr früh am Morgen her, denn Lena war ihr auf dem Friedhof noch nie begegnet. Nicht dass sie oft Sibyls Grab besuchte. Anfangs war es ihr nicht möglich gewesen, herzukommen, denn das Gehen fiel ihr schwer und sie konnte auch nicht so lange im Auto sitzen. Dann hatte sie sich geschämt, hatte gemeint, dass Sibyl wusste, was inzwischen geschehen war, dass Lena sich irgendwie verändert, ja, klein beigegeben hatte. In letzter Zeit war es ihr immer unheimlicher vorgekommen, ihre tote Schwester zu besuchen. Und die Art, wie Hank zu Sibyl sprach, als sei sie noch da, war ihr irgendwie peinlich.

Hank sagte: «Weiß sieht hübsch aus vor dem Schwarz, findest du nicht auch?»

«Ja.»

Sie standen da, Lena mit übereinander geschlagenen Armen, Hank mit den Händen in den Taschen, und starrten auf den Grabstein. Die einzelne Rose machte sich vor dem schwarzen Marmor wirklich gut. Lena hatte nie verstanden, warum die Menschen Blumen in eine Leichenhalle oder auf den Friedhof schickten, aber jetzt ging ihr auf, dass Blumen den Hinterbliebenen Freude machen sollten, dass sie an das Leben auf der Welt erinnern und Mut machen sollten, nach vorne zu schauen.

Hank wandte sich zu ihr. «Ich geh nach Reece zurück», sagte er. «Vielleicht schon morgen.»

Lena nickte und schluckte, obwohl ihr ein Kloß im Hals steckte. «Ja», sagte sie. «Das ist wahrscheinlich 'ne gute Idee.» Sie hatte ihm noch nicht erzählt, dass ihr von Jeffrey ein Ultimatum gestellt worden war: Entweder sie nahm sich die Zeit für eine Therapie, oder sie brauchte gar nicht mehr auf der Wache zu erscheinen. Zum Teil hatte sie es für sich behalten, weil sie nicht wollte, dass Hank für sie die Entscheidung traf. Er hätte sie bestimmt am

liebsten wieder mit nach Reece genommen und ihr einen Job in seiner Bar gegeben, damit sie ihr Leben unter seinen wachsamen Blicken führte. Das würde jedoch nicht wirklich funktionieren, denn eines Tages würde Hank nicht mehr sein. Er war ein alter Mann. Er würde nicht ewig da sein, und was würde aus ihr, wenn er nicht mehr war?

Der Gedanke, dass Hank eines Tages tot sein würde, trieb ihr Tränen in die Augen. Sie wandte den Blick von ihm ab und versuchte, die Fassung zurückzugewinnen. Stumm zog er sein Taschentuch hervor und reichte es ihr. Das Tuch war feucht von seinem Schweiß und warm dazu, aber sie benutzte es dennoch, um sich die Nase zu putzen.

«Ich kann es aufschieben», bot er an.

«Nein», sagte sie. «Es ist wahrscheinlich besser.»

«Ich verkaufe die Bar», schlug er vor. «Ich kann auch hier einen Job finden.» Er fügte hinzu: «Oder du könntest mit mir kommen, zurück nach Hause.»

Sie schüttelte ablehnend den Kopf und spürte, dass ihr wieder die Tränen in die Augen schossen. Sie konnte Hank nicht sagen, dass nicht sein baldiger Auszug aus ihrer Wohnung sie so erschütterte, sondern der Gedanke, dass er eines Tages tot sein würde. Aber das war alles zu morbide, und was sie sich wirklich von ihm wünschte, ja, was sie brauchte, war die Gewissheit, dass sie nur zum Telefon greifen musste, und er wäre da. Mehr hatte Lena nie von Hank erwartet. Und das war letztlich auch das eine, was er ihr immer gegeben hatte.

Hank räusperte sich und sagte: «Du bist doch immer die Starke gewesen, Lee.»

Sie lachte, denn sie hatte sich noch nie so schwach und hilflos gefühlt wie jetzt.

«Bei Sibby wusste ich immer, dass ich für sie da sein musste, dass ich ihr bei jedem Schritt des Weges die Hand

halten musste.» Er hielt inne. «Bei dir war es schwerer. Du wolltest mich nicht. Brauchtest mich nicht.»

«Ich weiß nicht, ob das stimmt.»

«Teufel auch, so war es», entgegnete er. «Du hast immer deinen eigenen Kopf gehabt. Hast dir das College geschenkt, bist auf die Polizeiakademie gegangen und dann hergezogen, hast mir erst davon erzählt, als alles feststand.»

Lena hatte das Gefühl, etwas sagen zu müssen, aber sie wusste nicht, was.

«Na gut», sagte er und nahm das Taschentuch zurück, «ich werde dann morgen ausziehen.»

«Okay.» Lena nickte und wandte sich wieder Sibyls Grab zu.

«Die brauchen dich hier wahrscheinlich noch eine ganze Weile», sagte Hank. «Wo das Mädchen endlich gefunden ist. Ich bin sicher, es gibt hier noch 'ne Menge Kinder, die dasselbe durchgemacht haben. Das sind gar nicht nur so vereinzelte Fälle, wie man denkt.»

«Nein», stimmte Lena zu. «Sind es nicht.»

«Gut jedenfalls, dass die Kleine wieder da ist», fügte Hank hinzu. «Dass dein Chief sie gefunden hat.»

«Ja», sagte Lena, aber sie machte sich Sorgen um Lacey Patterson. Was mochte man ihr in dem Haus angetan haben? Welche Erinnerungen würde sie für den Rest ihres Lebens mit sich herumschleppen müssen? Würde sie überhaupt fähig sein, sie zu ertragen, oder würde sie, wie ihr Bruder, im Tod den leichteren Weg suchen? Lena wusste nur zu gut, dass die Verlockung sehr groß war. Immer noch war sie nicht sicher, ob sie nicht morgen entscheiden könnte, dass es sinnlos war weiterzuleben.

Hank sagte: «Tut mir Leid, dass ich dich zu Prediger Fine schicken wollte. Man kann es einem Menschen wohl nicht an der Nasenspitze ansehen.»

Lena konnte die Entschuldigung gut annehmen. «Brad ist ein Cop, und er hat es auch nicht geahnt», sagte sie, aber wenn Hank ihren Kollegen Brad gekannt hätte, wüsste er, dass ihre Worte kein großer Trost waren.

Hank stopfte das Taschentuch wieder in die Hose. Er ließ die Hände sinken und berührte dabei für einen Sekundenbruchteil ihren Handrücken. Wie Lena schwitzte auch er, und sie spürte die Hitze, die von seiner Haut ausstrahlte.

Nach einer Weile sagte er: «Du weißt, wenn du mich brauchst, kannst du mich jederzeit anrufen, okay? Du weißt, ich bin für dich da.»

Lena lächelte, und diesmal spürte und wusste sie es wirklich. «Ja, Hank», sagte sie. «Das weiß ich.»

Lena ging durchs Hospiz und versuchte durch den Mund zu atmen, damit der Gestank sie nicht überwältigte. In diesem Gebäude herrschte ein bestimmter Geruch, der sie an Pisse und Alkohol erinnerte. Irgendwie also auch an Hanks Bar.

Sie drückte den Fahrstuhlknopf, und als er dann langsam in den zweiten Stock zuckelte, packte sie die Klaustrophobie. Mit der Hand wischte sie sich den Nacken ab. Nach dem Lauf mit Hank hatte sie zwar ausgiebig geduscht, aber bei der Hitze schwitzte sie schon wieder.

Sie seufzte erleichtert, als die Tür aufging und ihr kein Uringeruch in die Nase stieg. Die meisten Patienten auf Marks Etage hatten Katheter und wurden in saubererem Zustand gehalten als ihre etwas aktiveren Kollegen auf den niedrigeren Etagen. Deswegen war der Gestank hier oben auszuhalten.

Sie trat auf den Flur und blickte aus dem Fenster an der gegenüberliegenden Wand. Die Wolken waren dunkel und schwer. Allem Anschein nach würde es sehr bald regnen. Sie fühlte sich an den Morgen erinnert, als Grace Patterson gestorben war, und daran, wie sie hinter dem schlafenden

Teddy Patterson gestanden und dem Sonnenaufgang zugeschaut hatte. Dabei hatte sie den Gedanken ausgetestet, dass die verbrecherische Frau, die sterbend vor ihr im Bett lag, nie wieder in der Lage sein würde, die Sonne auf dem Gesicht zu spüren. Lena hatte ihre Entscheidung, Grace Patterson nicht friedlich sterben zu lassen, nie hinterfragt. Sie wusste einfach, dass sie richtig gehandelt hatte.

«Kann ich Ihnen helfen?», fragte eine Frau, als Lena an der Schwesternstation vorbeiging.

«Ich suche das Zimmer von Mark Patterson», sagte sie.

«Oh», sagte die Frau verblüfft. «Der hat noch überhaupt keinen Besuch bekommen.»

Lena hätte sich denken können, dass Teddy Patterson seinen Sohn nicht sehen wollte, aber trotzdem war sie verwundert. Und obwohl sie die Antwort kannte, musste sie doch fragen: «Hat er das Bewusstsein wiedererlangt?»

Die Frau schüttelte den Kopf, sagte «Nein» und deutete den Korridor hinunter. «Dreizehn», sagte sie zu Lena. «Rechts, links und dann gegenüber der Wäschekammer.»

Lena bedankte sich und folgte der Richtungsangabe. Auf dem Weg strich sie mit den Fingern über das Geländer im Korridor und ließ sich absichtlich Zeit. Es gab für sie nicht den geringsten Anlass, Mark zu besuchen. Sie arbeitete nicht an dem Fall. Verdammt, sie wusste ja nicht einmal, ob sie noch zu den Cops gehörte.

Obwohl Mark sie nicht auffordern konnte einzutreten, klopfte Lena an die Tür mit der Zahl 310. Sie wartete einen Moment und stieß sie dann auf. Die Lampen brannten nicht, und niemand hatte sich die Mühe gemacht, die Jalousie zu öffnen, um Licht hereinzulassen. Mark lag in seinem Bett, von Schläuchen umgeben, die in ihn hineinführten und auch wieder heraus, und sah blasser aus, als sie ihn je gesehen hatte. Maschinen summten und pulsierten leise im Hintergrund, und ein Beutel voll Urin

hing an dem Geländer, das rund um sein Bett lief. Der Raum war karg möbliert und seelenlos. Auf dem Nachttisch standen keine Blumen, und ein einsamer Stuhl war gegen die Wand geschoben. Der Fernseher war abgeschaltet, die dunkle Mattscheibe sah beinahe unheimlich aus.

«Lassen wir ein wenig Licht herein», sagte Lena, da sie ohnehin nicht wusste, was sie sonst tun sollte. Sie drehte den Stab an der Jalousie, um die Lamellen zu öffnen. Gleißendes Licht ergoss sich ins Zimmer. Sie wandte sich wieder Mark zu und stellte die Jalousie so ein, dass er nicht das volle Sonnenlicht abbekam.

Um den Schlauch, der in seinen Mund führte und ihm beim Atmen half, hatte sich Speichel abgesetzt. Lena ging ins Bad und feuchtete einen Waschlappen mit warmem Wasser an. Damit wischte sie dem Jungen den Mund ab. Und weil es ihr so gut getan hatte, als sie im Krankenhaus war, betupfte sie ihm mit dem gefalteten Waschlappen Gesicht und Hals. Auch seine Arme wischte sie ab. Als Nächstes nahm sie eine Flasche mit Lotion aus dem noch ungeöffneten Pflegeset für Patienten, das auf einem Ständer neben dem Bett lag. Sie wärmte die Lotion in den Händen, bevor sie ihm Arme und Hals einrieb. Zum Schluss befeuchtete sie auch noch sein Gesicht damit. Lena war nicht sicher, hatte aber das Gefühl, dass er danach schon gleich etwas mehr Farbe hatte.

«Sieht so aus, als würden sie dich hier gut behandeln», sagte Lena, obwohl sie sich fragte, ob das stimmte. «Ich, äh ...», fing sie an, hielt aber gleich wieder inne. Sie sah zur Tür und kam sich albern vor, weil sie mit Mark redete, obwohl er sie doch gar nicht hören konnte. Kaum weniger blöd als Hank, der mit Sybils Grab sprach.

Aber trotzdem nahm sie die Hand des Jungen. «Lacey geht es gut», sagte sie ihm. «Na ja, zumindest ist sie wieder da. Man hat sie in Macon gefunden, und sie ist ...»

Lena sah sich im Zimmer um. So recht wusste sie nicht, wie sie sich verhalten sollte.

«Man überwacht das Postamt», erzählte sie Mark. «Der Chief glaubt, dass Dottie bald auftauchen wird.» Lena atmete tief durch und hielt die Luft einen Augenblick an, bevor sie weiterredete. «Wir werden sie schnappen, Mark. Sie wird nicht davonkommen.»

Sie schwieg und hörte auf den Rhythmus des Beatmungsgeräts, das Luft in seine Lungen presste und wieder heraussog. Natürlich antwortete Mark ihr nicht, und wieder kam sie sich albern vor. Warum tat Hank dasselbe mit Sibyl? Was erreichte er damit, dass er ihr Dinge erzählte? Es war doch, als spräche man in den Wind. Es war eigentlich nicht anders, als spräche man mit sich selbst.

Lena lachte, als ihr klar wurde, dass Hank es ebendarum tat. Mit jemandem zu sprechen, der einem nicht antworten konnte, der weder Anteilnahme noch Ablehnung, noch Wut oder Hass äußern konnte, bedeutete uneingeschränkte Freiheit. Man konnte alles sagen, was man wollte, ohne Widerspruch fürchten zu müssen.

«Ich bin nicht sicher, ob ich Cop bleiben kann», beichtete sie Mark und kam sich ein wenig leichtsinnig vor, als sie es laut aussprach. Sie hatte seit einer ganzen Weile mit diesem Gedanken gespielt wie mit einer Murmel, die man durch ein Labyrinth laufen lässt, aber wirklich akzeptiert hatte sie diese Möglichkeit nicht. Bis jetzt.

«In ein paar Tagen hab ich ein Gespräch mit meinem Boss.» Sie hielt inne und betrachtete die Tätowierung auf Marks Hand. Sie fragte sich, was sie wohl tun könnte, um sie entfernen zu lassen. Es gab Methoden, Tattoos zu entfernen. Das hatte sie zufällig einmal im Fernsehen mitbekommen.

«Ich weiß nicht, was ich Jeffrey sagen soll», gestand sie und kam sich immer noch albern dabei vor. «Ich hab mit

Hank gesprochen, und ich weiß, dass ich auch zu ihm nach Reece ziehen könnte.» Sie unterbrach sich. «Aber ich weiß nicht so recht.»

Lena bemerkte, dass seine Decke verrutscht war. Sie ging ums Bett herum und schob sie wieder zurecht. Sie strich den Stoff glatt und sagte: «Na ja, jedenfalls will ich Sibyl nicht hier allein lassen. Ich weiß, sie hat Nan, die sich um sie kümmert, aber trotzdem ...»

Lena ging im Zimmer umher und überlegte, was sie noch sagen sollte. Der Klang ihrer Stimme im Zimmer machte sie befangen, aber es tat sehr gut, diese Dinge zu sagen, die Worte auszusprechen, die ihr schon so lange völlig ungeordnet durch den Kopf gingen.

Der Stuhl kratzte über den Boden, als sie ihn ans Bett schob. Sie setzte sich und nahm wieder Marks Hand. «Ich wollte dir sagen ...», begann sie, konnte aber nicht weiterreden. Schließlich zwang sie sich dazu: «Ich wollte dir nur sagen, dass es mir Leid tut, wie ich reagiert habe, als du mir erzählt hast, was los war ...» Sie hielt inne, als erwartete sie eine Antwort, und erläuterte dann: «Zwischen dir und deiner Mutter.»

Lena sah ihm ins Gesicht und überlegte, ob er sie wohl hören konnte.

Sie fuhr fort: «Ich wollte dich nur wissen lassen, dass ich es verstehe. Ich meine, ich verstehe es so gut, wie ich eben kann.» Sie schüttelte den Kopf. «Ich meine ...», fing sie an, hielt aber auch gleich wieder inne. «Ich weiß, was es dich gekostet hat, Mark. Ich weiß, was es dich gekostet hat, mir dein Geheimnis zu erzählen.» Sie machte eine Denkpause, erinnerte sich daran, zwischendurch zu atmen. «Du hattest ja Recht, als du sagtest, ich hätte dasselbe durchgemacht und wüsste, wovon du redest.»

Sie sah ihn wieder an, und noch immer blieb er stumm. Im Rhythmus der Pumpe, die ihn zu atmen zwang, hob und

senkte sich sein Brustkorb. Der Herzmonitor gab Pieptöne von sich.

«Ich hätte nicht gedacht, dass es so schwierig sein würde», flüsterte sie. «Ich dachte, ich könnte stark sein ...» Wieder hörte sie zu sprechen auf. «Du hattest aber Recht. Ich war ein Feigling. Ich bin ein Feigling.»

Lena atmete tief ein und hielt die Luft an, bis ihre Lungen zu bersten drohten. Sie hatte das Gefühl, der Raum würde immer kleiner und beklemmender, und dann war sie plötzlich wieder an jenem dunklen Ort, an den Boden gefesselt, und auch er war irgendwo im Haus, nahm aber keine Notiz von ihr. Am schlimmsten war es immer, wenn die Wirkung der Drogen nachließ und ihr bewusst wurde, wo sie war und was ihr angetan wurde und dass sie so absolut machtlos war. Ihr Brustkorb fühlte sich an, als wenn jemand ihn ausgehöhlt und dann mit flüssig-schwarzem Gift gefüllt hatte. Wenn sie an diesen Ort gelangte, diesen nackten, von allem entkleideten Ort, wurde das Licht unter der Tür zu ihrer Erlösung, und sie stellte fest, dass sie den Mann sehen wollte, dass sie seine Stimme hören wollte, koste es, was es wolle.

«Ich hatte solche Angst», sagte sie zu Mark. «Ich wusste nicht, wo ich war oder wie viel Zeit vergangen war oder was überhaupt los war.»

Sie spürte, dass sich ihr die Kehle zuschnürte, weil die Erinnerung so übermächtig wurde. «Er hat mich auf den Fußboden genagelt», eröffnete sie Mark, obwohl er es bestimmt bereits wusste. «Er hat mich festgenagelt, und ich konnte nicht weg. Mir blieb keine Wahl. Mir blieb nichts anderes übrig, als zu warten und ihn mit mir machen zu lassen, was er wollte.»

Lena atmete jetzt keuchend, und sie merkte, dass sie zurückkehrte in jenen Raum, in der Falle und hilflos. «Die Drogen ...», sagte sie, unterbrach sich aber sofort. Mark hatte offenbar auch zu Drogen gegriffen, um seinen

Schmerz zu betäuben. Nur dass Lena nicht die Wahl gehabt hatte, was sie wann nehmen würde.

«Er hat mir diese Drogen eingeflößt», sagte sie. «Die gaben mir das Gefühl ...» Wieder suchte sie nach den passenden Wörtern. «Frei zu sein», sagte sie. «Als ob ich schwebte, als ob ich über allem schwebte. Und Greg, mein Freund – Exfreund –, war auch da.» Sie unterbrach sich wieder und dachte an den Greg aus ihren Drogenträumen, nicht den Greg, den sie tatsächlich gekannt hatte. In ihren Träumen war Greg viel selbstsicherer, wusste ihren Liebesakt besser zu kontrollieren. In diesen Träumen stieß er sie voran, stieß sie bis an jene Grenze, wo sie nicht mehr unterscheiden konnte zwischen Schmerz und Lust und auch nicht mehr unterscheiden wollte. Wenn sie sich in diesem Zustand befand, begehrte sie nur, dass er in ihr war, dass er sie berührte, dass er sie ganz ausfüllte, aber immer noch tiefer in sie hineinstieß, bis sie zu explodieren glaubte. Wenn er sie bis zu diesem Punkt gebracht hatte, war die Erlösung beinahe ätherisch. Sie hatte in ihrem Leben noch nie solche Wonnen erlebt wie die, wenn ihr Körper sich ihm vollständig öffnete.

Sie sagte zu Mark: «Greg war nie so gewesen. Das wusste ich. Das sagte mir mein Kopf.» Sie drückte Marks Hand. «Ich ahnte es irgendwo, aber es war mir egal. Ich wollte mit ihm zusammen sein. Ich wollte ihn spüren.»

Sie schlug die Hand auf den Mund, aber jetzt gab es kein Zurück mehr. «Dann verloren die Drogen langsam ihre Wirkung», sagte sie mit dem Gefühl, als spräche sie über jemand Fremden. «Und dann begann ich, konkrete Dinge zu spüren. Ich merkte ganz langsam, was geschehen war und was geschah. Mir wurde bewusst, wer ich wirklich war.» Sie schluckte schwer. «Was ich mit ihm getan hatte.» Vor Ekel drehte sich Lena der Magen um. «Die Laute, die ich von mir gegeben hatte», flüsterte sie und erinnerte sich jetzt an sie, wusste wieder, mit welchen

Worten sie ihm geantwortet hatte, wie sie ihn angefleht hatte, so wie sie flehentlich einen Liebhaber bitten würde. Sie ließ die Hand auf die Brust sinken und fühlte ihr Herz schlagen. «Und dann habe ich geweint», sagte sie, und die Tränen liefen ihr übers Gesicht. «Ich habe geweint, weil ich mich so vor mir selbst geekelt habe, und ich habe geweint, weil ich mich so allein fühlte.» Sie wischte sich mit dem Handrücken übers Gesicht. «Ich weinte, weil ich nicht allein sein wollte, weil ich nicht wissen wollte, was geschehen war. Und wenn er dann zu mir kam ...», flüsterte sie. «Wenn er wieder in den Raum zurückkam und ich nicht mehr allein war ...»

Lena musste aufhören, weil sie zu hyperventilieren begonnen hätte, wenn sie ihre Atmung nicht unter Kontrolle bekam. Sie betrachtete Marks Hand und rieb mit den Fingern über die Tätowierung.

Seine Beichte brach wieder über Lena herein, und sie konnte jetzt hören, was sie vor kurzem im Trailer nicht hatte hören wollen. Über das Verbrechen, das an ihm begangen worden war, hatte er wie ein Liebender gesprochen, der sich an einen besonders leidenschaftlichen Augenblick erinnert. Nachdem Lena seine Worte wieder und wieder im Kopf abgespielt hatte, verstand sie schließlich, warum er sich mit der Tätowierung gebrandmarkt hatte. Sie kannte das Schuldgefühl, das Mark mit sich herumschleppte wie einen Amboss, den man an sein Herz geschmiedet hatte. Ein Teil von ihm würde immer Sohn seiner Mutter bleiben. Ein Teil von ihm würde immer in jenem Trailer sein und Musik hören, bis seine Mutter hereinkam und ihn vergewaltigte. Ein Teil von ihm würde sich immer daran erinnern, was für ein gutes Gefühl es gewesen war, wenn auch nur für einen kurzen Moment, in sie eingedrungen zu sein, sie zu ficken. Wohin er auch ging oder was er tat, Mark würde das Brandmal in sich tragen. Die Tätowierung sorgte nur dafür, dass andere es

ebenfalls sahen. Die Tätowierung war Marks Art, den Menschen zu sagen, dass er nicht zu ihnen gehörte, sondern immer nur seiner Mutter. Was sie getan hatte, hatte ihn innen gezeichnet, wie es Nadel und Tinte auf seiner Haut nie tun konnten.

Für den Rest seines Lebens und vielleicht auch in diesem Moment, gefangen in seinem Körper, barg Mark in sich das Wissen, dass er dabei Lust empfunden hatte. Für ebenjenen kurzen Moment war er der Liebling seiner Mutter gewesen, hatte er das, was er für Liebe hielt, zum ersten Mal erlebt. Auf ihre kranke und perverse Weise hatte Grace Patterson ihrem Sohn zum ersten Mal in seinem Leben das Gefühl gegeben, geliebt zu werden, und er hatte sie dafür wiedergeliebt, obwohl er sie gleichzeitig dafür gehasst hatte, dass sie ihm etwas so Schlimmes antat.

Bis auf die Geräusche der Maschinen und das Pulsen des Bluts in Lenas Ohren war es im Krankenzimmer still. Sie hörte ein hohes Winseln, aber sie wusste, dass es nur in ihrem Kopf existierte. Sie wollte aufstehen, Mark loslassen und ihn in seinem Bett sterben lassen.

Doch sie hatte es bis hier geschafft. Niemand war da, der ihr Einhalt geboten hätte, niemand, der sich dem Wahnsinn ihres Geständnisses widersetzt hätte. Nur Lena befand sich in diesem Zimmer, und wenn Mark doch noch da war, wenn er wirklich hier bei ihr war und hören konnte, was sie sagte, dann war er wahrscheinlich der einzige Mensch auf der Welt, der verstehen konnte, was sie sagte.

«Ich war so einsam, wenn er mich verließ», sagte Lena. Ihre Stimme war nur noch ein heiseres Flüstern, als sie sich zwang, an jenen grauenvollen Ort zurückzukehren. Sie biss die Zähne zusammen, wusste nicht, ob sie es schaffen würde. Es war dieser Teil, der sie jedes Mal wieder umbrachte, der Grund, warum sie niemals in eine Therapie gehen oder irgendeinem Menschen erzählen

würde, was vor vier Monaten in jenem Raum wirklich geschehen war.

«Wenn er zurückkam – zurück in den Raum – und ich nicht mehr allein war ...» Lena schwieg. Sie schluchzte und bekam kaum Luft. Sie konnte es nicht aussprechen. Sie konnte es nicht über sich bringen, jemandem dies zu gestehen, nicht einmal Mark, nicht einmal dieser leblosen Hülle, die gar nicht mehr Mark war. Sie war nicht stark genug. Sie brachte es nicht über sich.

«Scheiße», schrie Lena, mit aller Kraft bemüht, nicht zusammenzubrechen. Ihr Körper bebte, und bald war sie nur noch ein schluchzendes Häufchen Elend. Sollte Mark noch etwas spüren können, würde er spüren, dass ihre Hände zitterten und dass Angst ihren Körper gepackt hatte. Wie niemand anders würde er den Schmerz verstehen, der sie tief im Innern quälte. Mit Pillen wäre dieser Schmerz niemals zu vertreiben. Nicht einmal ein Geschoss, das ihr Hirn durchbohrte, würde diese Erfahrung auslöschen können, und Lena wusste, dass selbst wenn es ihr gelänge, den Abzug zu drücken oder all diese Tabletten zu schlucken, sogar dann würden ihre letzten Gedanken bei ihm sein.

«Nein», sagte Lena und schüttelte heftig den Kopf. «Nein, nein, nein», wiederholte sie und dachte dabei an das, was Nan gesagt hatte, und wusste, was Sibyl gesagt hätte, wenn sie jetzt bei ihr wäre.

«Sei stark», sagte Lena an Sibyls Stelle. «Sei noch stärker, als du jetzt schon bist.»

Lena dachte auch an Hank, der in ihrem Bad auf dem Boden gesessen und hemmungslos geweint hatte, so wie sie jetzt weinte.

«Wenn er zu mir in den Raum zurückkam», begann Lena. Sie zwang sich weiterzureden, wollte sich mit aller Kraft dazu bringen, seinen Namen zu sagen. «Wenn er zu mir zurückkam», wiederholte sie, «war ein Teil von mir wie

erlöst.» Sie hielt wieder inne, weil sie wusste, dass es immer noch nicht stimmte. Sie konnte Mark das alles sagen, weil Mark es verstand. Er wusste, wie es sich anfühlte, so leer zu sein, dass man gierig annahm, was immer die Menschen einem anboten. Sie kannte die Einsamkeit, in einem stockdunklen Raum eingeschlossen zu sein und nichts tun zu können als zu warten. Sie wusste, dass irgendwann der Punkt kam, an dem der Verstand sagte, dass alles falsch war, der Körper aber sein eigenes verräterisches Spiel trieb und nach Trost lechzte, ganz gleich, wer es war.

Sie schluchzte, setzte nochmals an. «Wenn er zurückkam in den Raum», begann sie, «war ein Teil von mir ... glücklich.»

ZWEIUNDZWANZIG

Im Hinterzimmer der Kinderklinik saß Sara Lacey Patterson gegenüber. Erst vor wenigen Tagen war Lacey hierher gekommen, um Hilfe zu suchen. Sie hatte Unausprechliches hinter sich. Sara blieb eigentlich nichts anderes übrig, als abzuwarten, bis das Mädchen sprach. Aber dann fragte sie doch: «Dottie hat dich einfach in Waynes Haus zurückgelassen?»

«Ja», sagte Lacey und blickte auf ihre Schuhe. Sie hatte darum gebeten, auf dem Fußboden sitzen zu dürfen, und Sara war der Bitte nachgekommen, um die Situation für das Mädchen so angenehm wie möglich zu machen. Lacey wollte nicht, dass Sara ihr zu nahe kam. Also saß sie mitten im Zimmer, und Sara lehnte mit dem Rücken an der geschlossenen Tür.

Lacey sagte: «Von den Pillen wurde ich müde.»

«Und du erinnerst dich an nichts bis zu dem Zeitpunkt, als du im Krankenhaus aufgewacht bist?»

Sie nickte und kaute an ihren Fingernägeln. Die Zeit verstrich, und das junge Mädchen hatte den Daumennagel bis zur Nagelhaut abgekauert und wollte sich gerade dem kleinen Finger widmen, als Sara nach ihrer Hand griff, um sie davon abzuhalten.

«Du tust dir doch weh», sagte Sara, erkannte aber sofort, dass diese Ermahnung reichlich sinnlos war.

Lacey knabberte an der Nagelhaut und fragte: «Wird Mark irgendwann mal wieder okay sein?»

«Das weiß ich nicht, mein Liebes.»

Lacey verkrampfte sich, fing aber nicht zu weinen an. «Ich wollte ihn doch nicht verletzen.»

«Was meinst du damit?»

«Er hat sich mal wieder auf mich gestürzt, und da hab ich eben das Messer genommen.»

«Du warst es also, die ihm die Schnittwunden zugefügt hat?»

Sie nickte und nahm sich einen neuen Fingernagel vor. «Sie waren bei Dottie, haben Sachen aus dem Haus geräumt und dann auch neu gestrichen. Ich hatte mich versteckt, aber Mark hat mich gefunden. Ich hab ihm einen Fußtritt an den Kopf gegeben.» Sie nahm die Finger aus dem Mund. «Mark wollte nicht, dass ich hierher zu Ihnen gehe. Ich wollte mich nur verabschieden, und dann hab ich solche Angst bekommen, dass mir schlecht geworden ist. Es tut mir Leid.»

«Schon gut», besänftigte Sara. «Dann tauchte Mark auf? Und da bist du davongerannt. Dottie hat dich in den schwarzen Wagen gezogen?»

Lacey nickte, wollte aber immer noch nicht sagen, wer den schwarzen Wagen gefahren hatte. Sie fragte: «Glauben Sie, dass er deswegen versucht hat, sich umzubringen? Weil ich ihn geschlagen habe?»

«Nein», versicherte Sara. «Ich glaube, Mark hatte eine ganze Menge Probleme, und deswegen meinte er, das sei der einzige Ausweg.»

«Darf ich ihn besuchen?»

«Wenn du möchtest.»

«Ja.»

Sara lehnte sich zurück und beobachtete das Mädchen beim Nägelkauen. Lacey trug jetzt einen ganz kurzen Raspelhaarschnitt. Dottie hatte sie wahrscheinlich als Jungen ausgeben wollen, bis sie sie an den Meistbietenden verkaufen konnte.

«Kommt mein Daddy bald zurück?», fragte Lacey. «Möchtest du ihn denn sehen?»

«Er hat nichts gewusst», sagte sie, als hätte sie Saras Gedanken gelesen. «Ich wusste das von Mark und Mama, aber Daddy hat nichts gewusst.»

«Bist du sicher?»

Sie nickte. «Wenn er's rausgefunden hätte, dann hätte er Mark umgebracht.»

«Und was ist mit dir, Kleines?», fragte Sara. «Hat Mark dich je angefasst?»

Sie blickte zur Seite.

«Lacey?»

Sie schüttelte heftig den Kopf, aber Sara glaubte ihr nicht. Sie war immer noch hin und her gerissen, was Mark Patterson betraf. Einerseits war er ein Opfer, aber es bestand auch kein Zweifel daran, dass er aktiv an Missbrauch beteiligt gewesen war.

Lacey sagte: «Mark war lieb zu mir.»

Sara kommentierte nicht. «Hat Dottie je Fotos von dir gemacht?»

«Nein», sagte sie. «Aber von Mark und Jenny. Von denen haben sie Fotos gemacht, und manchmal waren sie auch in Filmen. Da bin ich selbst mal dabei gewesen.»

«Aber du hast das nie gemacht?»

Lacey hatte schon wieder die Finger im Mund. «Mark hat gedroht, wenn er mich dabei erwischt, dann wird er es Daddy sagen.»

«Mark wollte nicht, dass du so was tust?»

«Ich wollte aber», entgegnete sie im schmollenden Ton eines trotzig kleinen Mädchens. «Jenny durfte, und deswegen konnte sie mit zu einer Party und es mit 'ner Masse Jungs treiben.»

«Glaubst du denn, dass Jenny das gerne getan hat?»

«Ich hab's einmal versucht, und Mark hat es herausgefunden.» Sie ließ die Hand in den Schoß fallen. «Da hat er mich dann verprügelt.»

Sara musste das erst verdauen. Sie hätte im Traum nicht gedacht, dass Mark versucht hatte, seine Schwester zu beschützen.

«Deswegen ist Mark festgenommen worden, nicht wahr?»

Lacey schien erstaunt zu sein, dass Sara davon wusste.

«Ja.»

«Aber deinem Vater hat er nichts gesagt?»

«Ich hab gesagt, wenn er das tut, sag ich Daddy das von ihm und Mama.»

Das «von ihm und Mama» klang so monoton, als seien diese Worte wieder und wieder benutzt worden. Sara malte sich aus, dass Lacey diese Drohung oft ausgesprochen hatte. Irgendwie war sie ja noch ein Kind, und die meisten Kinder würden nichts unversucht lassen, um ihren Willen zu bekommen.

«Ich mochte es sowieso nicht», sagte Lacey. «Ich hab ihm gesagt, dass ich es nicht mehr machen würde. Mir gefiel es nicht.» Sie runzelte die Stirn. «Dottie war gemein bei solchen Sachen. Ganz anders, als sie war, wenn wir gespielt haben.»

«Du hast mit ihr gespielt?»

«Manchmal kam sie als Babysitter zu uns.» Lacey schmunzelte. «Sie spielte mit uns dann dieses Spiel, wo wir uns alle fein anzogen haben, und dann ist sie mit uns ins Kino gegangen. Wir durften so angezogen bleiben.»

«Das klingt nett.»

«Sie war aber nicht immer so.» Lacey kratzte eine verschorfte Wunde an ihrem Bein auf. «Manchmal war sie richtig fies, und dann mochte ich sie gar nicht.»

«Das verstehe ich gut», sagte Sara zu ihr. «War sie eigentlich diejenige, die von Reinheit gesprochen hat?»

Ruckartig hob Lacey den Kopf. «Wo haben Sie das gehört?»

Sara entschloss sich zu einer Lüge. «Mark hat es mir erzählt.»

«Das würde er Ihnen niemals erzählen.»

«Bist du sicher?»

Sie zuckte nur die Achseln, und Sara merkte, dass sie nicht sicher war. «Dottie wurde wütend auf Jenny und sagte, dass sie davon besessen wäre.»

«Besessen von was?»

«Was sie da drüben mit kleinen Mädchen machen», murmelte sie. «Jenny hat letztes Jahr diesen Schulaufsatz über Afrika geschrieben und über die verschiedenen Stämme. Sie sagte, die Frauen da hätten das Glück, dass sie immer alle zu anderen Menschen gehörten. Zu ihren Daddys oder zu ihren Ehemännern, und solange sie das Richtige taten, waren sie sicher.»

«Glaubst du das auch, Lacey?»

Sie beachtete Saras Frage nicht. «Dottie wurde wütend darüber. Aber Jenny wollte nicht damit aufhören. Nicht mal, als Mama kam und ihr gesagt hat, dass es reicht.» Sie drehte den Kopf zur Seite. «Mama schafft es oft, Leute zu etwas zu zwingen. Das kann sie gut.»

Sara atmete tief durch, um sich darauf vorzubereiten, was dieses Kind zu enthüllen hatte. Sie fragte: «Also haben deine Mum und Dottie von Jenny verlangt, dass sie aufhört, von dieser Verstümmelung zu reden?»

«Sie hatten Angst, dass Jenny in der Schule Ärger kriegen könnte. Also mussten sie was tun, um es zu verhindern. Ein Vertrauenslehrer kam zu ihnen nach Hause. Dottie sagte, der würde wegen dem, was Jenny erzählt hatte, die Polizei rufen.»

«Darüber, dass Mädchen so beschnitten werden?», fragte Sara, die sich nicht erklären konnte, wie ein Mädchen von Selbstverstümmelung besessen sein konnte.

«Jenny hat gesagt, die Frauen da drüben brauchten sich keine Gedanken zu machen über so 'n Zeug ...» Sie hielt inne und sagte dann: «Na, eben so 'n Sex-Zeug. Und was

Dottie machte und so, das haben die da drüben nicht, denn Kinder sind ihnen heilig. Mädchen werden geschützt.»

«Warum sollte Dottie sie denn beschneiden, Lacey?»

«Hat sie ja gar nicht», sagte Lacey. «Nach dem Skiausflug zu Weihnachten hat Jenny beschlossen, es selbst zu machen.»

Sara wollte das nicht glauben. «Es ist völlig unmöglich, dass sie es sich selbst angetan hat, Kleines.»

«Hat sie aber», beharrte Lacey. «Sie hat eine Rasierklinge benutzt, aber sie fing an zu schreien, und Dottie ist raufgerannt und hat dann auch geschrien.»

«Du warst im Haus?»

«Ich war unten mit Mama, weil Zahhtag war.»

Sara sagte sich, dass sie darüber nicht überrascht sein musste. Diese Frauen hatten tatsächlich regelmäßige Zahltage, und das war schließlich einleuchtend, weil sie ihren perversen kleinen Magazinhandel wie ein richtiges Unternehmen aufgezogen hatten. Seit mindestens dreizehn Jahren betrieben sie diesen Handel bereits, und sie wussten, was sie taten.

«Jenny hat so laut geschrien, als wenn sie sterben müsste», sagte Lacey. «Und dann kam Mama wieder nach unten und hat mir erzählt, was Jenny mit sich gemacht hatte.»

Mehr als auffordernd zu nicken, sie möge weitererzählen, brachte Sara nicht fertig.

«Sie konnten sie ja nicht ins Krankenhaus bringen, und da hat Mama gesagt, dass es am besten ist, sie machen das zu Ende, was Jenny angefangen hatte ...» Lacey schwieg.

«Und das haben sie dann auch gemacht.»

«Ist sie denn betäubt worden?», fragte Sara.

«Mama hat ihr ein paar von ihren Pillen gegeben, damit sie keine Entzündung kriegt.»

«Das hab ich nicht gemeint», sagte Sara. «Ist sie bewusstlos gemacht worden, bevor sie weiter an ihr ge-

schnitten haben? Oder haben sie Jenny einschlafen lassen, damit sie nichts spürt?»

«Ich glaub, sie ist von selbst eingeschlafen, als sie damit angefangen haben», vermutete Lacey. «Wenigstens hat sie nach 'ner Weile aufgehört, so schrecklich zu schreien.»

Sara kaute an der Unterlippe. Sie wusste nicht, wie sie reagieren sollte. Also fragte sie: «Wieso, meinst du, hat Jenny sich das angetan?»

«Carson und Rory haben sie aufgezogen, als wir zum Skilaufen waren, also dass sie erst mit ihnen gehen wollte und dann wieder nicht.»

«Mit ihnen gehen bedeutet Sex haben?»

Sie nickte. «Sie sagte, dass sie nicht wollte. Da wurden sie wütend auf sie und nannten sie eine Hure, und sie wusste ja gar nicht, warum, aber dann sagte Cooper ihr, dass sie es doch schon mal gemacht hatte, das eine Mal, als sie zusammen mit Mark bei denen zu Hause gewesen war.» Achselzuckend fügte sie hinzu: «Mark hatte ihr was in den Drink getan, damit ihr ganz komisch wird und sie hinterher nichts mehr weiß.»

«Weißt du, was das war?»

«Etwas, von dem man sich am nächsten Tag richtig mies fühlt», antwortete Lacey. «Sie kriegte Bauchschmerzen und konnte zwei Tage nicht zur Schule. Dottie hat erzählt, dass sie die Grippe hätte.»

Rohypnol, dachte Sara. Die angesagte Droge bei geplanten Vergewaltigungen.

Lacey erzählte weiter. «Sie hat getan, was sie tun wollte, wissen Sie. Mark sagt, dass Drogen nur helfen, Sachen zu machen, die man sowieso machen würde.»

«Das stimmt nicht», klärte Sara sie auf. «Besonders nicht bei der Droge, die er ihr wahrscheinlich gegeben hat.»

Lacey zuckte die Achseln, als sei es völlig unwichtig. «Sie stand doch eh auf Cooper Barrett.»

«War der beim Skiausflug mit?», fragte Sara.

«Er und Rory und Carson», antwortete Lacey. «Die haben uns im Hotel immer Nachrichten unter der Tür durchgeschoben, und als wir eines Morgens aufstanden, war ein Schild über unserer Zimmernummer, und da standen diese Sachen drauf.» Sie blickte zu Sara auf. «Ich glaub, sie waren es auch, die den Kram aus ihrem Schließfach in der Schule geklaut haben.»

«Was für Kram?»

«Fotos und so Sachen. Die haben sie zerrissen, und danach wollte sie außer Schulbüchern nichts mehr in ihrem Fach aufbewahren.»

«Das war wohl ziemlich schlimm für sie.»

Wieder zuckte Lacey nur die Achseln, aber Sara merkte, dass es ihr doch nicht gleichgültig war.

«Was meinst du, warum Mark das mit ihr gemacht hat?», fragte Sara. «Hat Dottie ihn gebeten, sie zu der Party mitzunehmen?»

Lacey nickte, und Sara fasste sich an den Kopf bei dem Gedanken, dass Mark den Zuhälter von Jenny Weaver gespielt hatte, um Dottie noch mehr Kinder zu organisieren.

«Jenny war sauer, dass sie von denen angemacht wurde», sagte Lacey. «Und Dottie sagte ihr, sie soll doch nochmal mitmachen, und dann würden sie schon aufhören. Aber Jenny wollte das nicht. Sie sagte, sie möchte rein sein.»

«Das war also der Grund, warum sie sich zwischen den Beinen verletzt hat?», fragte Sara.

Lacey sagte: «Sie hat damit angefangen, aber Dottie musste es dann zu Ende bringen.»

Lacey wandte sich wieder der verschorften Wunde zu und kratzte so lange, bis es zu bluten anfang.

Sara zog ein Papiertaschentuch hervor und tupfte das Blut vom Bein des Mädchens. Sie fragte: «Hast du je gesehen, was Dottie an jenem Abend mit Jenny gemacht hat?»

Wieder schüttelte sie nur den Kopf. «Danach durfte ich ja nicht mehr mit ihr sprechen.»

«Warum denn nicht?»

«Weil Mama es mir verboten hat», sagte sie und sah wieder hinunter auf den Wundschorf, den sie abzukratzen versuchte. «Mama hat mir gesagt, wenn ich mit Jenny rede, dann sorgt sie dafür, dass Dottie bei mir dasselbe macht.» Sie deutete in ihren Schoß. «Da unten.»

«War deine Mutter denn auch wütend auf Jenny?»

Da Lacey den Kopf nach unten gebeugt hatte, klang ihre Stimme sehr gedämpft, und Sara musste sich anstrengen, die Antwort des Mädchens zu verstehen. «Mama sagte, Mark hätte es mit Jenny getrieben, und das war böse. Davon ist Jenny verrückt geworden, und darum hat sie das auch bei sich selbst gemacht.» Sie hielt inne. «Kinder sollten immer nur mit Erwachsenen zusammen sein, weil Erwachsene ja wissen, was sie tun, Kinder aber nicht.»

«Bist du wirklich sicher, dass dein Daddy nichts von alledem gewusst hat?»

Sie nickte, die Lippen zu einer schmalen Linie zusammengepresst. «Er hätte Mark umgebracht.»

«Meinst du, er wäre auch wütend auf deine Mutter gewesen?» Sara war entschlossen, sie ein wenig in die Enge zu treiben. «Meinst du nicht, dass er sich über die Schwangerschaft deiner Mutter furchtbar aufgeregt hätte?»

Laceys Kopf schnellte hoch. «Woher wissen Sie das?»

«Ich weiß eine ganze Menge», sagte Sara.

«Es war Marks Schuld, dass sie schwanger geworden ist», sagte Lacey, und wieder war Sara über ihren Tonfall verblüfft. Offenbar waren auch diese Sätze dem Kind eingebläut worden. «Als Mama wieder so krank wurde, hat sie Daddy gesagt, dass sie mit ihm nichts mehr machen kann. Deswegen wusste sie ja auch, dass es Marks Kind war.»

Wieder atmete Sara tief durch. Sie bezweifelte sehr, dass man je erfahren würde, wer der wahre Vater des Babys war.

«Letzten Sonnabend», fing Sara wieder an. «Was ist da passiert?»

«Mama ist zu Skatie's gekommen, um Mark zu finden, und da wurde ihr übel.»

«Wie übel?»

Lacey studierte wieder ihr Bein. «Sie hat uns da hingefahren, wollte Mark suchen, und da ist ihr furchtbar schlecht geworden. Sie musste auf die Toilette.»

Sara fiel ein, dass Grace Patterson ja eine kleine Frau gewesen war. Tessa hatte sie ohne weiteres für einen Teenager halten können.

Sara fragte: «Bist du mit ihr auf die Toilette gegangen?»

Lacey nickte.

«Und dann ist auch Jenny gekommen?»

«Sie hat uns reingehen sehen.»

«Was ist dann passiert?»

Lacey seufzte lange. «Das Baby kam zwischen ihren Beinen raus, und überall war Blut ...» Sie konnte nicht weitersprechen und auch Sara nicht ins Gesicht sehen. «Mama hat gesagt, es ging ihm zu schlecht von der Krebsmedizin, die sie nehmen musste, und sie müssten das jetzt regeln.»

Sara schluckte schwer.

«Mir hat sie gesagt, ich soll draußen im Auto warten, und Jenny und sie regeln alles.»

«Warum hat sie Jenny gezwungen, bei ihr zu bleiben?»

«Um sie zu bestrafen. Es war doch Jennys Schuld, dass alles passiert ist. Wenn sie überhaupt nicht erst mit Mark zusammen gewesen wäre, dann hätte Mama nicht tun müssen, was sie getan hat.»

Sara lehnte den Kopf an die Tür und überlegte, was sie sagen sollte. Sie war verblüfft, welche Macht Grace Patterson und Dottie Weaver über diese Kinder hatten. Dass die beiden Frauen vor ihr gesessen hatten, ohne dass

sie bemerkte, wie durch und durch böse sie waren, das würde Sara sich niemals verzeihen.

Lacey wartete, bis Sara ihre Aufmerksamkeit wieder auf sie richtete: «Mama hat Jenny gesagt, wenn sie nicht bleibt und ihr hilft, dann würde sie Ihnen sagen, was Jenny gemacht hat.»

«Mir?», fragte Sara, unfähig, ihren Schock zu verbergen.

«Jenny wollte Kinderärztin werden, so wie Sie», sagte das Mädchen. «Sie dachte, Sie würden ihr bestimmt nicht mehr helfen, wenn Sie wüssten, dass sie mit all den Leuten Sex gehabt hatte.» Von neuem schlich sich der einstudierte Tonfall in ihre Stimme, als sie sagte: «<Wenn du das nicht tust, dann werde ich Dr. Linton erzählen, was für eine Hure du bist.>»

Sara war entsetzt, dass man ihren Namen benutzt hatte, um einem Kind zu drohen. «Das kann nicht sein», sagte Sara heftig. «Das kann doch nicht sein!»

Lacey zuckte die Achseln, als sei es ohnehin unerheblich.

Sara hätte sie am liebsten gepackt und geschüttelt. «Ich hätte alles in meiner Kraft Stehende getan, um ihr zu helfen, Lacey. So wie ich jetzt auch für dich alles tun werde, was mir möglich ist.»

«Ich brauch jetzt keine Hilfe mehr», sagte Lacey so, als sei es zu spät.

Sara war so zornig, dass ihr die Tränen kamen. Sie hatte die Obduktion an dem Baby vorgenommen. Sie wusste ganz genau, was Grace und Jenny dem unglückseligen Wesen angetan hatten. Bei dem Gedanken, dass Jenny bei der Verstümmelung zur Komplizin geworden war, weil sie hatte fürchten müssen, vor Sara bloßgestellt zu werden, erfüllte sie ohnmächtige Wut.

«Mama hat das ganz oft gesagt», berichtete Lacey. «Jenny wollte, dass Sie sie für einen guten Menschen halten.»

Sara fasste sich an die Kehle. «Sie war ein guter Mensch.»

Lacey blickte zu Boden. «Ist doch jetzt auch egal.»

«Jenny hat Furchtbares durchgemacht. Es war nicht ihre Schuld.»

Wieder nur ein Achselzucken.

«Kleines», sagte Sara. Sie versuchte, beruhigend zu klingen. Sie griff nach Laceys Hand, aber das Mädchen wich zurück.

Sie ließ einen Augenblick verstreichen, bevor sie fragte:

«Was meinst du, warum Jenny gedroht hat, Mark zu erschießen?»

Lacey zuckte zwar die Achseln, aber Sara merkte, dass sie die Antwort kannte.

«Meinst du, sie wollte, dass es aufhörte?» Achselzucken.

«Meinst du, sie hat vielleicht gedacht, es kann nur aufhören, wenn sie die Waffe auf Mark richtet? Und dadurch dann hier endet ... ?» Sara verstummte, denn es schnürte ihr die Brust zu. Jenny hatte gewusst, dass sie auf einem Tisch im Leichenschauhaus enden würde. Dadurch, dass sie Jeffrey dazu brachte, sie zu erschießen, würde sie Sara zwingen, endlich zu bemerken, was ihr angetan worden war.

Lacey blickte auf. Ihrem Gesicht war nicht die geringste Gefühlsregung anzusehen. «Jenny wusste es besser», sagte sie. «Sie wusste, dass es niemals aufhören würde.»

Sara suchte nach einer Erwiderung und fürchtete am allermeisten, dass dieses Mädchen Recht behalten könnte. «Wir erwischen Dottie, bevor sie so etwas noch einmal macht, Lacey. Ich verspreche, dass wir alles tun werden, um sie zu stoppen.»

«Na ja ...» Sie zuckte die Achseln, als hielte sie Saras Versprechen für eine unerfüllbare Wunschvorstellung. Sie fragte: «Kommt mein Daddy bald? Ich möchte nach Hause.»

«Lacey ...» Sara fehlten die Worte.

Das Mädchen blickte auf, Tränen in den Augen. Die letzten Tage hatten sie altern lassen. Sie sah nicht mehr

aus wie ein sorgloses kleines Mädchen, die nur der Gedanke plagte, ob sie in das Cheerleader-Team aufgenommen würde oder nicht. Die Menschen, die sie missbraucht hatten, waren fort, aber in ihrem Herzen würde sie das, was sie ihr angetan hatten, immer mit sich herumschleppen müssen. Sara hatte sich noch nie so hilflos gefühlt. Sie wollte etwas tun, wollte helfen, aber sie wusste, dass es dazu viel zu spät war. Und sie wusste auch, dass es da draußen noch mehr Kinder wie Lacey gab, Kinder, die Dottie Weaver zum Opfer gefallen waren – und noch viele mehr, die ihr zum Opfer fallen könnten. Lacey wischte sich mit dem Handrücken die Nase ab. Sie schniefte laut, schaffte es aber, Sara ein Lächeln zu schenken. Dann wiederholte sie: «Kommt mein Daddy bald? Ich möchte nach Hause.»

SONNTAG

Eine Woche später

DREIUNDZWANZIG

Tessa ließ sich am Esszimmertisch Sara gegenüber auf einen Stuhl fallen. «Werde ich mich für den Rest meines Lebens übergeben müssen?»

«Das hoffe ich nicht», murmelte Sara, die mit ihren Gedanken ganz woanders war. Sie las nämlich in einer Krankenakte und versuchte, ihre eigene Handschrift zu entziffern. «Was soll das hier heißen?», fragte sie und schob das Krankenblatt zu Tessa.

Tessa studierte das Gekritzelt. «Abgetakelter Bindfaden?», riet sie.

«Das les ich auch daraus», grummelte Sara und zog das Blatt wieder zu sich. Sie starrte auf die Wörter und schien sie hypnotisieren zu wollen, damit sie endlich einen Sinn ergaben.

Tessa griff in Saras Aktentasche und zog ein Magazin heraus.

«Das ist eine Fachzeitschrift», erklärte Sara.

«Ich bin vielleicht keine Ärztin, aber lesen kann ich trotzdem», giftete Tessa zurück. Sie blätterte in der Zeitschrift, legte sie aber sehr bald wieder beiseite. «Da sind ja keine Bilder drin», beschwerte sie sich.

«Hinten gibt's ein paar», erwiderte Sara und reichte über den Tisch, um ihrer Schwester die sehr rote und sehr große Abbildung eines Blinddarms zu zeigen. Dann blätterte sie um, und auf der nächsten Seite war dann das seziierte Organ in seiner ganzen blutenden Pracht zu sehen.

«Du lieber Himmel!» Tessa presste beide Hände vor den Mund, als sie vom Tisch aufsprang. Sie hätte beinahe Cathy umgerannt, als sie aus dem Zimmer stürmte.

Cathy fragte: «Was ist denn mit ihr los?» Sie stellte einen Teller mit russischen Eiern auf den Tisch.

«Weiß ich auch nicht», sagte Sara, die immer noch auf das Krankenblatt starrte. «Oh», entfuhr ihr, als sie es endlich herausbekommen hatte. «Abgetasteter Blinddarm.»

Cathy zog die Stirn in Falten. «Muss so was unbedingt am Abendbrotstisch sein?»

Sara raffte die Papiere zusammen. «Schon fertig», sagte sie. «Das war das Letzte.»

Cathy setzte sich ihr gegenüber und trank einen Schluck von Saras Eistee. «Wie geht das da voran?», fragte sie, auf die Akten deutend.

«Langsam», erwiderte Sara. «Aber auch positiver, als ich gedacht hätte. Ich meine, besser für Grant. Sie hat sich hier sehr bedeckt gehalten.»

«Wie dein Vater sagen würde: <Scheiß nie da, wo du auch isst.>»

«Genau», antwortete Sara, deren Schmunzeln eher gequält wirkte.

«Da wir gerade beim Thema sind», sagte Cathy. «Ich hab gehört, dass Dave Fine der Prozess gemacht wird.»

Sara nickte. «Er denkt immer noch, er muss nicht ins Gefängnis.»

«Könnte aber sein, dass er nirgends so sicher ist wie im Knast», sinnierte Cathy und nippte wieder am Tee. «Hast du mit Lacey's Vater darüber gesprochen, ob sie dir nach der Schule in der Klinik helfen darf?»

Sara nickte und schob die Akten in die Mappe. «Er will es sich überlegen.»

«Ich kann mir nicht vorstellen, dass er noch lange in der Stadt bleiben wird», sagte Cathy mit einem prüfenden Blick auf ihre Tochter. «Egal, was er sagt, die Leute glauben, dass er es gewusst hat.»

Sara zuckte die Achseln. Es war ihr unangenehm, mit ihrer Mutter über dieses Thema zu sprechen.

Cathy blieb beim Thema: «Ich hab gehört, neulich hat man ihm vorm Piggly Wiggly die Reifen aufgeschlitzt.»

Sara versuchte dem Gesicht ihrer Mutter abzulesen, worauf sie hinauswollte.

«Ich will nur nicht, dass dir wehgetan wird», sagte Cathy schließlich. «Ich möchte nicht mit ansehen, dass du die Kleine ins Herz schließt, und dann geht der Vater auf einmal mit ihr fort.»

Sara ordnete angestrengt den Inhalt ihrer Aktenmappe. Jeffrey hatte ihr neulich Abend dasselbe gesagt.

«Weißt du», fing Cathy wieder an, «du könntest doch einfach ein Kind adoptieren.»

Sara spürte ein gequältes Lächeln auf ihrem Gesicht. Sie nahm die Brille ab und legte sie vor sich auf den Tisch. «Ich, äh ...» Sie brach ab und lachte traurig. Es war doch alles viel komplizierter.

Cathy wartete darauf, dass Sara weiterredete.

«Ich möchte im Augenblick nicht darüber sprechen, Mum.»

Cathy nahm Saras Hand. «Ich bin für dich da, wenn du darüber sprechen möchtest.»

«Ich weiß.»

Tessa kam ins Zimmer zurück und gab Sara einen Klaps auf den Hinterkopf. «Miststück», schimpfte sie.

Sara lachte und streckte ihr die Zunge raus.

Cathy zog eine Augenbraue in die Höhe, als sie vom Tisch aufstand, gab aber keinen Kommentar ab. Sie fragte Tessa: «Geht es dir gut, Liebling?»

«Ja, Mum», antwortete Tessa, aber sie sah nicht so aus. Sara bekam ganz kurz Gewissensbisse, weil sie ihrer Schwester die Fotos gezeigt hatte.

«Wirklich?», fragte sie.

«Oh, es ist alles ganz prima», blaffte sie. «Mein Haar ist fettig, meine Haut juckt, meine Hosen sind zu eng.» Dabei hielt sie inne und zupfte an ihren Shorts. «Die rutschen mir immer in den Schritt rauf.»

«Die Natur verabscheut eben ein Vakuum», sagte Sara lachend.

«Sara», warnte Cathy, lachte aber doch auf dem Weg in die Küche.

Tessa setzte sich und nahm sich eins der gefüllten Eier. «Wo bleibt Jeffrey? Er ist schon eine halbe Stunde zu spät.»

«Ich weiß», sagte Sara und schaute zu, wie ihre Schwester das Ei verputzte. «Ich dachte, dir sei schlecht.»

«War es mir ja auch», sagte Tessa und nahm sich noch ein Ei. «Jetzt aber nicht mehr ... ganz so.»

Sara wollte etwas sagen, hielt aber inne, als sie in der Auffahrt einen Wagen hörte. «Das wird Jeffrey sein», sagte sie und stand so schnell vom Tisch auf, dass ihr Stuhl nach hinten kippte. Sie bekam ihn gerade noch zu fassen, bevor er auf dem Boden landete, und warf Tessa einen drohenden Blick zu in der Hoffnung, damit den Kommentar abzuwürgen, der ihrer Schwester garantiert schon auf der Zunge lag.

Sara ließ sich auf dem Weg zur Eingangstür bewusst Zeit. Jeffrey wollte gerade klopfen, als sie die Tür öffnete.

Und sie wollte sich gerade vorbeugen, um ihm einen Kuss zu geben, ließ es aber, als sie seinen Gesichtsausdruck sah. «Was ist denn?»

Zur Antwort hielt er eine Videokassette hoch.

Sie schüttelte den Kopf und fragte: «Was soll das?»

«Warte, bis wir im Arbeitszimmer sind», sagte er und ging voran, die Treppe hinunter. Sie konnte an seiner Schulterhaltung erkennen, dass er zornig war. Seine Haltung war verkrampft, die Zähne hatte er fest zusammengebissen.

Sara setzte sich auf die Couch und sah zu, wie Jeffrey die Kassette einlegte. Er setzte sich neben sie und hantierte mit der Fernbedienung, bis ein Bild zu sehen war. Sara erkannte, dass es sich um Schwarz-Weiß-Aufnahmen einer Überwachungskamera handelte.

«Das Postamt in Atlanta», sagte sie.

Jeffrey lehnte sich zurück, und Sara schmiegte sich an ihn, während sie sich das Videoband ansahen. Es wirkte alles ganz normal: ein Raum voller Postfächer und mit einem Tisch in der Mitte. Jeffrey benutzte den schnellen Vorlauf und ließ das Band wieder normal ablaufen, als ein schlank wirkender junger Mann ins Bild kam.

«Das könnte ja fast Mark Patterson sein», flüsterte Sara und sah gebannt zu, wie der Junge nach hinten ging. Als er dichter an die Kamera kam, erkannte man, dass er tatsächlich Mark erstaunlich ähnlich sah. Beide waren gleich schlaksig und wirkten ähnlich arrogant. Die Art, wie seine Kleidung am Körper hing, vermittelte dieselbe androgyne Sinnlichkeit.

Jeffrey sagte: «Er sieht genauso aus wie Mark.»

Auf dem Bildschirm sah man, dass der Junge argwöhnisch den Raum durchquerte, einmal stehen blieb und sich schließlich verstohlen umsah, bevor er ein Schließfach öffnete. Sein Rücken war der Kamera zugekehrt und blockierte die Sicht, als er den Inhalt des Fachs herausnahm, sich abermals umsah und dann mehrere Umschläge unter den Gürtel seiner Hose steckte. Er zog sein T-Shirt darüber und stopfte es sich ebenfalls in die Hose. Dann ging er an der Kamera vorbei zum Ausgang. Jeffrey drückte auf Pause, und das Bild des Jungen fror auf dem Schirm ein.

«Sie hat jemanden geschickt», sagte Sara.

«Er ging hinaus auf den Parkplatz, stieg in einen schwarzen Thunderbird und fuhr zu einer Einkaufspassage in der Stadt», sagte Jeffrey. «Es tauchte niemand auf, um ihn zu treffen. Er wartete zwei Stunden und benutzte dann einen Münzfernsprecher.»

«Um wen anzurufen?»

«Nick hat die Nummer zu einem Handy zurückverfolgt. Aber es hat sich niemand gemeldet.»

«Und was ist mit diesem Jungen?»

«Er heißt David Ross oder auch Ross Davis», erklärte Jeffrey. «Nick hat seine Fingerabdrücke überprüfen lassen. Er wurde vor zehn Jahren am helllichten Tag von zu Hause gewaltsam entführt. Seitdem vermisst und für tot gehalten.»

Sara blieb fast das Herz stehen. «Vor zehn Jahren?»

«Ja», sagte Jeffrey voller Wut. «Er spielte draußen mit seinem kleinen Bruder. Dottie kam in ihrem Auto. Wir glauben jedenfalls, dass es Dottie war. Wanda. Scheiße, wie sie auch heißen mag. Es war eine Frau. Sie nahm Ross Davis mit, und er kam nie wieder nach Hause.»

Sara fasste sich ans Herz. «Die armen Eltern.»

«Deren Kind ist er nicht mehr, Sara. Er ist genau wie Mark. Will nicht reden. Nick hatte ihn sechs Stunden lang in der Mangel, und der Junge hat so gut wie nichts gesagt. Wollte noch nicht einmal einräumen, dass er Dottie kannte. Er hat nur gesagt, er sei dort gewesen, um seine Post abzuholen.»

«Hat er die Tätowierung von Mark?»

Jeffrey schüttelte den Kopf.

«Wie alt ist er?»

«Siebzehn.»

«Mit sieben hat man ihn entführt?»

«Vom Gesetz her ist er volljährig», sagte Jeffrey so niedergeschlagen, dass Sara seine Hand nahm.

Dann fragte sie: «Hast du seine Eltern informiert?»

«Hat Nick getan», sagte Jeffrey. «Er konnte ihn jedoch nicht länger festhalten. Es ist nicht illegal, ein Postfach zu leeren, und der Wagen ist auf seinen Namen zugelassen.»

«Nick lässt ihn doch wohl beschatten, oder?», fragte Sara. «Zumindest kann er den Eltern dann sagen, wo der Junge ist.»

Jeffrey nickte. Wie gebannt blickte er auf das eingefrorene Bild des Jungen. «Pass auf», sagte er und richtete die

Fernbedienung wieder auf den Videorecorder. Er drückte auf «Play», und der Junge ging.

Das Band zeigte einige Sekunden lang nur den leeren Raum. Sara wollte gerade fragen, warum sie denn noch hinsehen sollte, als eine Gestalt auf dem Bildschirm erschien. Eine Frau mit Baseballmütze und Brille näherte sich provozierend der Reichweite der Überwachungskamera. Dann ging sie nach hinten und schloss dasselbe Postfach auf, das der Junge vor ein paar Minuten geöffnet hatte. Sie nahm auch ein paar Umschläge heraus und stopfte sie in ihre Handtasche. Als sie sich umdrehte, stöhnte Sara verzweifelt auf.

«Ist das Dottie Weaver?», fragte sie, obwohl sie es wusste. Die Frau auf dem Bildschirm war nicht zu verwechseln. Und als ob sie genau wusste, dass sie von Jeffrey und Sara beobachtet wurde, hob Dottie ihre Sonnenbrille, sah direkt in die Videokamera und zeigte ihnen den Mittelfinger.

Jeffrey hielt das Band an.

«Wo waren denn Nicks Leute?», wollte Sara wissen. Sie war bis an den Rand der Couch gerutscht. «Die Beschatter?»

«Die sind dem Jungen gefolgt», gab Jeffrey hilflos zu. «Nick fand einen Stapel Werbung bei ihm. Die Kreditkarten hatte er im Fach gelassen.»

«Sie kann sie aber unmöglich benutzen», wandte Sara ein, immer noch fassungslos.

«Das weiß sie», versicherte ihr Jeffrey. «Sie hat dir und Lena einen Hinweis nach dem anderen gegeben, als ihr sie vernommen habt. Es ist alles ein Spiel. Und sie verarscht uns.»

«Warum?»

«Weil sie es kann», sagte er sarkastisch. «Gottverdammte nochmal! »

Sara legte die Hand auf seine Schulter. «Jeff.» Sie wollte ihm helfen und sagte deshalb: «Dave Fine wird nie mehr

aus dem Gefängnis herauskommen. Lacey ist wieder zu Hause. Grace ist tot.»

«Versuch nur nicht, mich zu trösten, Sara», sagte er mit erstickter Stimme. «Bitte.»

Sie ließ die Hand sinken, und er beugte sich vor, stützte die Ellbogen aufs Knie und den Kopf in die Hände.

Dann sagte er: «Sie läuft da draußen frei rum, Sara. Sie läuft frei herum und macht weiter.»

«Irgendwann wird man sie erwischen», versicherte Sara ihm, aber überzeugt war sie davon nicht. Jeffrey musste das Zögern in ihrer Stimme bemerkt haben, denn er drehte sich zu ihr um. In seinem Blick lag so viel Qual, dass Sara sich abwenden musste.

Sie sah auf den Fernsehschirm, wo Dottie Weaver ihnen auf unmissverständliche Weise zu verstehen gab, dass sie nicht nur dem Gesetz entkommen war, sondern freie Bahn hatte, Kindern wie Mark und Lacey Patterson anzutun, wonach ihr gerade der Sinn stand. Wahrscheinlich tat sie es bereits in diesem Moment.

«Wie konnte das nur passieren?», fragte Sara, aber darauf gab es keine Antwort. Sie dachte an Lacey, daran, was das Kind hatte durchmachen müssen, auch die Dinge, die sie erlebt hatte, über die sie aber noch nicht sprechen konnte. Die Dreizehnjährige hatte mehr Schmerz und Leid erfahren, als man für menschenmöglich halten sollte, und doch stand sie jeden Morgen auf, um in die Schule zu gehen, und besuchte sonntags mit ihrem Vater den Gottesdienst, als sei sie immer noch ein Kind und nicht durch die Umstände um Jahre gealtert.

Jeffrey lehnte sich auf der Couch zurück, nahm Saras Hand und drückte sie zu fest. Ohne zu sprechen, saßen sie da. Sie konnten es beide nicht ausdrücken, was sie empfanden. Bis Cathy oben an der Treppe erschien und sie zum Abendessen rief.

DANKSAGUNG

Der erste Dank geht wie immer an meine Agentin Victoria Sanders. Auch durch drei Leute ließe sie sich nie ersetzen. Meaghan Dowling, meine Lektorin bei Morrow, schärfte meinen Blick für das Wesentliche, und ihre Vorschläge waren stets treffend. Kate Elton bei Century war ebenfalls eine große Hilfe. Die PR- und Marketing-Leute bei Morrow und Century waren großartig. Juliette Shapland ist ihr Gewicht in Tim Tams wert.

Medizinisch beraten wurde ich wieder von Michael A. Rolnick, M.D., und Carol Barbier Rolnick. Captain Jo Ann Cain spendete Rat zu Verfahrensfragen. Ric Brandt beriet zu Feuerwaffen. Melissa Cary erläuterte mir, wie man einen verstopften Abfluss mit einer Sielfeder säubert. Jatha Slaughter beantwortete meine Fragen zu Drogen ehrlich und mit Aplomb. Die Autorenkollegen Jane Haddam, Keith Snyder, Ellen Conford und Eileen Moushey waren stets mit moralischer Unterstützung zur Stelle. Der Schriftsteller Sal Towse überquerte mit mir zu Fuß die Golden Gate Bridge, ein Erlebnis, das ich niemals vergessen werde.

Laura «Slim» Lippman war eine gute Gesprächspartnerin. Mein Daddy war mir zeit meines Lebens eine Stütze, und ich preise mich glücklich, ihn zu haben. Judy Jordan ist eine hoch geschätzte Freundin. Und was D. A. betrifft – woraus auch immer unsere Seelen bestehen, deine und meine, sie sind dieselben.

Dank werde ich immer Billie Bennett Ward schulden, meinem Englischlehrer in der neunten Klasse. Ich bin einer der wenigen Menschen, die ich kenne, die ihre Karriere, wenn nicht gar ihr Leben, einem Lehrer verdanken. Für das Gute, das sie tun, gebührt allen Lehrern Dank.

Zuletzt ein Dankeschön an all die Schufte, die das deutlich angeschlagene Zeitlimit von dreißig Minuten in meinem örtlichen Fitnessstudio überschreiten; ich habe mir so manchen grausamen Mord ausdenken können, während ich darauf warten musste, endlich auf eine der Tretmühlen steigen zu dürfen.

Für ihre Hilfe in medizinischen und pathologischen Fachfragen dankt der Übersetzer abermals Frau Dr. Eva Dankoweit-Timpe und Herrn Dr. Klaus Peter Reinicke, beide in Hannover.

ENDE